



Im Dienst des Kreuzes







Im Dienst des Kreuzes
auf ungebahnten Pfaden.



Baumhaus auf Neu-Guinea.

Schwierige Missionsanfänge auf einsamer Südsee-Insel

mitgeteilt von
G. Kunze, rhein. Missionar,
ehedem auf der Dampier-Insel (Neu-Guinea).

Barmen, Verlag des Missionshauses.





Friedrich-Wilhelmshafen.

Eine Umschau.

(Zum Titelbilde.)

Das vorstehende Titelbild versetzt uns in die im fernen Osten gelegene Südsee, nach der größten Insel der Welt, Neu-Guinea. Diese Insel ist reichlich um die Hälfte größer als Deutschland und liegt nördlich von Australien. Wollte jemand dorthin reisen, so brauchte er auf einem schnellfahrenden Dampfschiffe sieben bis acht Wochen. Die Bewohner dieser großen, fernen Insel sind die Papua, so genannt nach dem malayischen Worte papuwah (kraushaarig). Von der Bedeutung und dem Ursprung dieses Namens haben aber die Papua selbst keine Ahnung. Europäische Seefahrer, die schon vor einigen hundert Jahren nach Neu-Guinea gekommen sind, haben ihnen denselben beigelegt, als sie der merkwürdigen, kraushaarigen Perücke der schokoladefarbigen Insulaner ansichtig wurden.

Von diesem großen Insellande hatte sich Holland schon einen guten Teil vorweg genommen, als England und Deutschland in den achtziger Jahren daran dachten, sich in den Rest desselben zu teilen. Dabei erhielt Deutschland seinen Anteil auf der nordöstlichen Seite Neu-Guineas, den es seitdem unter dem Namen Kaiser-Wilhelmland seinen überseeischen Kolonien beigezählt hat. Ist das deutsche Gebiet auch der kleinste der drei Teile, so hat es immerhin noch etwa die Größe von halb Preußen.

Seit reichlich zehn Jahren sucht eine deutsche Handelsgesellschaft, die sogenannte Neu-Guinea-Kompagnie, dieses große Gebiet, welches ein Landeshauptmann verwaltet, durch Plantagenbau und Handel deutschen Interessen nutzbar zu machen.

Deutsch-Neu-Guinea besitzt eine Anzahl Häfen, von welchen der Friedrich-Wilhelmhafen der geschützteste und sicherste ist. Hier kehrt darum auch der alle acht Wochen von Singapore einlaufende deutsche Postdampfer zu kurzem Aufenthalt ein. Daß mit diesem Hafen nicht die Vorstellung von einer großen Hafenstadt, wie Hamburg und Bremen, oder auch nur wie Ruhrort, dem Rhein- und Ruhrhafen, zu verbinden ist, zeigt schon das Titelbild. Immerhin befindet sich in der Nähe des Friedrich-Wilhelmhafens eine Ansiedelung deutscher Landsleute, welche sich sehr bald durch eine Anzahl niedlicher Holzhäuser verrät. Von diesen ist allerdings auf dem Bilde nicht viel zu entdecken; man sieht im Vordergrunde

nur einige unschöne, große Lagerhäuser der Neu-Guinea-Kompagnie, von deren Vorräten die hier in der „Wildnis“ lebenden Europäer kaufen können, was sie zu ihres Leibes Notdurft bedürfen. Hier, wo die Schiffe aus- und einfahren, hat man auch die schöne Gelegenheit, Briefe aus der fernen Heimat in Empfang zu nehmen oder solche dahin abzusenden. —

Wiewohl aber die Reiche dieser Welt die fernsten Inseln beherrschen und sich nutzbar machen, und auch das Deutsche Reich seine Macht bis an die Enden der Erde entfaltet, so ist es doch keinem dieser Reiche beschieden, alle Länder der Erde unter sein Szepter zu bringen oder auch nur einzelne derselben dauernd zu besitzen. Ein Reich aber ist da, das alle Völker der Erde unter seine Fittiche nimmt, und das bestehen wird, nachdem alle Reiche dieser Welt untergegangen sind. Das ist das Reich unseres Herrn Jesu Christi. In ihm haben wir die wahre Weltmacht vor uns, die sich erstrecken wird von einem Weltende bis ans andere. Dafür bürgt uns das Wort des Auferstandenen: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“

Kaum ist ein Land, eine Insel, dahin nicht schon das Evangelium des Reiches gekommen wäre. Auch in die ferne Südsee, nach Deutsch-Neu-Guinea, ist es gedrungen, um die armen und elenden Papua einzuladen, Bürger des Reiches Jesu Christi zu werden.

Im Jahre 1886 ließen sich die ersten Missionare einer bayrischen Missionsgesellschaft im südlichen Drittel von Deutsch-Neu-Guinea nieder. Im Jahre 1887 folgten ihnen die ersten Missionare der Rheinischen Mission in Barmen, welche zunächst im mittleren Drittel des deutschen Neu-Guinea-Gebietes Fuß faßten. Im März 1888 gründeten daselbst die drei rheinischen Missionare Eich, Scheidt und Bergmann an der Küste der sogenannten Astrolabebai, unweit der Papua-Dorfschaft Bogadjim, die erste rheinische Missionsstation, welche von Friedrich-Wilhelmhafen aus mittels eines Segelbootes in vier bis fünf Stunden zu erreichen ist. Ein Jahr später entstand unter Missionar Bergmanns Leitung und meiner Mithilfe die zweite Missionsstation auf der kleinen Insel Siar, welche man von Friedrich-Wilhelmhafen aus auf einem Ruderboot in 30 bis 40 Minuten erreicht.

Daß eine Ansiedelung auf Neu-Guinea mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden ist, erkennt sofort jeder, der das Bild von Friedrich-Wilhelmhafen ansieht. Zeigt es doch u. a. wie jede Fläche Landes dem Urwald abgewonnen werden muß, ehe darauf ein Haus gebaut oder ein Feld angelegt werden kann. Das Schlimmste aber ist, daß in dem sonst so schönen und auch ungemein fruchtbaren Lande aus dem Dunkel der sumpf- und moderreichen Urwälder gefährliche Fieberdünste aufsteigen, die das Klima überaus

bösartig machen und nicht selten den Missionaren und ihren Frauen ein frühes Grab bereiten. Niemand wird es uns Missionaren daher verdenken, daß wir bald darauf sannen, einen Platz ausfindig zu machen, wo wir mit den Unsrigen diesen verderblichen Fieberdünsten vielleicht weniger ausgesetzt wären.

Im Jahre 1890 richteten wir unsere Blicke auf die sogenannte Dampier-Insel, welche, mehrere Stunden von der Neu-Guinea-Küste entfernt, in der freien, offenen See liegt. Dort, dachten wir, müsse so reichlich gesunde Seeluft wehen, daß gefährliche Fieber kaum noch vorkommen könnten. Dazu hatten uns eines Tages Leute von der Dampier-Insel auf unserer Missionsstation Siar besucht und auch uns in freundlicher Weise zu einem Besuche eingeladen. So war uns der Weg gebahnt, und bald trat ich in Begleitung der beiden Missionare Claus und Bösch eine Untersuchungsreise nach der Dampier-Insel an. Es war eine lange, beschwerliche und gefährliche Fahrt über See in einem kleinen Boot.

Auf der Insel angekommen, erkannten wir jedoch sehr bald allerlei Schwierigkeiten, die uns wohl davon hätten abhalten können, dort eine Missionsstation anzulegen. Die Insel war von vielen gefährlichen Riffen umgeben, die das Landen sehr erschwerten. Dazu waren auch die Dörfer der Papua hier klein und schwer zu erreichen. Endlich war die Insel — wie schon bemerkt — ziemlich weit im Meere gelegen, von Siar und dem Friedrich-Wilhelmhafen reichlich 30 Seemeilen entfernt, so daß die Missionare zu einer mindestens zwölfstündigen Bootsfahrt gezwungen waren, wenn sie sich von dorther Lebensmittel oder die Post nach Dampier holen wollten.

Nichtsdestoweniger hatte unsere Untersuchungsreise zur Folge, daß ich den Auftrag erhielt, auf der Dampier-Insel eine Missionsstation zu errichten. Wohl hätte mich der Gedanke an die einsame Insel und an die vielen Drangsale und Nöte, welche aller Voraussicht nach meiner dort warteten, dazu bewegen können, diesem Beschlusse entgegenzuwirken. Aber immer wieder klang das Wort des Herrn, Marci 8, 35, in meine Ohren: „Wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren, und wer es verlieret um meinet- und um des Evangeliums willen, der wird es behalten." Vor diesem Worte verschwanden meine Bedenken. Hatte Gott vor, der Papuabevölkerung jener einsamen Insel sein teures Evangelium zu senden, nun, so wollte ich mich nicht weigern, der Bote seiner Liebe zu sein. — Und wie schwer mir auch hernach dieser Weg geworden ist, so habe ich auf demselben doch soviel treue göttliche Durchhilfe und Stärkung erfahren, daß ich nicht anders als mit Dank darauf zurückschaue. Und auch dem Leser dieser Seiten, denke ich, wird es lieb sein, einmal in die

Nöte und Schwierigkeiten, womit die Anlegung einer Missionsstation auf diesem einsamen Südseeposten verbunden war, einen Einblick zu gewinnen.

Unser Reisegepäck und unsere Reisebegleitung.

Wenige Monate nach der erwähnten Untersuchungsreise sollte ich nach der Dampier-Insel aufbrechen, um dort die dritte rheinische Missionsstation auf Neu-Guinea anzulegen. Je länger, je mehr konnte ich mit freudigem Mute dem Tage der Uebersiedelung entgegensehen. Der Herr hatte mich seiner Führung gewiß gemacht, so daß ich nicht mehr auf mich, auf die äußeren Umstände und die zu erwartenden Nöte und Schwierigkeiten sah, sondern auf Ihn und getrosten Herzens Seiner Durchhilfe harrte.

Zwei jüngere Missionare, Claus und Bösch, sollten mich begleiten und mir zunächst bei der Errichtung der Station zur Seite stehen.

Gegen Mitte Juni brach ich von der Missionsstation Siar, wo ich, wie vorhin bemerkt, bisher neben Missionar Bergmann gewirkt hatte, auf und begab mich für mehrere Tage nach der Station Bogadjim. Von dort aus nämlich sollte uns das Schiff der Neu-Guinea-Kompagnie nach der Dampier-Insel hinüberfahren. Bis zur Ankunft desselben galt es aber noch vielerlei zu rüsten. Nicht nur Wäsche und Kleider, Küchen- und Hausgeräte mußten eingepackt werden, sondern auch Werkzeuge und Nägel und viele andere Dinge, die bei einem Hausbau schlecht zu entbehren sind. Auch mußten wir uns für mehrere Monate mit allerlei Proviant versehen. Vor allem aber durfte es nicht an einem guten Vorrat von Tauschartikeln fehlen, wofür wir uns von den Eingeborenen dies und jenes kaufen, oder wodurch wir sie zu allerlei Hilfleistungen bewegen konnten. Auf Neu-Guinea nämlich nützt es wenig, daß man ein kleines, mit Gold-, Silber- und Nickelmünzen gefülltes Portemonnaie in seine Tasche steckt, denn für Geld läßt sich der Papua nichts abkaufen. Da bedarf man größerer Portemonnaies, welche die Gestalt von Holzkisten haben und statt der Markstücke und Groschen Küchenmesser, Tabak, Hobeleisen*), Beile und Perlen bergen. Das sind Dinge, die der Papua gebrauchen und wofür man etwas

*) Früher bestanden die Beile der Papua aus einem winkelig gekrümmten Holzstiel und einem daran befestigten, mühsam geschliffenen, länglichen Kieselstein oder einem derartigen Muschelstück. An Stelle des letzteren gebrauchen sie jetzt die ihnen von Europäern gelieferten Hobeleisen, welche sie genau ebenso, wie früher die Steine, an den Stielen festbinden. Ebenso verwenden sie Stücke starken Bandeisens, welche von ihnen selbst scharf gewetzt werden. — Diese Papuabeile haben eine große Aehnlichkeit mit dem Dächsel eines Zimmermanns.

von ihm haben kann. Denn das ist gewiß, legt man dem Papua ein Küchenmesser vor, das nur 10 Pfg. kostet, und daneben ein Zwanzigmarkstück und läßt ihn zwischen beiden wählen, so wird er das Zwanzigmarkstück liegen lassen und das Küchenmesser mit glücklichem Lächeln zu sich nehmen.

Daß unter solchen Umständen unter den Papua nicht leicht zu reisen ist, wird jedermann begreifen, und ebenso, daß uns Missionaren das Einpacken solchen Geldes viele Arbeit machte.

Am 1. Juli traf das Schiff ein, welches uns drei nach der Dampier-Insel bringen sollte; und nun gings in Eile mit Sack und Pack, mit Kisten und Kasten an Bord. Das Missionsboot, mittelst dessen wir uns und unsere Sachen eingeschifft hatten, nahmen wir mit und, weil uns ein solches ohne Bootsbemannung wenig genützt hätte, auch einige Miokesen — Leute aus dem sogenannten Bismarckarchipel, welche die Neu-Guinea-Kompagnie angeworben hat und deren etliche sie uns als Ruderer überließ.

Doch damit nicht genug. Noch eine Menge seltsamer Reisebegleiter schloß sich uns an. Da waren zunächst eine Anzahl Ziegen mit ihren Lämmern, dann zwei Schweine und in einer mit Latten verschlagenen Kiste eine Schar Hühner; sogar zwei Enten und ein Enterich gesellten sich uns zu; denn der geneigte Leser muß wissen, daß auf ganz Neu-Guinea weder Kühe, noch Pferde, noch Schafe, noch Ziegen einheimisch sind. Die Ziegen, welche wir besaßen, waren erst vor wenigen Jahren aus Australien eingeführt worden. Schweine zwar waren auf der Dampier-Insel vorhanden, doch wußten wir, daß die Papua sie lieber selbst verspeisten und für Geld und gute Worte kein Stück Fleisch von ihnen zu erlangen war. Ebenso besaßen die Eingeborenen Hühner, aber eine Sorte, die bei Tag und Nacht unter freiem Himmel lebend, sich nicht an einen Stall gewöhnen ließ. Der Papua hält sich dieselben weniger um ihrer Eier, als vielmehr um ihrer schönen Federn willen, welche ihm zum Schmucke dienen.

Wäre es uns nun mit unserer Ziegen-, Schweine-, Hühner- und Entenzucht gegangen, wie wirs erwarteten, so hätte es uns gewiß nie an Milch, Eiern und Fleisch gefehlt; leider aber betrog uns unsere Hoffnung; und hätten wir nichts anderes gehabt, als was uns unser Federvolk und unsere Vierfüßler lieferten, so wären wir gewiß jämmerlich verhungert.

Unsere Landung auf der Insel.

Am Morgen des 2. Juli fuhr unser Schiff von Bogadjim ab und langte nach einer sechsstündigen Fahrt um die Mittagszeit

vor der Dampier-Insel an. Wir gedachten am Südufer derselben, in der Nähe des Eingeborenendorfes Kulobob, anzulegen; doch schien dies wegen der Heftigkeit des Windes und der Menge der Riffe, welche der Insel vorgelagert waren, fast unausführbar.

Wohin unser Auge längs der Küste blickte, sahen wir das Aufspritzen der Meeresbrandung, deren weithin vernehmbares Rauschen und Zischen die Gefahr der Riffe verriet. Unruhig schritt der Kapitän auf der Kommandobrücke hin und her, scharfen Auges Ausschau haltend, ob sich irgendwo ein sicherer Ankerplatz entdecken lasse. Auch uns Missionaren war nicht gerade wohl zu Mute, wenn wir nach den Riffen und den sie umtosenden Wellen hinüber-



Eingeborenen-Kanoes in See gehend.
(Aus Rochus Schmidt, Deutsche Kolonien.)

schauten. Vor allem machte uns der Gedanke an unsere Sachen Sorge. Wie war es möglich, sie unter diesen Umständen unversehrt ans Land zu schaffen?

Endlich hatte der Kapitän einen Platz gefunden, wo das Schiff außerhalb der Riffe sicher liegen konnte. Inzwischen kam unter lautem Halloh und Geschrei eine Menge Eingeborener auf ihren leichten Kanoes (Booten) und betrachtete mit neugierigen Blicken das große Schiff. Ein Teil derselben kannte uns noch von unserem ersten Besuche her; ihnen suchte ich auf Siarisch (in der auf unserer Missionsstation Siar gesprochenen Sprache) verständlich zu machen, daß wir gekommen seien, unser Versprechen auszuführen

und uns unter ihnen niederzulassen. Doch merkte ich bald, daß sie von meiner Rede wenig verstanden, denn, wie sich später herausstellte, war ihre Sprache von der auf Siar gesprochenen sehr verschieden. Auch konnten sie es kaum glauben, daß wir wirklich unter ihnen wohnen wollten. Erst als sie sahen, daß unser auf dem Schiff befindliches Boot in die See gelassen und beladen wurde, waren sie davon überzeugt, und die lustigen und schlauen Grimassen, die sie dabei machten, verrieten, daß sie sich schon der stillen Hoffnung freuten, irgend etwas Brauchbares von den fremden weißen Leuten zu erjagen.

In mehreren Bootsfahrten wurden nun unsere Sachen aus dem Schiff an den Strand gebracht. Jeder von uns drei Missionaren erhielt dabei einen besonderen Posten. Bruder Claus übernahm die Führung des Bootes; Bösch hatte die Aufgabe, die ans Land geschafften Sachen vor der Habgier der pfiffigen Papua zu schützen, während ich auf dem Schiffe das Ausladen unseres Gepäcks überwachte.

Trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten schritt die Arbeit rüstig voran; schon war die Hälfte unserer Sachen am Lande, und ich sprach dem Kapitän des Schiffes gegenüber meine Freude aus, daß alles so wohl und schnell von statten ging. Er hatte wohl dasselbe Empfinden, doch entgegnete er vorsichtig: „Man muß den Tag nicht vor dem Abend loben.“ Und siehe, kaum hatte er das gesagt, da geriet das Boot, welches eben wieder unter der Führung von Missionar Claus mit einer schweren Ladung dem Lande zusteuerte, plötzlich auf ein Riff und rannte auf demselben fest. Sofort sprangen Claus und seine Ruderer ins Wasser und bemühten sich, auf dem Riffe stehend, das Boot durch Schieben und Rütteln wieder flott zu machen. Allein die hinter dem Boot zusammenschlagenden Wellen füllten dasselbe in wenigen Minuten mit Wasser, und es war zu befürchten, daß sie das Fahrzeug bald in tausend Stücke zerschlagen würden. Auf meine Bitte ließ der Kapitän schleunigst ein Schiffsboot bemannen und den Bedrängten zu Hilfe eilen. Aber ehe sie dasselbe erreichte, hatte schon Missionar Claus und seine Ruderer die gesamte Ladung von Kisten und Kasten über Bord geworfen. Dank dieser Erleichterung gelang es ihnen jetzt, das Boot durch Hin- und Herschwenken des Wassers zu entledigen und wieder flott zu machen, so daß sie sich nun ans Land zu retten vermochten. Hatten wir auch Ursache, Gott zu danken, daß beide, Mannschaft und Boot, erhalten waren, so war der Anblick all der ins Meer geworfenen Kisten doch keineswegs geeignet, mich sehr freudig zu stimmen. Enthielt doch ein Teil derselben gerade mein bischen persönliche Habe, während der Inhalt der übrigen uns für die nächsten Wochen zum Lebensunterhalt dienen sollte. Ja, da hätte man wohl klagen und

jammern mögen! Aber, was half's? Besser war es sich zu trösten im Sinne des Sprüchleins: „Es ist ja nur ein irdisch Ding, zum Trauern zu gering."

Missionar Bösch gab sich am Strande alle erdenkliche Mühe, die müßig zuschauenden Eingeborenen zu bewegen, daß sie die auf dem Wasser umhertreibenden Sachen auffischen und bergen möchten, was ihnen mit Hilfe ihrer Kanoes eine Kleinigkeit gewesen wäre. Da er sich ihnen durch Worte nicht verständlich machen konnte, (war er doch erst vor wenigen Monaten mit Missionar Claus auf Neu-Guinea angekommen) — so versuchte er durch ein lebhaftes Geberdenspiel den Leuten seine Meinung kund zu thun. Aber da auch dieses wiederum so ganz anders ausfiel, als die Papua es unter einander gewohnt sind, so scherzten und lachten die Leute nur darüber. Dazu kam, daß diese Eingeborenen, welche nicht dem Dorfe Kulobob angehörten, neidisch waren, weil wir uns nicht bei ihnen, sondern bei den Leuten von Kulobob niederlassen wollten, und fanden deshalb umsomehr Vergnügen daran, dem Missionar allerlei Aergernisse zu bereiten und seine Geduld auf eine harte Probe zu stellen.

Endlich kam auf dem Schiffsboot der Rest unserer Sachen ans Land und damit zugleich auch ich. Da klagte mir nun Bruder Bösch seine Not, die ihm die Unliebenswürdigkeit und der Neid der Eingeborenen bereitet hatte. Zum Glück hatten sich inzwischen die dem Dorfe Kulobob angehörenden Leute ebenfalls um uns versammelt, und da es mir notdürftig gelang, mich ihnen auf Siarisch verständlich zu machen, so hatten wir bald die Freude, daß fast das ganze Häuflein anfing unsere Kisten aufzufischen.

Da, während die Kulobob-Eingeborenen fleißig Ruder und Hände regten, und wir unsere am Strande aufgehäuften Sachen überblickten, erscholl vom Schiffe her ein dumpfer Pfiff. Wir schauten auf, und siehe, da fuhr es hin, noch wie zum letzten Gruße seine Rauchwolken in die Höhe sendend. — Ein Gefühl der Wehmut überkam uns, sahen wir uns doch jetzt von allem abgeschnitten und nur noch von einer Rotte brauner Papua umgeben, darunter zum Teil verwegene und herausfordernde Gesichter die uns nichts Gutes ahnen ließen. Doch galt es nicht zu verzagen, sondern im Vertrauen zu dem, der der Verlassenen Hülfe ist, das Haupt zu erheben und uns — so gut es ging — in der gegebenen Lage zurechtzufinden.

Auf einsamem Strande

mußten wir uns für die erste Nacht einzurichten suchen. Wir wären dankbar gewesen, wenn an demselben auch nur eine einzige Hütte gestanden hätte; aber wohin unser Auge blickte, nirgends war ein Obdach zu entdecken. Und die Dörfer der Eingeborenen lagen von hier aus zu fern, als daß wir sie zu so später Stunde noch

hätten aufsuchen können. Doch, sahen wir nicht über uns den blauen Himmel, an dem soeben die Sonne sich mit erquickendem Scheine herniedersenkte? Und konnte jemand uns freundlicher zur Herberge einladen, als eben dieser über uns vertrauenerweckend sich wölbende südliche Himmel? Unter seinem freien Gezelt sollten wir glauben, lieben und hoffen, warum denn nicht auch einmal schlafen und herbergen, wie Er — der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, und uns als Verkündiger seiner Liebe hierhergesandt hatte?

Zur nächtlichen Herberge freilich weniger einladend war das Stückchen Erde, worauf wir standen — eine kaum 8 Meter breite Fläche Sandstrandes, welche bei eintretender Flut durch die an seinem Saum anschlagenden Meereswellen noch mehr geschmälert wurde. Unmittelbar dahinter aber erhob sich der dichte Urwald, welcher mit der zunehmenden Dämmerung einen immer düsteren Anblick bot.

In unserer Nähe meckerten ängstlich unsere Ziegen, welche wir an den Bäumen des Urwaldes festgebunden hatten. Auch ihnen schien es offenbar unheimlich, hier zu übernachten. Dasselbe empfanden wohl auch die beiden Schweine, welche gleichfalls im Walde festgebunden waren, denn wiederholt machten sie sich von ihren Fesseln frei, sodaß wir Mühe hatten, sie wieder einzufangen.

Die Kisten und Kasten — um auch ihrer zu gedenken — hatten wir am Strande auf Haufen gestapelt. Die in See geworfenen waren dank des Eifers der Kulobobleute sämtlich gerettet worden, doch — wie es sich später zeigte — war ihr Inhalt zumeist im Wasser verdorben und unbrauchbar geworden.

Ein Zelt, welches kein Zelt war.

Wir versuchten, ob wir nicht aus den uns zur Verfügung stehenden Gegenständen ein schützendes, wenn auch dürftiges Obdach herstellen könnten. In unserm Boot, das wir am Strande in Sicherheit gebracht, lagen Mast, Segel und mehrere Ruder. Flugs holten wir alles herbei. Bald war der Mast auf dem feuchten Sandstrand aufgepflanzt, mit diesem verbanden wir in schräger Weise die Ruderstangen und breiteten darüber das große Segeltuch aus. Verwundert schauten uns die Eingeborenen zu; offenbar imponierte es ihnen, daß wir uns so schnell zu raten wußten. Als wir uns aber endlich in unser Zelt zurückzogen in der bestimmten Absicht, uns darunter häuslich einzurichten, erkannten sie dies richtig als ein Zeichen, daß wir jetzt zu ruhen und allein zu sein wünschten. In einem solchen Falle erfordert es sogar die papuanische Höflichkeit keine Störung zu verursachen. Die Aelteren gaben daher den Jüngeren einen Wink, daß sie unsern Platz verlassen und ihnen

nach den Dörfern folgen sollten. Die Leute des uns mißgünstig gesinnten Dorfes machten sich ziemlich lärmend und unter Zeichen großer Unzufriedenheit davon, uns keines Wortes mehr würdigend. Die Bewohner von Kulobob dagegen gingen nicht, ohne uns zuvor „gute Nacht" gewünscht zu haben. Sie thaten dies freilich nicht in der bei uns zu Lande üblichen Weise, sondern in folgender merkwürdigen Gesprächsform:

Der Eingeborne: „wo schlaft ihr?"

Ich: „hier schlafen wir."

Der Eingeborne: „ah, da schlaft ihr."

Ich: „ja, an diesem Platze."

Der Eingeborne: „nun, dann ist's gut."

Wer derartiges zum ersten mal hört, könnte meinen, der Papua mache nur gleichgültige Worte; thatsächlich aber drückt er in dieser Form seine Teilnahme für den sich zur Nachtruhe Begebenden aus.

Es war der vornehmste Dorfälteste von Kulobob, namens Madom, der jenes Gespräch mit mir führte. Ehe er als letzter mit seiner Bande von uns ging, forderte ich ihn auf, am folgenden Tage, „wenn der Hahn gekräht", wiederzukehren und uns mit seinen Leuten bei der Uebersiedelung nach ihrem Dorfe behülflich zu sein. Er versprach dies auch allen Ernstes, indem er einmal um das andere rief: „bongnip, bongnip!", „kokorek ibobpe, kokorek ibobpe!" („morgen, morgen", „wenn der Hahn kräht, wenn der Hahn kräht!") Freilich ist der Papua nie unzuverlässiger, als wenn er „bongnip, bongnip" („morgen, morgen") sagt; es war mir daher auch noch sehr zweifelhaft, ob Freund Madom sein „bongnip" einhalten werde.

Nachdem uns die Eingeborenen verlassen hatten, holte ich aus einer Kiste etwas Eßbares hervor — ein vom Seewasser durchweichtes Stück Brod, das noch auf unserer Missionsstation Bogadjim gebacken worden war. Auch ward aus einem aus Süß- und Seewasser bestehenden Tümpel etwas Wasser herbeigeschafft. Obschon dasselbe ein wenig salzig schmeckte, so ließ sich doch immerhin Kaffee darin kochen, und wir kamen wenigstens zu einem warmen Getränk. Auch konnte es bei der herrschenden Dunkelheit nicht genieren, daß das Wasser ohne Zweifel sehr schmutzig war.

Unsere Stimmung war verschiedenartig. Bruder Bösch war ziemlich niedergeschlagen. Das aufs Riff geratene Boot, die schwierige Landung, die ins Wasser geworfenen und durchnäßt aufgefischten Kisten, die unliebsamen Erfahrungen mit den Eingeborenen, das Nachtquartier unter freiem Himmel — dies alles hatte ihn um einen guten Teil seines sonstigen Mutes gebracht; ja, fast glaubte er in diesen Widerwärtigkeiten einen Einspruch Gottes gegen die Errichtung einer Missionsstation auf der Dampier-Insel erkennen zu müssen.

Claus, mein sehr besonnener Gefährte, dankte im Stillen Gott für die ihm auf dem Riff widerfahrene Bewahrung und blickte hoffend auf zu dem, der nichts beginnt, ohne es auch vollenden zu wollen. Bei mir hatten wiederum die Tagesereignisse eine mehr gedrückte Gemütsstimmung hervorgerufen, welche mich nicht einmal dazu kommen ließ, an dem soeben beschriebenen Imbiß teilzunehmen. Doch harrte ich in der Stille meines Herzens des nächsten Morgens, denn aus Erfahrung wußte ich, daß Berge von Schwierigkeiten und Nöte uns weniger düster und unübersteigbar erscheinen, wenn darüber erst die Morgensonne eines neuen Tages aufgegangen ist. So suchte ich auch meine beiden Gefährten mit den Worten zu trösten: „Laßt uns einmal über dem Erlebten zu schlafen versuchen; morgen sehen wir gewiß unsere Lage mit heitereren Augen an.“

Indes zu einem festen Schlafe wollte es bei keinem von uns kommen. Bald schreckten uns die Gedanken an einen Ueberfall feindlich gesinnter Eingeborener auf, bald erhoben unsere Glieder Protest gegen das unbequeme Lager. Und als wir endlich gegen Mitternacht ein wenig eingeschlafen waren, weckte uns ein neuer Umstand unliebsam auf.

Der Himmel nämlich hatte sich während der Nacht mit Regenwolken bezogen, die nun ihr Naß auf unser Obdach ausschütteten. Dabei stellte es sich je länger, desto mehr heraus, daß unser Zelt eben kein Zelt war. In den Falten des Segeltuchs, welches nicht straff genug hatte gespannt werden können, sammelte sich das Regenwasser zu großen und kleinen Pfützen; und bald fielen die dicken Tropfen durch das durchlässig gewordene Segeltuch uns wie nasse Erbsen aufs Lager und ins Angesicht.

Eine Zeitlang zwar setzten wir dieser Ruhestörung schlaftrunkene Gleichgültigkeit entgegen, aber der Apparat über unseren Häuptern arbeitete je länger, desto kräftiger, sodaß wir endlich überlegen mußten, wie dem lästigen Getropfe zu entgehen sei. Mir fiel ein, daß wir eine ganze Rolle und dazu noch einige Fetzen Dachpappe bei uns hatten, womit die draußen aufgestapelten Kisten bedeckt waren, um sie gegen Nässe zu schützen. Schnell holte ich die drei Fetzen herbei und ohne viel Besinnen zog jeder einen solchen wie eine Bettdecke über sich. Nun mochten die dicken Tropfen nach Herzenslust auf uns niederprasseln! Aber o weh! durch die Pappe drang keine Luft, und es entstand darunter eine Hitze, die uns den Schweiß aus allen Poren trieb. Kein Wunder daher, daß wir den Morgen herbeisehnten und uns vergnügt die Augen rieben, als wir endlich die Sonne im pupurgoldenen Glanze aus dem Meere auftauchen sahen — ein Anblick, der die Traurigsten trösten und die Verzagtesten mit neuer Hoffnung erfüllen kann; ist doch die aufgehende Sonne gleichsam eine Botin Gottes, durch welche er den Menschen sagen läßt: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!“

Uebersiedelung nach Kulobob.

Der Himmel war rein und klar, wie auf Neu-Guinea meistens nach nächtlichem Regen, und, wie ich vorausgesetzt: die Strahlen der aufgehenden Sonne küßten uns gleichsam alles Schwere vom Herzen hinweg; ja, es war uns zu Mut, als sollten wir ein „Ebenezer" aufrichten. Von Gottes Hand gnädig bewahrt waren wir gelandet; unter Seinem Schutz hatten wir auf einsamem Strande die Nacht verbracht, ohne daß wir von einer Gefahr betroffen worden waren. Und nun, mit dem neuen Morgen, erhoben wir abermals den Blick zu Ihm, des gewiß, daß, wenn auch niemand in der weiten Welt unser gedachte, doch Er Sein Auge auf uns gerichtet habe. Noch waren wir mit solchen Gedanken beschäftigt, als wir schon ein Angeld erhielten, daß Er die Fürsorge für uns auch an diesem Tage wiederum in Seine treue Hand genommen hatte. In der Richtung von Kulobob sahen wir ein Kanoe nahen, worauf wir bald den Dorfältesten Madom erkannten. Der Papua hielt also wirklich Wort. Als er ans Land getreten war, teilte er uns mit, daß noch andere seiner Dorfgenossen kommen würden, um uns bei unserer Uebersiedelung nach Kulobob zu helfen. Welch' eine Freude für uns! Nun war doch zu hoffen, daß wir nicht noch eine zweite Nacht auf diesem unwirtlichen Strandplatze zuzubringen brauchten, sondern in einer der Eingeborenenhütten von Kulobob schlafen könnten.

Madom stellte sich sehr freundlich gegen uns; er drang darauf, daß wir so schnell wie möglich sein Kanoe mit unseren Sachen belüden. Kaum konnte er es — wie es schien — abwarten, daß er uns mit Sack und Pack in seinem Dorfe hatte. Dabei hatte er freilich seine besonderen Gedanken. Unsere Kisten und Kasten konnten doch nicht leer sein — das war ihm klar. Welche Schätze mochten die weißen Leute darin verborgen haben! Nun, wenn er die Fremden erst bei sich hatte, dann, dachte er, würde es ihm nicht schwer fallen, ihnen dieses oder jenes, was ihm gerade gefiel, abzulocken. Madom müßte kein Papua gewesen sein, wenn er nicht solche Gedanken gehegt hätte; und er müßte nicht, wie alle Papua, ein diplomatischer Schlaukopf gewesen sein, wenn er diese Gedanken nicht hinter der Miene eines Biedermannes zu verbergen gewußt hätte. Immerhin hatten wir es seiner — wenn auch nicht edlen, so doch bei einem Heiden begreiflichen Denkungsart zu verdanken, daß sein und seiner nachfolgenden Dorfgenossen Kanoes bald mit unsern Sachen beladen waren und unter fröhlichem Geplauder ihrer Insassen von dannen fuhren. Den Kanoes folgte unser eigenes Boot, das wir zuletzt beladen hatten. Allerdings gelang es nicht, unsere Sachen in einer Fahrt nach Kulobob herüberzuschaffen, denn die leichten Fahrzeuge der Eingeborenen

konnten keine schwere Ladung aufnehmen, und auch das unsrige durften wir wegen der vielen Risse nicht voll beladen. Es waren eine ganze Reihe von Bootsfahrten nötig, und erst gegen 4 Uhr nachmittags kamen die letzten Reste unserer Siebensachen in Kulobob an. Wie dankbar aber waren wir dem Herrn für Seine Güte! Wieviel hoffnungsvoller schauten wir jetzt in die Zukunft, nachdem es uns durch Seinen Beistand gelungen war, in dem Eingeborenendorfe festen Fuß zu fassen, in dessen Nähe wir die Missionsstation zu errichten gedachten!

Der erste Abend in Kulobob.

Unser Einzug im Dorfe hatte natürlich zur Folge, daß wir bald von der gesamten Einwohnerschaft angestaunt wurden. Die meisten derselben sahen wohl zum ersten Mal weiße Leute. Kaum konnten wir einen Schritt thun, ohne daß uns welche nachfolgten, uns bei allem, was wir vornahmen, genau beobachtend. Vornehmlich war es die liebe Jugend, die sich beständig an unsere Fersen heftete; aber auch an einer Schar neugieriger Weiber fehlte es nicht, welche sich über unser, ihnen seltsames, Benehmen belustigten. Machten sie es einmal darin nach Ansicht der Männer zu arg, so war in der Regel ein Aelterer schnell bereit, ihnen durch eine ernste Miene, oder, wenn es noch nachdrücklicher geschehen sollte, durch ein Schweigen gebietendes Auf- und Abbewegen seiner rechten Faust zu bedeuten, daß ein derartiges Benehmen uns gegenüber unschicklich sei. Es nahm uns Wunder, daß die Papuafrauen und Mädchen, die sonst den weißen Leuten gegenüber scheu und zurückhaltend sind, ihre Scheu vor uns so schnell überwunden hatten. Noch am Tage zuvor, als sie unsern Dampfer nahen sahen, waren sie — wie wir später erfuhren — von großer Angst ergriffen worden. Sie hatten das große Schiff mit dem rauchenden Schornstein, welches sich nach ihrer Meinung ganz von selbst bewegte, für das Ungeheuer irgend eines über das Meer kommenden Geistes angesehen, und alles, was laufen konnte, war entsetzt in den Urwald geflüchtet. Die Männer hingegen waren am Strand zurückgeblieben, um, hinter Gebüschen und Bäumen versteckt, das vermeintliche Ungeheuer noch weiter zu beobachten; und da es einen immer unschuldigeren Eindruck auf sie machte, hatte endlich die Neugier über ihre Furcht die Oberhand gewonnen. Sie hatten ihre Kanoes bestiegen und waren dem „Ungetüm“ entgegengefahren, in welchem sie bald nichts Anderes, als ein großes Schiff erkannten. Freilich blieb ihnen dasselbe noch immer etwas höchst Geheimnisvolles, glich es doch, wenn es mit seiner Schraube das Wasser aufwühlte, fast einem Krokodile, das gereizt, mit seinem Schwanze das Wasser peitscht. Dazu das unheimliche Getön der Dampf-

pfeife, das Rasseln der eisernen Ankerketten und die mächtige Rauchsäule, die fortwährend aus dem Bauch des Schiffes aufstieg — wie hätte nicht dies alles die seltsamsten Vorstellungen in einer



Papuadorf.

Papua-Phantasie erwecken müssen! Indes, wie schrecklich ihnen der Anblick des Schiffes auch war, so hatten sie doch alsbald alle Bedenken überwunden, als sie sahen, wie freundlich sich die weißen Leute auf dem Schiffe gegen sie stellten.

Das lange Ausbleiben der Männer hatte inzwischen auch den im Walde verborgenen Frauen und Kindern die Gewißheit gegeben, daß das Ungeheuer nicht so gefährlich war, als wofür sie es angesehen hatten; so waren sie getrost ins Dorf zurückgekehrt, und vollends wich alle Furcht von ihnen, als sie den Bericht der Männer vernahmen, welche sich über ihre eigene frühere Furchtsamkeit, vornehmlich aber über die der Weiber von Herzen lustig machten. Ohne Zweifel trug dieser Vorfall dazu bei, daß die Frauen fortan alle Scheu vor uns zu überwinden suchten.

Mit dem Reste unserer Sachen im Dorfe angekommen, konnten wir endlich auch daran denken, die Ansprüche unseres Magens, welche sich immer energischer geltend machten, zu befriedigen. Hatten wir doch seit unserem bescheidenen Morgenimbiß auf dem verlassenen Strandplatze so gut wie nichts zu uns genommen. So holte ich denn aus einer der Kisten einen Kochtopf und eine sogenannte Suppentafel*) hervor, und es währte nicht lange, so brannte ein auf nackter Erde angezündetes Holzfeuer, auf welchem Bruder Claus ein willkommenes Süpplein, das zugleich als Labetrunk dienen konnte, bereitete. Dazu lieferte uns eine andere Kiste eine Büchse australischen Konservenfleisches, die, aus Blech verfertigt, nur aufgeschnitten zu werden brauchte, und so, wie sie war, aufs Feuer gestellt werden konnte, ohne daß wir eines Topfes oder einer Pfanne bedurften.

Während Missionar Claus die Geschäfte eines Kochs übernahm, verhandelte ich mit einigen Männern des Dorfes wegen Ueberlassung einiger ihrer Hütten, die uns und unseren Sachen eine vorläufige Unterkunft bieten sollten. Schneller, als ich zu hoffen gewagt, waren die Leute bereit, uns gegen einige Küchenmesser und Perlen drei Hütten mietweise zu überlassen. Waren dieselben auch eine schlechter als die andere, so ließ sich doch immerhin weit besser darin wohnen, als in dem sogenannten Zelt, welches uns in der letzten Nacht zum Obdach gedient.

Die beste der Hütten, welche dem ältesten Sohn des Madom gehörte, ward für uns Missionare und unsere Bootsleute**) zum Quartier bestimmt; die zweite, weniger gute, zum Hühnerstall und Kistenschuppen, die dritte und schlechteste endlich nahm den Hauptteil des „Sack und Pack“ auf. Wo aber blieben unsere Schweine und Ziegen, um auch derer zu gedenken? Sie wurden mit der Erlaubnis der betreffenden Leute an den 4—5 Fuß hohen Pfählen, worauf unsere Hütten errichtet waren, festgebunden. Der Papua hat

*) Diese Suppentafeln, in deutschen Konservenfabriken zu Hildesheim und Heilbronn hergestellt, bezogen wir durch Vermittelung des Missionscomptoirs in Barmen. Sie haben uns auf Reisen und unter Krankheiten auf abgelegenen Stationen oft guten Dienst geleistet, insofern sich aus einer Suppentafel schnell mehrere Teller guter Suppe bereiten ließen.

**) Siehe Seite 9: Miokesen.

Schweine sehr gern, und die beiden unsrigen gefielen ihnen offenbar besonders gut, namentlich das eine weiß- und schwarzgefleckte, wie sie noch keins gesehen hatten. Als etwas ganz Fremdartiges angestaunt wurden von ihnen die Ziegen und um ihrer Hörner willen gefürchtet. Sie meinten, dieselben seien unsere Hunde, weshalb sie sie auch hinfort als solche bezeichneten. Leider waren einem Teil derselben, namentlich den Lämmern, die Reisestrapazen nicht gut bekommen; etliche von ihnen hatten wir bereits verloren und einige andere starben noch hernach. Nicht viel besser erging es unseren Hühnern und Enten, die gleichfalls in ihren engen Kästen zu viel erlitten hatten.

Während ich nun mit meinem Kollegen Bösch unsre Habseligkeiten in den Hütten unterbrachte, warteten schon die Eingeborenen mit Ungeduld darauf, daß ich mich mit ihnen in einen großen Handel einließ. Weil ich nämlich die Frauen des Dorfes zum Dank für die Hilfeleistungen ihrer Männer mit etlichen Glasperlen beschenkt hatte, so war die gesamte Dorfbewohnerschaft auf den Gedanken gekommen, daß sich in unsern Kisten ein unerschöpflicher Vorrat davon befände, und alle waren darauf aus, sich etwas zu verschaffen. Sie boten uns dafür Feldfrüchte zum Verkaufe an, und kaum hatte ich etlichen solche abgekauft, so gaben alsbald die Männer ihren Frauen und Mädchen Weisung, eiligst in die Felder zu laufen und in ihren „Ketok“ genannten Tragnetzen weitere Vorräte von Taro*) herbeizuholen. Fast wollte das Tauschgeschäft kein Ende nehmen, und der aufgekaufte Taro häufte sich allmählig zu einem kleinen Berge an. Schließlich aber ward uns der Handel doch ein wenig lästig, besonders, nachdem uns Bruder Claus zum bereiteten Mahle eingeladen hatte. Wir mußten es uns gefallen lassen, immer wieder beim Essen gestört und zugleich mit neugierigen Blicken betrachtet zu werden. Verwundert sahen uns die Eingeborenen zu, als wir die Suppe mit Emailletassen aus dem Topfe schöpften oder mit unsern Taschenmessern das Fleisch aus der vor uns stehenden Konservenbüchse holten und zu dem Brod, das wir noch übrig hatten, verspeisten. Brod, Taschenmesser, Konservenbüchse — alles waren ihnen unbekannte Dinge. Wohl hätten sie in betreff derselben gerne allerlei gefragt, doch schien ihnen dies damals noch zu unpassend. So begnügten sie sich damit, alles ihnen Seltsame eifrig untereinander zu besprechen oder sich ihre Gedanken darüber heimlich zuzuflüstern. Daß wir übrigens bei unserer Mahlzeit weder einen Tisch noch ein Tischtuch hatten, sondern nach Zigeunerart unter freiem Himmel um unser Feuer gelagert waren, der eine auf

---

*) Taro, ein großblättriges Staudengewächs mit einer in der Erde verborgenen, stärkemehlhaltigen Knolle, die, zwei bis dreimal so groß als ein Kohlrabi, einen im ganzen recht befriedigenden Ersatz für die auf Neu-Guinea unbekannte Kartoffel bietet.

seinen Beinen hockend, der andere auf einem Holzklotz oder auf einem Stein sitzend, war von geringem Belang und konnte unseren Appetit nicht mindern.

Die hereinbrechende Dunkelheit brachte uns größere Ruhe. Besonders war ich froh, daß jetzt der Handel für diesen Tag aufhören mußte, wiewohl uns der große Vorrat von Taro, den wir dadurch gewonnen hatten, gut zu statten kam. Je mehr einheimische Naturalien uns zu Gebote standen, desto sparsamer konnten wir mit unserm mitgebrachten Proviant umgehen, den zu ergänzen sich nicht so bald Gelegenheit bot.

Endlich war es Zeit, nach den vielen Anstrengungen des Tages unser Nachtlager aufzusuchen. Auf bequeme Betten freilich durften wir nicht hoffen. Es blieb nichts übrig, als uns, so gut es anging, auf dem welligen, aus den Schwarten*) einer Palme hergestellten Fußboden unserer Hütte einzurichten. Meine beiden Gefährten hatten Seegrasmatratzen, die aus 4 Teilen bestehend, leicht überallhin mitgenommen werden konnten. Auf dem Fußboden ausgebreitet, boten sie immerhin ein ansprechendes Lager. Ich besaß eine Art Pritsche, deren zusammenlegbares Gestell mit starkem Segeltuch überzogen war. Ueber dieses brauchte ich nur eine dünne Matratze auszubreiten, so hatte ich ein Lager, wie es sich in einer Papuahütte kaum bequemer denken ließ.

Zur Beleuchtung des Raumes diente eine Stallaterne, die wir an einer Dachlatte aufgehängt hatten. Natürlich wurde auch diese bald ein Gegenstand staunender Blicke, kennt doch der Papua keine andere Leuchte, als das Feuer, an dem er sich sein Essen kocht. Noch größeres Erstaunen aber, als die Lampe, erregte das „brennende Wasser", wie die Papua das Petroleum in unserer Lampe nannten. Ueberhaupt interessierte sie unsere ganze Schlafeinrichtung sehr. Da unsere Hütte einen völlig offenen Giebel hatte, so war es unmöglich, ihren neugierigen Blicken bei irgend einer unserer Verrichtungen zu entgehen. Erst als wir, auf unserem Lager ausgestreckt, immer weniger Lust bezeigten, ihnen Rede und Antwort zu stehen, zogen sie davon, nicht ohne noch einen respektvollen Seitenblick auf unsere Gewehre zu werfen, die wir, um wilde Tauben und anderes Geflügel, uns zur Nahrung, schießen zu können, mitgebracht hatten. Einen nicht geringen Respekt empfanden freilich auch wir, als wir über uns blickend eine Menge Wurfspeere und Pfeile bemerkten, die von dem Hauseigentümer zurückgelassen waren. Wie unschuldig auch diese Waffen aussahen, so wußten wir doch zur Genüge, welch eine unheimliche Macht sie in der Hand eines rach- und mordsüchtigen Papua waren.

*) Schwarten — die Rindenstücke sind gemeint.

Indes, wozu uns länger mit finsteren, erschreckenden Gedanken abgeben? Ein Höherer hielt über uns die Wacht, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fallen konnte. Im Vertrauen auf Ihn und Seinen Schutz schlossen wir die müden Augen.

Ein Tag geringer Dinge.

Schon beim ersten Hahnenschrei erhoben sich in den umliegenden Papuahütten einzelne Schläfer von ihrem Lager. Unter lautem Gähnen traten sie aus ihrer Behausung hervor, um an dem Stand der Sterne die Tageszeit zu ersehen und ihre Wetterbeobachtungen anzustellen. In die Hütte zurückgekehrt, schürte der eine oder andere sein noch glimmendes Hüttenfeuer und zündete sich an demselben eine Morgenzigarette an, deren Rauch er unter lautem Schlürfen einsog und jedesmal unter eben so lautem Geräusche vor sich herblies. Bald gesellte sich noch ein zweiter und dritter zu ihm, welche sich mit gleichem Wohlbehagen dem Genuß einer Zigarrette hingaben und dabei die Unterhaltung an demselben Ende wieder anknüpften, an welchem sie am Abend zuvor hatte abgebrochen werden müssen. Je und dann klang besonders deutlich das Wort diwut zu uns herüber, woran wir erkannten, daß von uns die Rede war. Denn mit dem Wort diwut, welches ursprünglich „Gott", „Riese" bedeutet, bezeichnen die Eingeborenen zugleich die Europäer, welche sie um ihrer weißen Hautfarbe und um der seltsamen Sachen willen, die sie bei sich führen, nicht als ihresgleichen ansehen.

Nachdem es erst in einigen Hütten lebendig geworden war, begann es sich bald überall zu regen, und auch wir mußten uns wohl oder übel den Schlaf aus den Augen reiben. Die Nacht war ziemlich unruhig für uns gewesen; teils hatten wir zu unserer Umgebung noch kein sicheres Vertrauen, teils auch hatten die unter unserer Hütte angebundenen Ziegen sich oftmals ein Vergnügen daraus gemacht, mit ihren Hörnern gegen unsern Fußboden Sturm zu laufen und uns dadurch allemal aus dem Schlaf aufzuschrecken.

Kaum war es recht Morgen geworden, so drängten sich die Eingeborenen wiederum an unsere Hütte, um uns ihre Waren anzubieten. Weil wir nun zu unserm Frühstück kein Brod mehr vorrätig hatten, so forderte ich etliche Frauen auf, uns für einige Perlen im Feuer geröstete „Taro" herzustellen, wozu sie sich gerne bereit erklärten. Dann gingen wir, um uns zu waschen, nach dem nahen Meeresstrande. Daß wir auch dabei unsere Zuschauer hatten, braucht kaum gesagt zu werden. Da wir — die Hosen bis zu den Beinen aufgeschürzt — mit bloßen Füßen im Wasser standen, wollte sich ein jeder davon überzeugen, ob wir an den Beinen eine eben so weiße Hautfarbe hätten, wie im Gesicht. Eine große Aufmerksamkeit zogen vor

allem unsere am Strande stehenden Schuhe auf sich. Man konnte es nicht unterlassen, sie einmal mit den Zehen zu berühren und zu fühlen, aus welchem Stoff sie wohl bestehen mochten. Einer nahm sie sogar in die Hand, um durch sorgfältige Betrachtung festzustellen, aus wie vielen Stücken sie verfertigt seien, und wie die Nähte liefen. Ein anderer endlich faßte den Mut, seine großen breiten Füße hineinzustecken, und es war drollig anzusehen, wie er sich dabei vergeblich abmühte, den linken Schuh an den rechten Fuß und den rechten Schuh an den linken Fuß zu ziehen, wiewohl ihm weder der eine noch der andere paßte; es hätte erst ein besonderes Schuhmodell erfunden werden müssen, um für einen Papuafuß passende Schuhe herzustellen. Die vergebliche Mühe des erwachsenen Mannes reizte umsomehr die Kinder, es ebenfalls mit dem Schuhanziehen zu probieren; und es war ein großes Vergnügen für sie, als sie bald ihre kleinen Füße wirklich in den Schuhen untergebracht sahen. Das Laufen in denselben wollte ihnen allerdings weniger gut geraten; immerhin wurden die angestellen Versuche von Jung und Alt mit viel lustigem Lachen begleitet. Daß sie die Schuhe niei kapen — Fußschalen, Fußgefäße nannten, hörten wir nebenbei, und war uns dies eine willkommene Bereicherung unseres Wortschatzes, sowie ein Zeichen für die Schlagfertigkeit der Leute im sprachlichen Ausdruck.

Seltsame Dinge waren ihnen gleichfalls Seife und Handtuch. Genügte ihnen doch zum Waschen vollkommen bloßes Wasser und zum Trocknen die Sonne, wenn sie es überhaupt für nötig hielten, ihre dunkelbraune Haut vom Schmutz zu reinigen. Als wir sodann, in unsere Hütte zurückgekehrt, unsere Haare kämmten, hielt man auch dieses einer ganz genauen Betrachtung wert. Ihr größtes Interesse erregte dabei unser kleiner Taschenspiegel. „Dik! dik! dik!" ging es von Mund zu Munde, sobald sie seiner ansichtig wurden, und mit ausgestreckten Händen drängten sie sich an mich heran, um das Wunderding näher zu betrachten. Wie staunten sie, als sie darin ihr klares Abbild sahen! Mancher war so verblüfft, daß er den Spiegel schnell an seinen Nebenmann weiter gab, offenbar, weil ihn sein Aussehen höchst wenig befriedigte. Andere machten eine so jungfräulich verschämte Miene, daß ihnen gleichfalls die Verlegenheit unschwer anzumerken war. Andere hingegen verloren sich mit großer Selbstgefälligkeit im Anblick ihres Bildes und konnten kaum genug darin thun, sich nach allen Seiten zu bespiegeln.

Dieses verschiedenartige Benehmen, womit die Einzelnen ihr Bild betrachteten, erschien mir zugleich als ein untrügliches Merkmal ihrer Herzensbeschaffenheit und ihrer damit verbundenen Empfänglichkeit oder Unempfänglichkeit für das Evangelium. Es unterlag keinem Zweifel, daß, wenn einmal dieses Volk in den Spiegel

des ihm gepredigten Evangeliums schaute, es sich demselben gegenüber ganz ähnlich, wie unserem Taschenspiegel gegenüber verhalten würde. Die Selbstgefälligen unter ihnen, dessen durften wir gewiß sein, würden in dem Spiegel des Evangeliums das wahre Wesen ihres inneren Menschen ebensowenig erkennen, wie Tausende ihrer gleichgesinnten Genossen unter den Christen. Ebenso tröstlich gewiß durfte es uns aber andererseits sein, daß, so lange es unter den Papua noch solche gab, die Unzufriedenheit mit sich selbst und eine Fähigkeit zur Scham verrieten, es nicht vergeblich sein würde, sie in den Spiegel des göttlichen Wortes schauen zu lassen.

Inzwischen hatte einer unserer Bootsleute uns wiederholt daran erinnert, daß draußen auf dem Feuerchen das Kaffeewasser koche, welches zu bereiten wir ihnen aufgetragen hatten. So mußte ich eilen, das nötige Quantum Kaffee hineinzuschütten, wovon wir einen kleinen Vorrat in gemahlenem Zustande bei uns führten. Statt der Brödchen diente uns der frisch im Feuer geröstete Taro, den uns die Eingeborenenfrauen geliefert hatten. Hatte nun schon das braune Kaffeepulver wiederum die Verwunderung der Eingeborenen auf sich gezogen, so erst recht das schwarze Getränk, das wir daraus bereiteten. Daß wir an einem solchen Gebräu Geschmack finden konnten, schien ihnen unbegreiflich zu sein. So oft wir welche zu einem Probeschluck ermunterten, wehrten sie ihn fast immer mit der Bemerkung ab: „nga mat“ = ich sterbe! wobei sie den linken Mundwinkel in einer Weise verzogen, als ob ihnen das „Gift“ bereits auf der Zunge brannte. Wollte es aber einmal wirklich jemand wagen, einen Probeschluck zu nehmen, so riefen ihm andere sofort ängstlich zu: „u moi, u moi!“ thue es nicht, thue es nicht! — Der Papua vermutet nämlich hinter derartigem stets Zauberei. Ehe er ein ihm unbekanntes Genußmittel zu sich nimmt, beriecht er es sorgfältig, und hat es einen gar zu absonderlichen Geruch an sich, so stellt er es gewiß zur Seite, wie gut und kostbar es auch ist.

Nach dem Kaffee ging es an eine wenig angenehme Arbeit, nämlich an das Oeffnen und Auspacken der in See geworfenen und wieder aufgefischten Kisten. Wir brachen eine nach der andern auf. Welch ein jämmerlicher Anblick, der sich unseren Augen darbot! Dort fand sich Wäsche, welche durchs Seewasser fleckig und mehr oder weniger verdorben war; dort ein Anzug, an dem sich das Schwarz in Gelb verwandelt hatte; dort ein Vorrat von Briefpapier, der zu Brei geworden war; dort ein kleiner Vorrat Bleistifte, die sich aufgelöst hatten und nun als Hölzchen und Graphitsplitter in der Kiste lagen. Ein Etui mit medizinischen Instrumenten war ebenso fast unbrauchbar geworden. Eine Taschenuhr — um sie besonders gut zu verwahren, hatte ich sie in die Kiste gepackt — war vollständig verdorben. Kurz, was wir in die Hand nahmen, trug die Spuren des See-

wassers an sich, und eine Menge Dinge war so beschaffen, daß wir nichts besseres zu thun wußten, als sie fortzuwerfen.

Indes, so schmerzlich dies alles einerseits für uns war, so heilsam war es andererseits; ward uns doch dadurch Gelegenheit gegeben, einmal den irdischen Dingen auf den Grund zu schauen. Wie hatten wir uns all dieser Sachen gefreut, als wir sie wenige Tage zuvor in tadellosem Zustand in unsere Kisten packten! und nun hielten wir sie kaum noch des Aufhebens wert! O, wie thöricht ist das Menschenherz; wie mancher hat sich, von äußerem Scheine geblendet, in dem Wert der irdischen Dinge verrechnet, und wie wird ihm zu Mute sein, wenn ihm am Tage des Gerichtes die Schuppen von den Augen fallen und er sich sagen muß, daß er dem Eitlen nachgejagt hat! Ja dann, aber dann zu spät wird er das Wort des Herrn verstehen: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele. Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele löse?“

Da sollten wir Gott danken, wenn er uns schon jetzt je und dann die Nichtigkeit des Irdischen erkennen läßt, um uns dadurch die Augen für das Ewige zu öffnen.

Was noch von unseren ausgepackten Sachen zum Gebrauche dienen konnte, mußte, um nicht gleichfalls zu verderben, schleunigst zum Trocknen an die Sonne gebracht werden. Ich spannte daher von Baum zu Baum und von Hütte zu Hütte Bindfaden, welcher sich in einer der Kisten vorgefunden hatte, und hängte daran die Sachen auf, und was sich nicht daran aufhängen ließ, breiteten wir auf den leeren Kisten aus. Wäre es nicht in einem Papuadorfe gewesen, so hätte man denken können, es fände hier eine Ausstellung oder eine Kirmes statt. Das größte Vergnügen fanden daran die Eingeborenen; denn da unsere Siebensachen durch das ganze Dorf zerstreut hingen, und es uns unmöglich war, auf alles ein wachsames Auge zu haben, so bot sich ihnen ein Erntefeld dar, wie Papua-Langfinger es sich kaum besser wünschen konnten. Hier hielt es einer unter ihnen für etwas ganz Berechtigtes, ein von der Leine verwehtes Taschentuch sich anzueignen. Ertappten wir ihn dabei, so erklärte er ganz einfach: „Es lag ja da, und ich habe es nur aufgehoben.“ Dort erklärte ein anderer, gleichfalls bei der Entwendung eines Gegenstandes ertappt, mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „Ich wollte mir das Ding ja nur besehen.“ Ein Dritter sagte wohl auch: „Ach, ich wollte mir das Ding ja nur borgen.“ Dabei beteuerten sie immer wieder, daß sie „sehr gute Finger“ hätten, die von der Wissenschaft des Stehlens nicht das Mindeste verständen. Sehr oft stahlen die jüngeren Leute im Auftrage der älteren, welche uns gegenüber gerne tamol ujan, „brave Männer“ bleiben wollten. So oft dann ein Dieb bei seiner That erwischt wurde, sagten sie: „Ja, wir großen Männer

haben gute Finger, aber die Kinder, die haben schlechte Finger. Es kam sogar vor, daß sie die bei uns des Stehlens Verdächtigen ausschalten, ohne daß es ihnen natürlich damit Ernst gewesen wäre.

Ein Glück für uns, daß die Neu-Guinea-Sonne das Trocknen unserer Sachen sehr schnell besorgte! Noch desselbigen Tages gegen Nachmittag konnten wir sie wieder in unsere Kisten packen und in Sicherheit bringen. Hätten wir sie noch einen Tag länger hängen lassen müssen, so würden die Papua-Langfinger wahrscheinlich dafür gesorgt haben, daß uns zum Einpacken nicht mehr viel übrig geblieben wäre.

Mit dem Auspacken, Trocknen und Wiedereinpacken unserer Sachen war der zweite Tag, den wir im Eingeborenendorfe zubrachten, vergangen. Es war ein Tag geringer Dinge, wie er sich in der einen oder anderen Weise im Leben eines jeden Missionars wiederholt. Der nachdenkende Leser aber wird einsehen, daß auch ein Tag, wie der beschriebene, nicht ohne Bedeutung für den Missionar ist. Abgesehen davon, daß er ein guter Gradmesser seiner Geduld, Sanftmut und Liebe ist, lernt er an ihm sein Volk in dessen Denken und Thun verstehen und in den Herzen der Leute lesen.

Der Platzkauf.

Am folgenden Tage lag uns sehr daran, von den Eingeborenen unseres Dorfes einen geeigneten Bauplatz zu erwerben, worauf wir unsere Missionsstation errichten könnten.

Schon bei unserm ersten Besuche auf der Dampier-Insel, dessen auf den ersten Blättern gedacht worden ist, war uns der Rücken der niedrigen Hügelkette, welche die Bucht umrahmt, als der geeignetste Platz erschienen. Auf diesem, den erfrischenden Seewinden ausgesetzten Hügelrücken versprachen wir uns eine gesundere, fieberfreiere Luft, als in der Niederung und dem darin gelegenen Dorfe. Auch wünschten wir dem Dorfe nicht gar zu nahe zu wohnen, um unsere Hühner und Ziegen nicht den Gefahren auszusetzen, welche ihnen von den Hunden der Eingeborenen drohten. Diese, mehr Füchsen als Hunden ähnlich, leben zwar als zahme Haustiere mit den Eingeborenen unter einem Dache, haben aber die böse Eigenschaft, Hühner und Ziegen anzufallen und zu zerreißen. Endlich auch zogen wir eine entsprechende Entfernung von dem Dorfe aus dem Grunde vor, den Leuten weniger Gelegenheit zum Stehlen zu bieten.

So unternahm ich es denn, mit den Dorfbewohnern betreffs Abtretung eines Platzes auf jenem Hügelrücken zu verhandeln. Leider stellte sich bald heraus, daß sie durchaus keine Neigung hatten, auf meinen Wunsch einzugehen. Wohl wollten sie mir einen Platz

verkaufen, aber keineswegs den gewünschten. Da ich wußte, daß es bei den Papua im Anfang immer Schwierigkeiten giebt, wenn es sich um die Erwerbung eines Stückes Landes handelt, und mit ungeduldigem Begehren nichts erreicht wird, so ließ ich mir von ihnen zunächst den Platz zeigen, welchen sie uns zugedacht hatten. Einige Männer führten Missionar Claus und mich dahin; aber wie ich geahnt hatte, so war es. Sie hatten den allerschlechtesten Platz für uns gut genug gefunden. Ich erklärte den Leuten, daß wir diesen Platz unmöglich kaufen könnten, und forderte sie auf, mich jetzt nach dem von mir ersehenen Hügelrücken zu geleiten, damit ich mir denselben wenigstens einmal ansähe. Aber sie weigerten sich dessen und suchten mich durch Aufzählung von allerlei Schwierigkeiten, welche auf dem Wege dahin zu überwinden seien, von meinem Vorhaben abzubringen. Unbekümmert jedoch um ihre Vorstellungen, gab ich einigen Miofesen (Bootsleuten) den Auftrag, das Boot bereit zu machen, und betrat es sodann mit Bruder Claus, um auf eigene Hand vom jenseitigen Ufer aus den Rücken der Bergkette zu ersteigen. Kaum aber merkten die Leute, daß es uns mit unserm Vorhaben Ernst war, so sprangen auch sie ins Boot, um mit hinüberzufahren.

Am jenseitigen Ufer der Bucht angekommen, versuchten sie es abermals, uns durch ihre Ueberredungskünste von unserm Vornehmen abzubringen. „Ach," meinte der eine, „da sind ja viel zu viele Steine, als daß ihr hier auf den Berg steigen könntet." Ein anderer bemerkte: „Der Weg ist schlecht, sehr schlecht; da könnt ihr gar nicht fort. Seht ihr denn nicht den dichten Wald und das viele Gestrüpp?" Als wir aber, ohne auf ihre Warnungen zu achten, mutig vorwärtsdrangen, entschlossen sie sich endlich, uns nachzufolgen, und blieben von nun an unsere treuen Begleiter, während wir uns im Stillen des kleinen Triumphes freuten, den wir über ihre Schlauheit davongetragen hatten. Wir schritten jetzt mit ihnen den ganzen langen Rücken der Hügelkette ab und entdeckten dabei eine ganze Reihe schöner, bewaldeter Plätze, welche uns für die Anlage der Station sehr geeignet erschienen. Bei dem letzten dieser Plätze, der uns am besten gefiel, zumal sich in seiner Nähe eine gute Anfurt für unser Boot befand, machten wir Halt, Gott in der Stille bittend, daß er es uns gelingen lasse, diese Fläche von den Dorfbewohnern zu erwerben. Ich legte ihnen unseren Gedanken vor, und um ihnen einen Begriff von der Größe des Grundstückes zu geben, das wir zu kaufen wünschten, (denn von Flächenmaßen hat der Papua keine Ahnung) umlief ich — ein Beil in der Hand — die bestimmte Fläche Landes und machte dabei die Grenzen derselben durch Kerbe an den Bäumen kenntlich. Als ich aber, an den Ausgangsort zurückgekehrt, den Leuten bedeutete, daß ich jene Fläche

des Hügelrückens samt den beiden anliegenden Seitenabhängen zu kaufen wünschte, da verzogen sie nach Papuaart ihren linken Mundwinkel in so bedenklicher Weise, daß ich sofort erkannte, wie fern es ihnen lag, uns diesen Platz zu überlassen. Zwar versuchte ich es noch, sie für unsere Wünsche günstiger zu stimmen, indem ich ihnen vorzählte, was alles ich an Beilen, Messern, Eisen u. dergl. für die Fläche bezahlen wollte. Da aber liefen sie alsbald davon, offenbar, weil sie fühlten, daß ich diejenige Seite bei ihnen berührt hatte, welche gegen meine Vorschläge am schwächsten war.

Es war uns schwer ums Herz, als wir unsere Bemühungen so an dem Eigensinn der Leute scheitern sahen, konnten wir doch keinen Grund finden, weshalb sie uns den Platz verweigerten. Allein, schien auch unser Vorhaben vereitelt, so konnte ich dennoch die Hoffnung nicht aufgeben, daß uns der Herr, wenn auch nach langem Warten, zum Ziele führen werde.

Am Spätnachmittage versammelten sich die Männer auf dem Dorfplatze, und, im Kreise beisammen hockend, machten sie noch einmal unsere Angelegenheit zum Gegenstand lebhafter Auseinandersetzungen. An ihren Mienen und Geberden, sowie auch an einzelnen Worten, welche ich dabei vernahm, erkannte ich sofort, daß es um unsere Sache sehr schlecht bestellt war. Alle meinten, daß uns der von ihnen angebotene Platz genügen müsse. Auch zweifelten sie keinen Augenblick daran, daß wir uns endlich mit demselben zufrieden geben würden; waren wir doch bereits mit Sack und Pack in ihrer Mitte und würden uns nach ihrer Ansicht nimmermehr entschließen, nach einem anderen Orte überzusiedeln.

Ihre Gedanken erratend, trat ich zu ihnen und erklärte ihnen aufs Bestimmteste, daß wir den uns angebotenen Platz auf keinen Fall annehmen könnten; wollten sie uns den von uns ersehenen nicht einräumen, so würden wir uns mit all unseren Sachen nach der benachbarten Rich-Insel begeben. (Hatten doch die Bewohner derselben, als wir auf unserer ersten Untersuchungsreise an ihrer Küste landeten, sich sofort erbötig gestellt, uns einen schönen Platz zu überlassen.) Kaum aber hatte ich den versammelten Männern gegenüber diese Absicht ausgesprochen, als unter ihnen eine große Bewegung entstand. Ihre verdutzten Gesichter verrieten deutlich, wie unwillkommen ihnen diese Erklärung war; mußten sie doch, wenn wir unseren Entschluß ausführten, auf all die herrlichen Dinge, die sie von uns zu erlangen hofften, verzichten oder sie von den Bewohnern der Rich-Insel, welche sie von uns empfingen, um teuren Preis erkaufen. Genug, ihre Stimmung war plötzlich umgeschlagen, und noch ehe der Tag zu Ende ging, kam Madom zu mir und sagte: „Bleib hier — morgen sollst du den Platz auf dem Hügel mit mir besehen.“ Das war genug; nun war ich gewiß, daß

uns der andere Tag in den Besitz des gewünschten Grundstückes bringen werde.

„Mach schnell! komm! Wir wollen auf den Berg gehen und den Platz besehen!“ mit diesen Worten trat Madom in den ersten Morgenstunden des neuen Tages in unsere Hütte ein. Bald befand ich mich mit ihm und einigen anderen Begleitern auf dem Hügelrücken. Ich dachte gar nicht daran, daß es noch Schwierigkeiten haben könnte, das bezeichnete Grundstück zu erhalten; desto mehr war ich enttäuscht, als Madom auch jetzt wiederum mit großer Bestimmtheit erklärte: „Diesen Platz geben wir dir nicht!“ Zum Glück merkte ich schließlich, daß er mir denselben vornehmlich um der beiden Seitenabhänge willen verweigerte, auf welchen die Dorfbewohner einige noch nicht völlig abgeerntete Felder besaßen und neue anzulegen gedachten. Da mir nun weit weniger an den Abhängen als an der Fläche auf dem Hügelrücken gelegen war, zumal sich ja in Zukunft noch immer Gelegenheit bieten konnte, auch jene zu erwerben, so bedeutete ich dem Madom, daß wir gerne auf die Abhänge verzichten wollten, worauf er sich sofort bereit erklärte, uns das Grundstück zuzusprechen. So eilig er es vorher gehabt hatte, auf den Hügel zu gelangen, so eilig hatte er es jetzt, wieder ins Dorf zu kommen; denn schon lagen ihm alle die Dinge im Sinn, die ich ihm und seinen Leuten als Kaufpreis in Aussicht gestellt.

Zu seinen Mitbürgern zurückgekehrt, verkündigte er ihnen alsbald, daß er mir den gewünschten Platz übergeben habe. Damit aber erhob sich nun für mich die Schwierigkeit mit den Leuten in betreff des Kaufpreises einig zu werden. Weil nämlich bei den Papua unbebautes Urwaldland als Eigentum des Dorfes gilt, in dessen Bereich es liegt, so hat jeder männliche Dorfinsasse ein Anrecht auf dasselbe, und dieses jedem Einzelnen abzukaufen ist keine angenehme Sache. Bald stellte sich auch schon die gesamte männliche Bevölkerung bei mir ein, mit Spannung darauf harrend, was ich aus unseren Kisten hervorholen und ihnen als Kaufpreis vorlegen werde. Dabei drängte sich wohl der eine und andere einschmeichelnd an mich heran, um mir ins Ohr zu flüstern, was sein Herz begehrte, sei's nun ein Beil oder Messer oder auch ein Hobeleisen. Einzelne auch nannten eine ganze Menge von Dingen, um es doch wenigstens nicht unversucht zu lassen, möglichst viel für sich einzuheimsen. Etliche sagten: „Jenen gieb nur dies, mir aber das!“ dabei natürlich das Wertvollere für sich selbst und das Minderwertige für den Nächsten ausersehend. Mancher endlich stellte sich mit der Anrede bei mir ein: „Oh Kunze, du hast einen schönen Platz bekommen! — es schmerzen mich meine Eingeweide!“ Er wollte mir mit diesen Worten bezeugen, wie schwer es ihm werde, sich von seinem

Eigentum zu trennen, und mich dadurch zum Mitleid und zur Freigebigkeit bewegen.

Ohne mich jedoch um die Wünsche der Einzelnen zu kümmern, breitete ich nach Papuasitte sämtliche Gegenstände, derer ich mich bei der Auszahlung zu bedienen gedachte, auf ebner Erde aus: hier ein halbes Dutzend Beile, dort eine Anzahl Busch- und Küchenmesser, dort eine Menge Hobeleisen und Bandeisenstücke, alles der Gattung nach in Reihen schön geordnet. Als dieses geschehen war, setzte sich Madom mit den älteren Männern vor die ausgebreiteten Sachen, während sich die jüngeren zu beiden Seiten gruppierten und die Frauen und Mädchen im Hintergrunde Aufstellung nahmen. Lange schaute Madom schweigend und mit gleichgültiger Miene vor sich hin, nur je und dann seine stoische Ruhe durch einen Zug aus seiner Zigarette unterbrechend — ein Benehmen, wie es nach seiner Ansicht seine Würde erforderte. Darauf ließ er prüfend seine Blicke von Gegenstand zu Gegenstand wandern, nahm auch wohl hie und da einen derselben in die Hand, um ihn genauer zu betrachten oder ihn einem seiner Nebenmänner zur Ansicht hinzureichen, und legte ihn schließlich wieder an seinen Platz zurück.

Endlich hob er an, die einzelnen Gattungen von Gegenständen an die verschiedenen Leute nach ihrem Ansehen zu verteilen. Dabei fielen die wertvolleren Gegenstände, als Beile und Buschmesser, ihm selbst und den älteren Männern zu, die Hobeleisen und Bandeisenstücke den jüngeren Leuten und die Küchenmesser den Knaben. Außerdem erhielt noch ein jeder von mir eine kleine Quantität Perlen und etwas Tabak. Alle schwammen in Wonne ob der erhaltenen Herrlichkeiten; und weil nicht ich, sondern Madom die Gaben an die Einzelnen verteilt hatte, so war jedermann zufrieden. Vor allem freuten sich die Frauen und Mädchen, welche gleichfalls zur Feier des Tages von mir mit einem kleinen Geschenk bedacht worden waren. Wir aber dankten Gott, der uns den Ankauf des erwünschten Platzes hatte gelingen lassen. Unsere Mission war dadurch in den Besitz einer nahezu drei Hektare großen Landesfläche gekommen, für welche wir nicht mehr als 35 Mark in Tauschwaren hatten zahlen müssen.

Im Kampf mit dem Urwald und der Selbstsucht der Papua.

Jetzt, nach Erwerbung des Grundstückes, war uns die Möglichkeit geschaffen, auf der Dampier-Insel eine Station zu errichten. Freilich wartete unser dabei noch eine mühsame Vorarbeit; denn um einen Bauplatz zu gewinnen, mußte der Urwald mit seinen gewaltigen Baumriesen niedergelegt und ausgerodet werden.

Gleich am folgenden Morgen machten wir uns in Begleitung der Miokesen mit Aexten, Beilen, Schaufeln und Buschmessern nach dem Platze auf, welcher auf einem Richtwege in etwa 10 Minuten zu erreichen war. Zu unserer Freude schlossen sich uns auch eine Anzahl kräftiger Eingeborener an, um uns bei dem Fällen des Waldes behülflich zu sein.

Am Platze angelangt, stellte ich die Leute hier und dort in Gruppen bei der Arbeit an; und siehe, während unsere etwas trägen Miokesen sich damit begnügten, das Unterholz und die weniger starken Bäume zu fällen, fanden die Eingeborenen gerade ihr Vergnügen daran, die kräftigsten und umfangreichsten Bäume umzuhauen. Je länger sie mit unseren, ihnen ungewohnten, Eisenwerkzeugen umgingen, desto mehr bewunderten sie deren Kraft; und wer noch immer, von Neugier getrieben, aus dem Dorfe nachfolgte, dem ließ es keine Ruhe, bis auch er glücklich eine Axt in Händen hatte und deren scharfe Schneide an einem dicken Baume versuchen durfte. Je toller unter ihren wuchtigen Schlägen die Splitter über ihre Köpfe flogen, desto größer war ihre Freude. Immer wieder mußten wir staunen, mit welch leidenschaftlichem Eifer sie vom Morgen bis zum Nachmittag diese schwere Arbeit verrichteten, bei welcher ihnen der Schweiß in Strömen über den bloßen Rücken floß. Man merkte es: hierbei fühlten sich die braunen, kräftigen Gestalten wohl. Und welch ein Jubel, wenn endlich die angeschlagenen Baumriesen unter lautem Krachen niederstürzten und zugleich mit ihren hohen, gewaltigen Aesten andere Bäume niederrissen!

Wenn an jedem Abend das vollbrachte Tagewerk weit größer war, als wir es am Morgen verrichten zu können gehofft hatten, so war dies hauptsächlich der Ausdauer und dem Eifer der uns behülflichen Papua zu verdanken. Gern bezahlten wir ihnen daher auch den von ihnen begehrten Lohn, zumal sich ihre Wünsche nur auf ein Stück Eisen oder eine Anzahl Perlen erstreckten — Dinge, die freilich diesen Leuten ebensoviel galten, als einem deutschen Holzschläger der beste Tagelohn.

Da unser Platz nur eine knappe halbe Stunde von dem nächsten Bergdorf entfernt war, so stellten sich eines Tages auch von dorther Leute bei uns ein, gleichfalls kräftige Gestalten, doch ziemlich scheu und zur größeren Sicherheit mit langen, geflochtenen Schilden und Wurfspeeren bewaffnet. Ihre Sprache war uns völlig unverständlich. Was sie in ihrer Tracht von den Kulobobleuten unterschied, waren die langen Schmutztroddeln, die, mit ihrer schwarzen, krolligen Haarperücke verflochten, ihnen wie eine Menge Zöpfe vom Hinterkopf hingen.

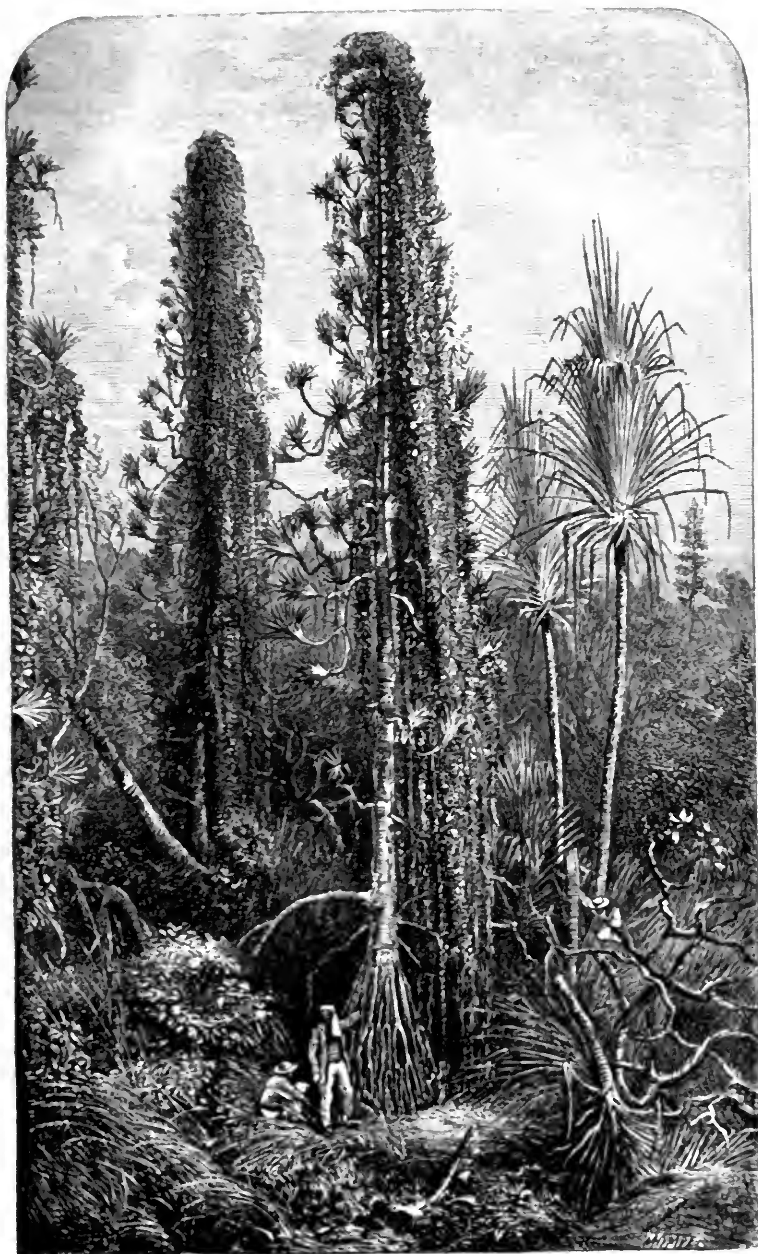
Gern hätte ich auch sie an die Arbeit gestellt, zumal sie offenbar in der Absicht gekommen waren, etwas von uns zu erwerben. Kaum aber hatte ein älterer Mann aus Kulobob, der

gerade zugegen war und seinen bei uns arbeitenden Dorfgenossen müßig zuschaute, meine Absicht erkannt, als sich seine Mienen verfinsterten und er laute Drohungen gegen die Bergbewohner ausstieß, um sie dadurch vom Platze zu verscheuchen. Das Streben der Kuloboleute nämlich ging dahin, allein in den Besitz der von uns dargebotenen Sachen zu gelangen, um sie später mit großem Vorteil an die Bergbewohner und die übrigen Papuastämme zu verkaufen und dadurch zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Natürlich konnten wir dem Manne von Kulobob ein derartiges Benehmen gegen die uns besuchenden Bergbewohner unmöglich gestatten; waren wir Missionare doch ebensowohl für die Bergbewohner und die übrigen Papuastämme da, als für die Leute von Kulobob. Ich verwies daher jenem Mann den Platz, und als das nicht half, er vielmehr nur frecher wurde, drohte ich ihm mit einem Knüppel, worauf er eilends die Flucht ergriff.

Leider hatte er aber diese Leute doch schon soweit eingeschüchtert, daß sie bald von uns gingen. Auch in der Folgezeit scheuten sie sich stets unser Grundstück zu betreten, wenn sie sahen, daß Eingeborene aus Kulobob bei uns weilten. So oft sie uns besuchen wollten, schickten sie Spione vor sich her, welche erst von einem Versteck aus Umschau hielten, ob wir allein waren oder nicht. Und geschah es, daß sie einmal bei uns weilten, so brauchten sie nur von Ferne die Stimme der Kuloboleute zu hören, um alsbald in wilder Flucht davonzulaufen.

Immerhin hatten wir von nun an jeweilig auch Leute aus den Bergdörfern um uns, und zwar gerade meistens dann, wenn uns die Männer von Kulobob mit ihrer Hilfe im Stiche ließen. So erhielt unsere Arbeit bald durch die Einen, bald durch die Anderen kräftige Förderung, und bereits nach acht Tagen war eine ausreichend große Fläche abgeholzt.

Aber welch' eine Menge gefällter Baumstämme, welch' riesige Holzmassen lagen nun allenthalben auf dem Platze umher! Daheim in Deutschland zwar hätte es keiner langen Zeit bedurft, um mit ihnen aufzuräumen, besonders wenn, wie hier, ein Jeder nehmen konnte, ohne bezahlen zu brauchen. Wie mancher Zimmermeister und Schreiner hätte auf unserem Platze die herrlichsten Bau- und Möbelhölzer gefunden! Wie viele Arme, die in Deutschland bei strengem Winter ein kaltes Stübchen haben, hätten hier Vorräte für viele Jahre sammeln mögen! Aber wer fragt auf Neu-Guinea, unter der Glut der Tropensonne, nach Holz, das in so großem Ueberfluß im Urwalde wächst. Auch kann man es daselbst nicht auf Lager speichern und bewahren, weil die weißen Ameisen und andere schädliche Insekten es sehr bald vernichten. Es blieb also nichts übrig, als die schönen Baumstämme, woraus hunderte von schönen Brettern hätten geschnitten werden können, in Klötze zu zersägen



Im Urwald.

und an den Abhängen hinabzurollen, um sie auf diese Weise aus dem Wege zu schaffen. Anderes wurde zu Kleinholz geschlagen, auf Haufen geschichtet, getrocknet und dann in Massen verbrannt.

Bei dieser Gelegenheit sahen die Eingeborenen zum erstenmal eine Säge, die an den gewaltigen Baumstämmen zu erproben für sie jetzt eine eben so große Freude war, wie zuvor die Aexte und Beile. Die nassen, dicken Baumstämme durchzusägen war freilich keine Kleinigkeit, oft blieb die Säge in der Mitte des Stammes festsitzen und ließ sich weder vor- noch rückwärts bringen. Die Leute aber waren erfinderisch; sie banden an beide Griffe ein Seil,*) sodaß an jeder Seite eine Reihe von Männern ziehen konnte.

In der Regel arbeiteten wir mit den Leuten vom Morgen bis zum Nachmittag durch. Erst zwei Stunden nach Sonnenaufgang**) — gegen 8 Uhr — begaben wir uns nach dem Grundstück, da es vor dieser Zeit zu naß im Walde war. Denn auf Neu-Guinea fällt der Tau so reichlich, daß man des Morgens meinen könnte, es habe während der Nacht sehr stark geregnet. Daraus erklärt sich auch der ungemein üppige Pflanzenwuchs selbst zu Zeiten, wo der Regen ausbleibt. Für die Gesundheit aber ist die große Feuchtigkeit sehr gefährlich, und es ist nicht ratsam, eher an Feld- und Waldarbeit zu gehen, als bis es draußen abgetrocknet ist.

Gegen 3 Uhr nachmittags machten wir in der Regel Schicht, um dann im Dorfe unser einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Die noch übrige Zeit bis zum Untergang der Sonne widmeten wir dem Umgang mit den Eingeborenen, der uns für die Erlernung der Sprache von der größten Wichtigkeit war.

Unsere Erfahrungen bei der Erlernung der Sprache. Reiselustige Wasserkasten.

Mit einem Notizbuch und Bleistift in der Hand pflegten wir nach beendeter Tagesarbeit unter den Eingeborenen zu sitzen und die ihren Lippen abgelauschten Worte niederzuschreiben oder „einzukratzen", wie es die Eingeborenen nannten, die natürlich von der Schreibekunst keine Ahnung hatten. Neugierig blickte dabei wohl der eine und andere über unsere Schulter ins Notizbuch, um zu sehen, wie das „Einkratzen" vor sich ginge, und wünschte nicht selten, selber einmal seine Kunst an dem ihm unbekannten Bleistift und Papier zu erproben. Dabei machte er auf einem ihm überreichten Extrablatte unseres Notizbuches einige Schnörkel oder

*) Als Seile verwenden die Papua Schlingpflanzen und verschiedene Rohrarten (Rotang 2c.).

**) Auf Neu-Guinea geht die Sonne morgens ½6 Uhr auf und abends ½6 Uhr unter.

„Krähenfüße“; und entzückt von dem, was er „geschrieben“ hatte, rief er uns unter glücklichem Lächeln zu: „Siehe, das ist mein Gekratztes!“

Lasen wir darauf den Leuten das von uns Niedergeschriebene vor, so war ihr Vergnügen groß, wenn sie dabei ihre zuvor gesprochenen Worte aus unserem Munde richtig wiederhörten. „Du bist doch ein kluger Mann!“ oder: „Du ißt ja unsere Sprache!“ oder: „Das Gekratzte redet!“ in diesen und anderen Redeweisen gaben sie uns ihren Beifall oder ihr Erstaunen zu erkennen. Hatten wir indes die Worte falsch aufgeschrieben, oder sprachen wir sie unrichtig aus, so fehlte es auch nicht an einem scherzhaften Gelächter. Wenn wir aber einmal gar zu sehr in sie drangen, uns die vielen von uns nicht verstandenen Worte zu erklären, so liefen sie ungeduldig davon; ja, es kam vor, daß sie uns schon aus dem Wege gingen, wenn sie uns mit dem Notizbuch nahen sahen, was dann allemal ein Wink für uns war, unserem Eifer in der Erlernung der Sprache Zügel anzulegen und den Leuten nicht lästig zu werden; denn geschieht dies, so läßt sich bei einem Papua wenig mehr erreichen. Er antwortet dann, um den Frager los zu werden, nur noch mit einem „ja“ oder „sehr gut“, was gründlich in die Irre führt. Noch unangenehmer empfanden wir es aber, daß die Eingeborenen in ihren Gesprächen mit uns eine besondere Vorliebe dafür hatten, sich der von uns gebrauchten Ausdrucksweise anzubequemen, selbst dann, wenn wir die Worte falsch aussprachen oder verkehrt anwendeten. Wir kamen dadurch in die Versuchung zu glauben, wir sprächen wirklich richtig, bis sich ein witziger Papua die Freiheit nahm, mit verstecktem Spott zu bemerken: „Weißt du, das ist deine Sprache — die verstehe ich nicht.“ Damit ward es uns gründlich klar, daß der Papua doch noch einen großen Unterschied zwischen dem Papuanisch macht, das er spricht, und dem, welches er von dem weißen Manne hören muß.

Nur wenige haben eine Ahnung davon, mit wie großer Mühe es verbunden ist, eine Sprache, von der es keine Lehrbücher giebt, den Lippen der Leute abzulauschen und in das volle Verständnis der einzelnen Worte und des Sprachbaues einzudringen. Da wird es dem jungen Missionar, der vor Verlangen brennt, seiner heidnischen Umgebung das Evangelium zu verkündigen, wohl manchmal schwer, sein Herz in Geduld zu fassen! Er möchte die Sprache in kürzester Zeit beherrschen und stellt auf sie fast eine Treibjagd an, bis er erkennt, daß sich mit Gewalt sehr wenig erreichen läßt. Naturkinder, wie die Papua, ziehen sich dabei in sich selbst, wie in ein Schneckenhaus zurück, und der Missionar muß wie auf allen Gebieten, so auch auf dem sprachlichen Gebiet lernen, daß „ein Geduldiger besser ist denn ein Starker“. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß in der Erlernung einer Sprache, wie der der Papua, der tägliche, sich von selbst ergebende Umgang am meisten fördert, vornehmlich der

Verkehr mit der Jugend, die deutlicher spricht, als die älteren Leute und sich ein Vergnügen daraus macht, den weißen Mann zu belehren.

In jener Zeit, als wir noch in dem Dorf unser Wesen hatten, geschah es, daß wir eines Morgens in sehr unangenehmer Weise aus dem Schlafe geweckt wurden. Mit großer Eile stürzte einer unserer Miokesen in unsere Hütte, um sich die Ruder zu unserem Boot zu holen, welche wir bei uns aufbewahrt hielten. Schnell lief ich ihm nach und, am Strande angekommen, erfuhr ich, was geschehen war. Da es uns auf der Dampier-Insel an gutem Fluß- und Quellwasser fehlte, so hatten wir zwei eiserne, mannshohe Kasten mitgebracht, welche uns nach Errichtung unseres Wohnhauses zum Auffangen des Regenwassers dienen sollten. Wir hatten diese nicht ferne vom Strande aufgestellt und — wie wir meinten — in Sicherheit. Wider Erwarten aber war in der verflossenen Nacht die Meeresflut so hoch gestiegen, daß sie die Kasten erreicht und ins Schwimmen gebracht hatte; und, von der Strömung erfaßt, waren sie ins weite Meer hinausgetrieben. Sofort nach meiner Ankunft am Strande fuhren einige Eingeborene auf ihren Kanoes sowie auch die Miokesen mit unserem Boot hinaus, um Umschau nach ihnen zu halten. Doch umsonst — die beiden reiselustigen Wasserkasten waren nirgends zu entdecken. Das war sehr mißlich, nicht nur um des Regenwassers willen, auf welches wir jetzt voraussichtlich verzichten mußten, sondern auch um des Geldes willen, das mit den Kasten verloren war. Doch welche Freude! Noch am selbigen Nachmittage brachten Eingeborene eben jenes Dorfes, dessen Bewohner sich bei unserer Landung so wenig liebenswürdig benommen hatten, im Schlepptau ihres Kanoe einen der Wasserkasten herbei. Der andere galt für verloren, bis endlich nach Verlauf etlicher Wochen ein Mann aus Kulobob zu uns kam und uns meldete, er habe auch diesen an einem nahen Riffe auf dem seichten Meeresgrund wahrgenommen. Nach wenigen Minuten war ich mit unserem Boot und einigen Kanoes der Eingeborenen an Ort und Stelle, um den untergegangenen „Deserteur" in Sicherheit zu bringen. Die Eingeborenen benahmen sich dabei sehr geschickt. Mittelst Untertauchens schoben sie den Wasserkasten an dem allmählich zum Meeresspiegel aufsteigenden Riff empor, bis sein Rand aus dem Wasser ragte. Dann schöpften sie das Wasser aus und schafften den dadurch ins Schwimmen gebrachten Kasten ohne Mühe ans Land.

So erfuhren wir in allen täglichen Vorkommnissen und Verlegenheiten unseres treuen Gottes Rat und That und wurden dadurch ermuntert, ihm unsere Angelegenheiten stets aufs neue vertrauensvoll zu befehlen. — Ob wir im Walde Bäume fällten oder mit den Eingeborenen verkehrten, ob wir uns der Erlernung der

Sprache widmeten oder einem Papua „Krähenfüße“ in unser Notizbuch zu machen erlaubten — alles galt doch nur dem einen Zweck: dem Evangelium auf dieser Insel den Weg zu bereiten. Und wollte uns einmal das eine oder andere zu gering erscheinen, so dachten wir an den, der, um die Welt zu erlösen, der Sohn des Zimmermanns geworden war.

In der eigenen Hütte.

Während die Miokesen und Eingeborenen unter meiner Aufsicht mit der Wegräumung der im wüsten Durcheinander liegenden Holzmassen beschäftigt waren, machten sich meine beiden Gefährten Claus und Bösch daran, das Gerüst zu einer geräumigen Hütte herzustellen, die uns bis zur Erbauung des Hauses zur Wohnung dienen sollte. Die Wände der Hütte machten wir aus geflochtenem Bambusrohr*), das uns die Eingeborenen gegen Eisen lieferten. Den Fußboden gedachten wir aus den festen Schwarten der Arekapalme und das Dach aus Pandanusblättern zu verfertigen. Auch dieses sollten uns die Eingeborenen liefern, da wir es nicht eigenmächtig aus ihren Wäldern holen wollten. Damit aber säumten sie so lange, daß wir vorläufig zur Überdachung unserer Hütte die Rolle Dachpappe verwenden mußten, welche wir zur Aushülfe für allerlei Zwecke mit uns führten. Leider reichte dieselbe nur für die eine Seite des Daches; die andere blieb ungedeckt. Nichtsdestoweniger siedelten wir, um nicht länger Tag auf Tag den beschwerlichen Weg vom Dorfe nach unserem Grundstück machen zu müssen, in die unvollendete Hütte über, zumal wir hofften, daß uns die Eingeborenen nicht mehr lange auf das zum Dachdecken und zur Bekleidung des Fußbodens nötige Material würden warten lassen. Große Mühe bereitete uns wegen des noch fehlenden Fußbodens das Aufschlagen unseres Nachtlagers. Es ließ sich dies nicht anders ausführen, als daß wir auf dem bereits vorhandenen Gebälk einige Knüppel festnagelten, worauf die Füße unserer Bettstellen ruhen konnten. Außerdem mußten wir dieselben durch Sicherheitsklötzchen vor dem Abrutschen schützen; hätte es doch sonst leicht passieren können, daß wir samt unseren Betten 6 Fuß in die Tiefe gefallen wären. Auf so hohen Pfosten nämlich war die Hütte erbaut worden, damit die aus dem Erdboden aufsteigenden Fieberdünste nicht unmittelbar in dieselbe eindrängen und zugleich das Erdreich, worauf die Hütte stand, besser austrocknete.

* *
*

---

*) Bambus, eine feste Schilfart, von der Dicke eines Armes oder Ofenrohrs; aus ihm verfertigen die Leute Wassergefäße, Kämme und allerlei sonstige Geräte und Geflechte.

Der erste Tag nach unserem Einzug war ein Sonntag. Als der Morgen anbrach, trieb es Missionar Claus, unseren Dank gegen Gott, der uns bis hieher gebracht hatte, in einem Loblied Ausdruck zu geben. Er holte aus seiner Kiste eine Posaune und ließ einen weithin vernehmbaren Choral in der Morgenstille erklingen. Bald lockten die für Papua-Ohren seltsamen Töne einige Knaben aus Kulobob herbei. Als sie das glänzende, merkwürdige Instrument bemerkten, kam ihnen dasselbe so rätselhaft vor, daß sie meinten, es gehe dabei nicht mit rechten Dingen zu; alle waren der Ansicht, die Posaune werde vom „barak", einem geheimnisvollen Wesen, geblasen. Ja, der eine und andere wendete sogar sein Gesicht von dem Instrumente ab mit der Bemerkung: „Wenn ich es länger ansehe, muß ich sterben". —

An einem so sonnigen Sonntag war es freilich bei bescheidenen Ansprüchen nicht schwer, sich in unserer Hütte heimisch zu fühlen; schwerer hingegen war es, als in den nächsten Tagen heftiger Regen eintrat und durch das halbverdeckte Dach in unsere Hütte schlug. Zum Glück jedoch regnete es nur bei Tage, so daß wir stets ein trockenes Plätzchen aufsuchen und auch unsere Betten mittelst der schon vom Strandquartier her rühmlich bekannten Fetzen Dachpappe schützen konnten.

Ein jeder derartige Regentag gab uns natürlich stets aufs neue Veranlassung, die Eingeborenen zur Herstellung unseres Daches anzufeuern. Sie aber hatten keineswegs Eile, sondern vertrösteten uns immer wieder mit dem beliebten „bongnip! bongnip!" „morgen! morgen!" Da endlich — in der dritten Woche etwa — stellte sich ein Eingeborener, namens Sailun, mit dem Anerbieten bei uns ein, für ein großes Hobeleisen das Dach herzustellen und auch die dazu nötigen Blätter zu liefern; nur bat er sich aus, daß ihm das Hobeleisen zuvor gezeigt würde. Mit Freuden erfüllte ich seinen Wunsch und zeigte ihm außer einem großen Hobeleisen, welches ich ausgewählt hatte, noch ein Stück starken Bandeisens, um ihn dadurch noch mehr zur baldigen Herstellung des Daches anzuspornen. Vergnügt nahm Sailun beides in die Hand, band es darauf mit einem dürren Grasstengel zusammen und reichte es mir mit den Worten zurück: „So, Kunze, das gehört mir; jetzt lege es noch in deine Kiste; wenn aber das Dach fertig ist, bekomme ich es". Bei seinem Weggang forderte ich ihn auf, noch andere Männer zur Hilfeleistung zu bewegen, und sagte, daß ich diesen dasselbe geben wollte, was ich ihm versprochen hätte. Ich konnte des gewiß sein, daß, nachdem sich erst dieser Eine für die Herstellung unseres Daches begeistert hatte, sein Wort in dieser Angelegenheit weit mehr bei den Kulobobleuten ausrichten würde, als alle meine Bitten und Vorstellungen zuvor. Wie ich vorausgesetzt — stellten sich bald noch einige andere

Männer ein, die gleichfalls Eisen zu sehen begehrten und dann ebenso damit verfuhren, wie zuvor Sailun. Der Grasstengel oder Baststreifen, womit sie die Eisenstücke zusammenbanden, sollte ihnen Gewähr leisten, daß sie wirklich das Erwünschte erhielten.

Schon nach wenigen Tagen brachten sie einen ganzen Haufen Pandanusblätter, die der nahe Wald in großer Menge bot. Ein eigentümlicher Baum — dieser Pandanus! Sein Stamm, auf hohen Saugwurzeln wie auf Stelzen ruhend, trägt an seiner Spitze einen dichten Büschel schwertförmiger Blätter. Diese, einen Meter lang und 15 Centimeter breit, sind im trocknen Zustand gelb und fühlen sich an wie ein zartes, seidenes Gewebe. Sie bilden für den Papua einen außerordentlich wichtigen Bedarfsartikel. Aus ihnen verfertigt er nicht nur Matten und Taschen, sondern sie liefern ihm auch ein wertvolles Dachdeckungsmaterial, obschon man den Sago- und Rigapalmenblättern den Vorzug giebt, wo sie zu haben sind. Außer den Pandanusblättern brachten die Leute noch eine Menge wilden Zuckerrohrs;*) die langen Stäbe desselben wurden als Dachlatten verwendet und die Pandanusblätter darüber gelegt.

So sehr wir uns über den Eifer der Leute freuten, womit sie das Decken unseres Daches betrieben, so schmerzlich empfanden wir es andererseits, daß sie auf dasselbe eine weit geringere Sorgfalt verwendeten, als auf die Herstellung ihrer eigenen Dächer. Aber um des lieben Friedens willen drückten wir ein Auge zu. Auch war es uns ein Trost, daß das Dach, als es endlich vollendet war, nur 10 Mark in Tauschwaren gekostet hatte.

Jetzt galt es noch, unserer Hütte einen Fußboden zu schaffen. Oft schon hatte ich die Leute ermuntert, mir die dazu erforderlichen Schwarten der Arekapalme, parär genannt, zu bringen. Aber bei dem Papua kommt alles fein zu seiner Zeit. So war es uns mit dem Dach gegangen, so ging es auch mit dem Fußboden. Erst als nach Fertigstellung des ersteren etliche Männer die sehr geschätzten Eisenstücke in Händen hatten und keine Gelegenheit versäumten, sie ihren Dorfgenossen zu zeigen, wurden manche angespornt, sich durch Besorgung von parär dieselben Gegenstände bei uns zu erwerben; und manchmal mußten wir über den Eifer staunen, womit sie bei der Lieferung des parär zu Werke gingen. Es war dies wirklich keine leichte Arbeit. Nachdem man die 40 bis 50 Fuß hohen Palmen gefällt hatte, stellten sich mehrere, mit spitzen Stöcken versehene Männer längs des Stammes auf und stießen die Stöcke mit ihrer ganzen Körperkraft in die Rinde ein, um sie so loszuspleißen. Gewöhnlich war die Rinde des oberen Stammteiles zu weich und deshalb unbrauchbar, so daß die zur Bekleidung des

*) Aus dem wilden Zuckerrohr (kuwur genannt) verstehen die Papua auch vorzügliche Fischkörbe herzustellen.

Fußbodens geeigneten Stücke meist nur eine Länge von 25 bis 30 Fuß behielten, während ihre Breite 10 bis 15 Centimeter betrug; immerhin waren sie schwer genug, um den Leuten, welche sie auf ihren Schultern nach der Missionsstation zu tragen hatten, manchen Schweißtropfen auszupressen.

Waren nun die Rindenstücke von den Eingeborenen herbeigeschafft und auf unserem Grundstück noch sorgfältiger zubereitet, so nagelten wir sie, die gewölbte Seite nach oben, auf dem Gebälke fest. Daß der auf diese Weise hergestellte Fußboden sehr wellig ausfiel und Tisch und Stühle nie sicher darauf standen, durfte uns freilich nicht kümmern, und ebensowenig, daß es ihm an genügender Dichtigkeit fehlte und sich überall bedenkliche Ritzen und Fugen zeigten.

Angesteckt von der Erwerbslust der Kuloboleute fingen inzwischen auch Eingeborene aus anderen Nachbardörfern an, sich an der Lieferung derartiger Palmenhölzer zu beteiligen; zumal ich nach Fertigstellung des Fußbodens nur noch solche von 6 Fuß Länge bestellte. Binnen wenigen Wochen häuften sie sich zu Tausenden bei unserer Hütte an und waren uns für die verschiedensten Zwecke sehr willkommen. Zunächst setzten sie uns in die glückliche Lage, den bisher offenen Raum unter unserer Hütte in einen abgeschlossenen Verschlag verwandeln und auf diese Weise die darin verwahrten Habseligkeiten gegen die Diebsgelüste der Papua schützen zu können.

Zugleich dienten uns die Palmenhölzer zu Wandbrettern bei unserem neuen Ziegen- und Hühnerstall; war doch der erste, den wir in großer Eile und dazu aus schlechtem Material erbaut hatten, schon nach wenigen Wochen verfault und von den weißen Ameisen zerfressen. Auch konnte ich, als ich ein Halbjahr später das Missionsgrundstück mit einem Zaun versah, die noch übrig gebliebenen Rindenstücke als Zaunlatten verwenden. Leider währte die Freude an diesem Zaun nicht lange, da er gleichfalls der Zerstörungswut der weißen Ameisen zum Opfer fiel.

Wie wir wohnen, kochen und backen.

Nachdem das Dach vollendet war und unsere Hütte auch einen Fußboden erhalten hatte, ließ sich schon ein gut Teil besser darin wohnen; immerhin aber war es noch eine eigenartige Häuslichkeit, die wir führten. In dem abgeschlossenen Raum zur ebenen Erde waren unsere Kisten und Kasten untergebracht. Gleichfalls befand sich in diesem Raum unser Kochherd. Derselbe bestand aus zwei dicken, schwer brennenden Holzklötzen und mehreren darüber angebrachten Eisenstangen. Auf letztere stellten wir die Kochgeschirre, während darunter, auf der Erde, das Holzfeuer

brannte. In der Nähe des Herdes hatten wir auch unseren Eßtisch aufgebaut: dieser — nichts anderes als ein Kistendeckel mit zwei aus Kistenbrettern hergestellten Vorderfüßen — war mit seinem hinteren Rand an zwei dicken Hauspfosten festgenagelt. Zum Sitzen bedienten wir uns ebenfalls der Kisten, bis es uns gelang, einige dreibeinige Schemel herzustellen.

Unser Mittag- und Abendessen bestand zumeist aus den einheimischen Knollenfrüchten, Taro oder Yam, die wir von einem unserer Miokesen im Feuer rösten ließen. Je und dann wurde auch eine Blechbüchse australischen Konservenfleisches geöffnet, und zuweilen gab es sogar Suppe. Jeder von uns drei Missionaren hatte abwechselnd die „Kochwoche", während welcher er seine Küchentalente zu entwickeln Gelegenheit fand. Dabei konnte es freilich vorkommen, daß der Betreffende bei der Bereitung von Nudelsuppe dieselbe mit Zimtrinde statt mit Muskatnuß würzte. Das Morgenessen bestand aus Kaffee und Brot. Letzteres buken wir uns selbst aus australischem Mehl, davon wir einen für mehrere Monate reichenden Vorrat bei uns hatten. Die Hefe ersetzte uns ein in einem kleineren Gefäß zum Säuern gebrachter Mehlteig. Zum Backen bedienten wir uns eines ziemlich großen gußeisernen Topfes. Nachdem wir denselben zur Hälfte mit dem zuvor bereiteten Teig gefüllt hatten, stellten wir ihn an einen von der Sonne erwärmten Platz, damit hier der Teig aufginge. Während dies geschah, gruben wir auf dem Platze neben unserer Hütte ein Loch, etwas umfangreicher als der Topf selbst, breiteten auf den Grund desselben eine Schicht glühender Holzkohlen aus und stellten den Topf mitsamt dem inzwischen völlig aufgegangenen Teig darauf. Darauf schütteten wir auch um den Topf herum eine Schicht glühender Holzkohlen und gleicherweise auf das Blech, welches die Topföffnung bedeckte. Auf diese Weise war der Teig von allen Seiten einer gleichmäßigen Hitze ausgesetzt, und binnen 1½ Stunde war ein ganz vorzügliches Brot bereitet.*)

Der obere Raum unserer Hütte, ca. 12 Fuß breit und 20 Fuß lang, galt als Schlaf- und Wohnzimmer. Zu ihm kam man mittelst einer Stiege, die, aus zwei dicken Baumstämmen und einer Anzahl quer darüber genagelter Sprossen bestehend, am vorderen Giebel der Hütte angebracht war. Unsere Bettstellen, die mit Kleidungsstücken gefüllten Koffer und noch manches andere, was zu ebener Erde zu feucht oder nicht sicher genug gestanden haben würde, bildeten die Ausstattung dieses oberen und obersten Stockwerkes. Der hintere, nach der Wetterseite hin gelegene Giebel hatte eine Wand aus dem schon erwähnten Palmenholz erhalten. Leider

*) In Deutschland würde ein so gebackenes Brot um des vielen dabei verbrauchten Holzes willen sehr teuer geworden sein, nicht so auf Neu-Guinea, wo das einheimische Holz umsonst zu haben ist.

erwies sich dieselbe sehr wenig dicht, so daß wir, um gegen den eindringenden Wind und Regen geschützt zu sein, an ihrer Innenseite einige Betttücher aufspannen mußten. Als Fenster, deren sich an jeder Seitenwand eines befand, galten mit Gitterdraht überspannte und mit einem Vorhang von Dachpappe versehene Fensterlöcher. Weil uns dieselben jedoch nicht genügend Luft und Licht verschafften, blieb der Vordergiebel offen und wurde nur des Nachts, oder wenn einmal von dieser Seite starker Wind und Regen kam, durch davorgestellte Bambusgeflechte verschlossen.

Die einzige besondere Bequemlichkeit, welche das obere Stockwerk bot, bildeten zwei zusammenklappbare, mit Segeltuch überzogene Schiffsstühle und ein langer Rohrstuhl; auf ihnen brachten wir des Mittags, wenn es zur Arbeit im Freien zu heiß war, oder des Abends nach eingebrochener Dämmerung unsere Mußestunden zu, indem wir uns entweder unterhielten oder lasen, oder auch, eine Schreibmappe auf dem Schoß, Briefe in die ferne Heimat schrieben.

Die Zimmerdecke war keine andere, als das Blätterdach selbst. An einer Latte derselben hing des Abends unsere Stallaterne, die beides, Salon- und Arbeitslampe war. —

Sehr unangenehm empfanden wir es je länger, je mehr, daß unser Fußboden so undicht ausgefallen war, wenngleich er sich aus den Rindenstücken kaum besser hatte herstellen lassen. So oft in dem unteren Raum das zur Bereitung der Mahlzeiten nötige Holzfeuer brannte, drang der beißende Qualm durch alle Fugen, so daß wir kaum besser daran waren, als einige im Rauch hängende Speckseiten. Besonders lästig war dies an solchen Tagen, wenn unser Oberraum nicht nur Wohn- und Schlaf-, sondern auch Krankenzimmer sein mußte. Und das ereignete sich fast alle 14 Tage, so oft der eine oder andere am Fieber litt und während eines Tages oder mehrerer aus Lager gebannt war.

Immerhin jedoch bot der Rauch und Qualm den Vorteil, daß dadurch unsere Hütte gegen die Angriffe der weißen Ameisen geschützt wurde, die sie sonst in einigen Monaten vollständig zernagt haben würden.

Eine recht unwillkommene Hausgenossenschaft hatten wir an den vielen Ratten und Mäusen, die in unserer Hütte ihren Reigen aufführten und sogar manchmal Spaziergänge über unsere Betten machten. Oft ging es dabei so laut her, daß wir vor Ratten- und Mäuselärm nicht schlafen konnten und uns veranlaßt sahen, sie vom Bette aus mit unseren Schuhen zu bombardieren; aber, statt sich dadurch verscheuchen zu lassen, schienen sie dies vielmehr als eine Beifallsbezeugung unsererseits aufzufassen; wenigstens ließen ihre Lustbarkeiten, Sprünge, Tänze und Jagden nach wie vor an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig.

Nicht viel besser waren wir mit den Moskiten daran, die als Stechmücken erster Güte uns das Blut abzapften, nachdem sie uns ihren Besuch sehr höflich durch einen feinstimmigen Singsang angemeldet hatten. Mir gegenüber waren sie am rücksichtsvollsten; oder war ihnen mein Blut zu schlecht? Meine beiden Gefährten hingegen waren sehr von ihnen heimgesucht und kamen selten ohne Stiche oder Beulen davon.

Die neue Missionsstation.

Auch nachdem wir unsere Hütte hergestellt, gab es außerhalb derselben auf dem Missionsgrundstück noch Woche für Woche heiße



Ein Papua mit Steinkeule bewaffnet.

Arbeit. Im Verlauf von anderthalb Monaten nämlich hatten wir das Schiff zu erwarten, welches uns das für ein solideres Wohnhaus nötige Material bringen sollte. Da galt es, mit allen Kräften den Bauplatz zuzurüsten, und zwar so früh, daß er vor Ankunft des Dampfers noch etliche Wochen der Sonnenglut ausgesetzt werden und genügend austrocknen konnte. Denn ein auf feuchtem Boden erbautes Haus ist in Neu-Guinea besonders ungesund. Große Mühe bereitete uns das Ausroden der mächtigen Baumstümpfe; nicht selten waren zwei oder drei Männer tagelang mit der Beseitigung eines

einzigen Stumpfes und seiner im Erdboden verborgenen Wurzeln beschäftigt. Es war durchaus notwendig, den Bauplatz sehr sorgfältig von Wurzeln zu reinigen, weil sie sonst der Sammelpunkt unzähliger Ameisen geworden wären, die dem Hause einen frühen Verfall bereitet haben würden. Gott Lob schritt unsere Arbeit bei der fröhlichen, mutigen Schaffenslust, die uns alle mit jedem Morgen neu beseelte, rüstig voran. Je länger, je mehr freuten wir uns auch darüber, daß es uns gelungen war, gerade diesen Platz für unsere Missionsniederlassung zu erwerben. Es traf sich nämlich, daß über denselben der von Kulobob ins Gebirge führende Hauptverkehrsweg ging, so daß alle dieses Weges Ziehenden mit uns in Berührung kamen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich infolgedessen bis in die entlegensten Winkel die Kunde: „Weiße Leute sind auf der Insel!“ und bald einzeln, bald in größeren Trupps kamen die Eingeborenen herbei, um uns zu besuchen, die Männer (wie es sich bei den Papua nicht anders denken läßt) mit Speer und Schild bewaffnet, die Frauen mit Yam und Taro beladen, um dafür allerlei Dinge zu erhandeln. So entwickelte sich auf unserer Missionsstation ein reger Verkehr zwischen uns und der Inselbevölkerung, und wir durften die Hoffnung hegen, daß dies mit der Zeit unserer Missionsarbeit sehr zu statten kommen werde. Waren wir erst im stande, den Eingeborenen das Evangelium in ihrer Sprache zu verkündigen, so hatten wir hier die Gelegenheit, dasselbe möglichst vielen nahe zu bringen. Schon freuten wir uns des Gedankens, daß der Same des göttlichen Wortes durch die bei uns vorübergehenden Leute bald überallhin verbreitet werden würde.

Der etwa hundert Fuß breite Hügelrücken, auf dem unsere Hütte stand und auch in kurzem das Wohnhaus errichtet werden sollte, dehnte sich viele hundert Fuß in die Länge aus; nach Osten hin, in der Richtung von Kulobob um das Doppelte bis Dreifache an Breite zunehmend. Es konnte sich also die Missionsstation mit ihren Gebäuden und Gärten, die wir anzulegen hofften, nach Herzenslust ausdehnen.

Auch bot sich uns von dem 150 bis 180 Fuß hoch gelegenen Bauplatz aus eine herrliche Aussicht. Südlich, am Fuß des Hügelrückens, die kleine, stille Bucht mit dem an ihrem östlichen Zipfel gelegenen Kulobob; dahinter die weite Meeresfläche, welche die Dampier-Insel von dem gegenüberliegenden Festlande Neu-Guineas trennt; und jenseits des Meeres in weiter Ferne die 14000 Fuß hohen Gipfel des langgestreckten Finisterre-Gebirges. Nördlich aber, im Rücken des Missionsgrundstückes, breitete sich das immer höher aufsteigende, mit üppigem Urwald bewachsene Gebirgsland von Dampier aus, welches sich im Mittelpunkt der Insel zu einem 4500 Fuß hohen Vulkankegel erhebt. Nach den dunklen Erinnerungen der Eingeborenen war dieser Vulkan einst der Schrecken der Insel

gewesen; die Zeit seines letzten Ausbruchs ließ sich jedoch nicht mehr fest bestimmen, nur wird berichtet, daß der englische Seefahrer Dampier, nach welchem die Insel auf den Karten benannt worden ist, denselben noch im Jahre 1695 in voller Thätigkeit gesehen habe. Jetzt galt er für erloschen, weshalb wir auch keinerlei Bedenken trugen, uns ebenso sorglos wie die Eingeborenen an seinem Fuße anzusiedeln. Nichtsdestoweniger gab es mir zu denken, als ich eines Abends zufällig in einer Zeitschrift las, daß Vulkane nicht selten nach 200jähriger Ruhe aufs neue ausbrechen. Hatte der letzte Ausbruch des Dampier-Vulkans um das Jahr 1695 stattgefunden, so war mithin die Möglichkeit vorhanden, daß sich um das Jahr 1895, also in der nächsten Zeit, ein neuer ereignen werde. Zwar beruhte ja diese Berechnung nur auf Vermutungen, aber dennoch beschlich mich seitdem ein Gefühl der Unsicherheit, so daß ich schon damals — im Februar 1891 — an Missionsfreunde in der Heimat schrieb: „Jetzt ist der Vulkan erloschen. Wie lange er aber schlummern wird, ist nicht zu sagen; denn Vulkane sind sehr unberechenbar.“

Leider sollte, was ich ahnungsvoll befürchtend in diesem Briefe aussprach, nur zu bald zur Thatsache werden. Davon aber soll, will's Gott, um den Ereignissen nicht vorzugreifen, in einem anderen Heftchen die Rede sein.

Im Urwald verirrt und ernster Gefahr entgangen.

Nach dem Einzug in unsere Hütte lag mir daran, möglichst bald mit deren Umgebung näher bekannt zu werden, vor allem aber den nächstliegenden Bergdörfern durch einen Besuch unsere freundschaftlich-nachbarliche Gesinnung zu bezeigen. Gaben sich doch die Kuloboleute nach wie vor alle erdenkliche Mühe, dieselben von uns abspenstig zu machen, um so die Vorteile, welche die Missionsstation im Handel und Wandel bot, für sich allein auszubeuten.

Gleich am ersten Sonntag, welchen wir in unserer Hütte verlebten, begab ich mich, kurz nachdem uns die durch den Posaunenklang herbeigelockten Knaben verlassen hatten, auf den Marsch, um das nächstgelegene Bergdorf aufzusuchen. Rüstig schritt ich im Urwald voran; aber eine Stunde nach der andern verging, ohne daß ich das Bergdorf erreichte, und bei der Menge der Pfade, die, von den Füßen der Eingeborenen getreten, über Berge, Schluchten und Gründe führten, geriet ich je länger je mehr in die Irre. Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, und noch immer hatte ich kein Dorf gefunden. Je mehr sich die Sonne zum Untergange neigte, desto unheimlicher wurde mir zu Mut; wie sollte ich aus dieser Wildnis den Weg nach der Station zurückfinden? Da — horch! drangen nicht Stimmen von Eingebornen an mein Ohr,

welche mir die Nähe eines Dorfes verrieten? Ich eilte hin; und, aus dem Walde heraustretend, sah ich etliche Papuahütten vor mir liegen. In demselben Augenblick sprang ein älterer Mann herbei, unter aufgeregtem Rufen und heftigem Geberdenspiel nach oben weisend. Emporblickend bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen hoch oben auf den starken Aesten eines Baumes eine Eingeborenenhütte. Es war dies eines der sogenannten Baumhäuser, wie sie sich besonders im südlichen Teile Neu-Guineas, auf dem englischen Gebiete, häufig finden. In der Hütte aber, die wie ein großes Vogelnest auf den Aesten hing, befand sich ein einzelner Mann; derselbe hatte sich diesen seltsamen Wohnsitz erwählt, um gegen einen Ueberfall seiner Feinde — der Bluträcher — gesichert zu sein. Stets hielt er von dort oben mit scharfem Auge Umschau, ob ihm von irgend einer Seite her Gefahr drohte. So hatte er auch mich sofort bemerkt, und in der Meinung, ich sei in der Absicht eines Bluträchers gekommen, war er gerade im Begriff, einen langen Speer auf mich zu schleudern, als eben rechtzeitig jener ältere Mann, der mich sofort als den diwut — den fremden, weißen Mann — erkannte, herzusprang und ihn durch laute Rufe von seiner Mordthat abhielt. So war ich durch Gottes Güte und Barmherzigkeit einer großen Lebensgefahr entronnen. Zwar begriff ich dies alles erst, als der ältere Mann einige Worte mit mir gewechselt hatte. Jetzt verstand ich auch sein voriges aufgeregtes Rufen und das heftige Geberdenspiel, welches mir zuerst völlig unverständlich gewesen war und mich in eine nicht geringe Bestürzung versetzt hatte. Natürlich verfehlte ich nicht, dem Manne für seine That meinen Dank und meine freundschaftliche Gesinnung auszusprechen, worauf er sich alsbald entfernte, um alle Bewohner des kleinen Papua-Gehöftes, Männer, Frauen und Kinder — sämtlich Angehörige seiner Familie — herbeizuholen. Auch der Mann im Baumhaus stieg nun an einer aus Schlinggewächsen verfertigten Strickleiter von seinem hohen Sitze zu mir hernieder.

Als alle Dorfbewohner am Platze waren, stellten sie sich auf Anordnung des Häuptlings, eben jenes älteren Mannes, dem ich meine Rettung verdankte, zu meinen beiden Seiten in einem Halbkreis auf; sodann verfertigte der Häuptling*) aus eigenem Tabak eine Cigarette, zündete sie an, rauchte einige Züge und übergab sie darauf seiner Frau, welche als erste in der Reihe stand. Diese rauchte ebenfalls einige Züge und reichte sie der neben ihr stehenden Person weiter. In dieser Weise ging die Cigarette von einem zum andern,

*) Nur der Kürze wegen nenne ich den Mann Häuptling. Häuptlinge im eigentlichen Sinn des Wortes giebt es auf dem Arbeitsgebiet der Rheinischen Neu-Guinea-Mission nicht. Die Papua-Dörfer und Stämme haben eine mehr demokratische Verfassung; an ihrer Spitze stehen eine Anzahl Dorfälteste.

Männlein und Weiblein, bis sie auch an mich gelangte. Wohl war es nicht gerade appetitlich für mich, dieselbe, nachdem sie schon von so vielen Papualippen berührt war, in den Mund zu nehmen; da ich aber wußte, daß die Leute sehr starken Zweifel in die Auf-



Baumhaus.

richtigkeit meiner friedlichen Gesinnung setzen würden, wenn ich mich dieser, zur Besiegelung des Freundschaftsbundes dienenden Sitte nicht fügte, so überwand ich meinen Ekel und nahm gleichfalls einige Züge aus der Cigarette und reichte sie dann meinem Neben

mann. Nachdem sie bei allen die Runde gemacht, nahm sie der Häuptling wieder zu sich und rauchte sie zu Ende.

Hierauf ließ der Häuptling von einem seiner Untergebenen eine mit Wasser gefüllte Cocosnußschale herbeibringen, tauchte in dieselbe ein an einem dünnen Stäbchen befestigtes Ingwerstück, leckte die daran haftende Flüssigkeit ab und ließ dann beides, Ingwerstäbchen und Wasser, dieselbe Runde machen wie zuvor die Cigarette.

Jeder und jede mußte eintauchen und lecken — natürlich auch ich. Damit erhielt der zwischen den Bewohnern dieses Gehöftes und mir abgeschlossene Freundschaftsbund eine doppelte Bestätigung. Die Leute waren von jetzt an sehr freundlich gegen mich und luden mich sogar ein, das Baumhaus zu besuchen. Da mich dasselbe sehr interessierte, kletterte ich unter der Führung des Mannes, der mich fast mit seinem Speer getötet hätte, die Strickleiter hinauf, und war nicht wenig verwundert, in dem Wipfel des mächtigen Baumes eine Hütte anzutreffen, darin bequem drei Männer hätten schlafen können. Auch befand sich vor derselben noch eine ziemlich große Plattform, worauf außer einem kleinen Feuerherd ein Topf und ein Häuflein gerösteter Taro zu bemerken waren. Man sah also: der Mann im Baum war versorgt, ähnlich wie die Besatzung einer kleinen Festung. Etliche Schilde und eine Menge Speere bildeten das Kriegsmaterial dieser merkwürdigen Burg. Die zu ihr führende Strickleiter konnte in einem Nu heraufgezogen und dadurch jeder Zugang abgeschnitten werden, denn an dem dicken, kahlen Baumstamm emporzuklimmen hätte niemand vermocht. Der Bewohner der Hütte war ein trotziger Gesell, aus dessen Augen ein unheimliches Feuer leuchtete. Er setzte seinen Stolz darein, mir unter grimmigen Geberden zu zeigen, wie er nötigenfalls seine Speere zu schwingen verstehe. Wahrlich, ich hätte ihm nicht in die Hände fallen mögen und war froh, als er mich endlich den Rückzug zur Erde antreten ließ.

Inzwischen hatte der Häuptling auf meine Bitte dafür gesorgt, daß ich einen jungen Mann zum Führer erhielt, der mich sicher nach der Missionsstation zurückgeleitete, und welcher überglücklich war als ich ihn für seine Führerschaft mit Tabak und Perlen belohnte. Glücklicher freilich als er, war ich selbst; Gott, der Herr, hatte mich zu meinen beiden Gefährten Claus und Bösch zurückgeführt. In wie große Sorge würden sie um mich geraten sein, wenn ich nicht vor Anbruch der Nacht zurückgekehrt wäre.

Hätte nun auch dieser Spaziergang verhängnisvoll für mich werden können, so freute ich mich doch, daß ich durch denselben in die Lage gekommen war, mit jenen Leuten in den Bergen einen Freundschaftsbund zu schließen. Die Folge davon war, daß die gesamte Bergbevölkerung ein größeres Vertrauen zu uns gewann und wir uns immer häufiger ihrer Besuche erfreuen durften.

Die Papua als Diebe. Ein seltsamer Aufzug. Im bösen Verdacht.

Die häufigen Besuche, die wir sowohl von der Bergbevölkerung als auch vornehmlich von den Kulobobleuten und aus den nah und fern gelegenen Stranddörfern empfingen, brachten uns allemal, wenn sich die Leute zur Arbeit bewegen ließen, kräftige Hilfe; gar zu gern aber benützten sie diese Besuche auch zu gelegentlichen Diebereien, die auszuführen die Papua wahre Virtuosen sind. Allein, ob wir auch bei den Besuchen gewöhnlich um ein Werkzeug oder dergleichen ärmer wurden, so vermieden wir es doch bei aller angewandten Vorsicht, die Leute unser Mißtrauen empfinden zu lassen. Gerne gestatteten wir ihnen, zumal bei Regenwetter, sich unter unserer Hütte in dem Raum zu ebener Erde, aufzuhalten, wo sie dann rauchend und schwatzend uns und unsere Gegenstände zum Gegenstand lebhafter Unterhaltung machten, dabei aber zugleich auf Mittel sannen, aus unseren Kisten irgend etwas zu entwenden. Freilich, mit den Händen eine Kiste aufzubrechen, schien ihnen zu gefährlich, — das hätten wir gar zu leicht bemerkt. Indes, der Papua ist in dieser Beziehung nie in Verlegenheit, hat er doch ein Paar Füße, deren Zehen er ebenso gut zu gebrauchen weiß, wie seine Finger.

So geschah es eines Tages, daß — während gerade niemand von uns zugegen war — ein Mann das Gehänge einer Kiste, vor welchem sich ein Vorhängeschloß befand, mit seinen Zehen umzubiegen und abzubrechen suchte. Und siehe, es gelang, das Gehänge brach ab und fiel zu Boden. Jetzt brauchte er nur noch den Klappdeckel aufzuheben und einen glücklichen Griff zu thun, so waren seine Hände mit Eisen und Werkzeugen gefüllt, da — gerade zur rechten Zeit — trat ich herzu und vereitelte sein räuberisches Unternehmen.

Später versuchte es der älteste Sohn Madoms, des Dorfältesten von Kulobob, in gleicher Weise seine Diebsgelüste zu befriedigen. Doch auch er hatte das Mißgeschick, dabei ertappt zu werden, und ich wagte es, ihn unter unserer Hütte wegzujagen. Dies war ihm natürlich keineswegs angenehm, zumal gerade draußen ein ziemlich heftiger Regen fiel, welcher seine eben erst frisierte und rot gefärbte Haarperücke verdarb. Er geriet in großen Zorn und stieß unter lautem Toben allerlei Drohungen gegen mich aus. Als ich ihn daraufhin zurechtwies und ihn an seine „schlechten Finger“ erinnerte, welchen er meine unliebsame Behandlung zu verdanken habe, lief er im Gefühl seiner fragwürdigen Ehrlichkeit wutschnaubend davon.

Kurze Zeit darauf kam aus dem Dorfe eine mit Speeren und Schilden bewaffnete Männerschar und stellte sich — von Madom geführt — unter Toben und Spektakeln vor unserer Hütte

auf. Unter großer Erregtheit rühmte Madom die Ehrlichkeit seines Sohnes und nannte mich einen schlechten Kerl, der seinem Sohne das größte Unrecht zugefügt. Dabei stimmten ihm alle anderen zu und suchten uns durch lautes Schreien und bedrohliches Speerschwingen in Angst zu setzen.

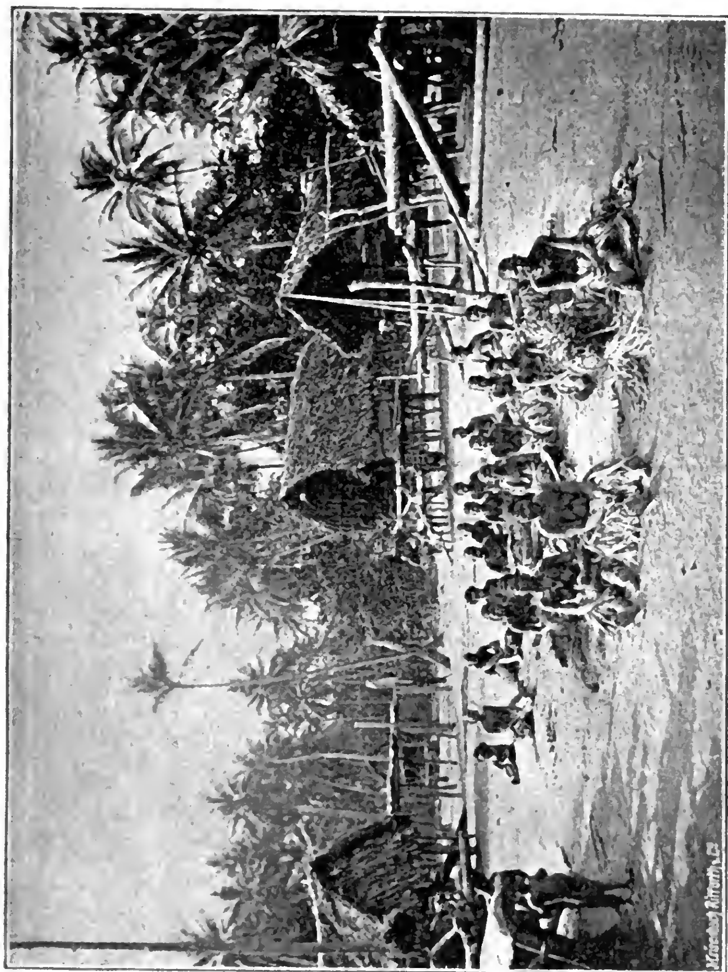
Um jedoch den Leuten zu zeigen, daß ich mich keineswegs vor ihnen fürchtete, trat ich unbewaffnet unter sie und sagte: „Ihr wißt, daß ihr allesamt „schlechte" Finger habt; ihr stehlt und könnt nicht anders, als stehlen, weil ihr Jesum nicht kennt. Ebenso wißt ihr, daß wir diwut (weiße Leute) gute Finger haben und nicht stehlen, weil wir Jesu Freunde sind. Sagar — so hieß der junge Mann — wollte stehlen: ich habe ihn dabei gesehen, und er selbst weiß, daß es wahr ist. Werdet ihr es auf diese Weise weitertreiben, so werden wir nicht mehr euch, sondern die Bergbewohner zu unseren Freunden machen". — Nach dieser Anrede wurde es unter den tobenden Gesellen ruhiger — wohl, weil sie spürten, daß ich sie kannte, noch mehr aber, weil sie fürchteten, es möchten jetzt die Leute in den Bergen ihnen vorgezogen werden und diese nun allein die Vorteile genießen, auf welche sie bisher so eifersüchtig spekuliert hatten. So hielten sie es endlich für das gescheidteste, uns zu verlassen und stillschweigend heimzuziehen.

Nach einigen Tagen — ich lag eben fieberkrank darnieder — meldete einer unserer Miokesen, dieselbe Schar Männer käme abermals zur Missionsstation; ich sollte doch aufstehen und zu erfahren suchen, was sie vorhätten. Schnell erhob ich mich und schaute aus. Welch' seltsamer Aufzug, der sich meinen Blicken darbot! Im Gänsemarsch schritt die Menge der Bewaffneten daher; an der Spitze zwei junge Leute, welche auf ihren Schultern eine mit allerlei Gegenständen befrachtete Stange trugen. Sofort ahnte ich, was dies zu bedeuten hatte, und zog mich einstweilen wieder auf mein Lager zurück. Der Trupp machte vor unserer Hütte Halt, und zwei Jünglinge waren alsbald damit beschäftigt, zwei oben in eine Gabel auslaufende Stäbe in die Erde zu rammen. Auf diese legten die Träger die Stange mit allem, was sich daran befand, während die bewaffnete Schar um dieselbe Aufstellung nahm.

Ungeduldig harrten sie, daß ich kommen und von ihrem Beginnen Notiz nehmen würde. Ich hielt es indessen für angebracht, ein wenig zurückhaltend zu sein und sie dadurch unser Mißfallen über ihr voriges Benehmen empfinden zu lassen. Erst, als sie mir wiederholt zugerufen hatten: „Komm und sieh!" trat ich vor die Stiege. Da sah ich nun die aufgerichtete Stange, auf welcher mehrere mit bunten Blättern und Blumen geschmückte Büschel Yam, Bananen, Betelnüsse, Cokosnüsse sowie auch einige lebende Hühner hingen.

„Kunze, wir bringen dir „tawut" — wir sind deine Freunde; wir haben gute Finger und sind nicht deine Feinde" — das waren

ungefähr die Worte, welche Madom an mich richtete. Ich aber dachte: tawut? tawut? tawut? — was heißt das? Ich ahnte, es bedeute „Versöhnung“. Meine Freude war groß: ging doch aus allem hervor, daß die Kuloboblente — wie immer man auch



Ein Papuadorf.

sonst über sie denken mochte — freundschaftliche Beziehungen zu uns zu halten wünschten. Fast noch mehr aber freute ich mich darüber, daß Gott der Herr eine Gelegenheit herbeigeführt hatte, bei welcher wir in der Papuasprache der Dampierleute zum ersten

Male das für die Verkündigung des Evangeliums so wichtige Wort „Versöhnung“ hörten und verstanden. Doch damit, daß ich die Versöhnungsgaben aus den Händen der Leute annahm, war die Sache keineswegs abgethan. Madom verfehlte nicht, mich daran zu erinnern, daß nun auch ich zur Bestätigung der stattgehabten Aussöhnung etwas zu geben hätte. Ich wies zwar darauf hin, daß ja nicht ich, sondern sie in der Schuld gewesen seien, und also meinerseits keine Ursache vorläge, ihnen Geschenke zu machen. Weil aber nach papuanischer Landessitte bei derartigem Versöhnungsakte das Geben auf Gegenseitigkeit beruhte, so griff ich endlich doch nach Perlen, Tabak und einigen Eisenstücken und verteilte dieses unter die Leute, worauf sie sich alsbald friedlich in ihr Dorf zurückbegaben.

Weit unangenehmer als jene Dieberei und der damit verbundene Tumult hätte uns ein übler Verdacht werden können, in den wir ungefähr um dieselbe Zeit gerieten.

Es ereignete sich nämlich, daß einem Ehepaare in Kulobob ein drei- bis vierjähriges Kind abhanden kam. Die Eltern hatten tags über auf dem Felde gearbeitet, und als sie am Nachmittage heimkehrten, fanden sie ihr im Dorfe zurückgelassenes Kind nicht mehr vor. Sogleich ging der Vater aus dasselbe zu suchen; aber wohin er sich auch wandte, nirgends war es zu finden. Das Einzige, was er von ihm zu Gesicht bekam, waren einige Fußstapfen, die es nahe der Bucht im Sandstrande zurückgelassen hatte. Der Schmerz des Vaters war sehr groß, und mit vergrämtem Gesicht kam er schließlich auch zu uns. Wir schenkten ihm unsere herzliche Teilnahme, waren aber sehr überrascht, als er uns fragte, ob wir das Kind gesehen und wohl gar getötet hätten. Als wir das bestimmt verneinten, fragte er, ob denn demselben nicht vielleicht von unseren Miokesen ein Leid angethan worden sei. Auch dies konnten wir mit Bestimmtheit verneinen. Ich versicherte ihn, daß wir als Jesusleute etwas Derartiges nie thun und es auch unseren Miokesen nimmermehr gestatten würden; wir seien seine Freunde. Zwar schien der Mann sich damit noch keineswegs zu beruhigen; doch lenkte er jetzt seinen Verdacht von uns auf die Bergbewohner und meinte, auch diese könnten das Kind „gebunden“ (bezaubert) haben. Glücklicherweise gelangte er, ins Dorf zurückgekehrt, zu der Ueberzeugung, daß das Kind, während es sorglos am Strande ging, von einem Krokodil gepackt und fortgeschleppt worden sei. Wie traurig diese Thatsache an sich war, so freuten wir uns doch, daß sich das Verschwinden des Kindes auf diese Weise erklärt hatte. Denn wäre der Verdacht auf uns haften geblieben, so hätte uns das Schlimmste widerfahren können. Wir wären dann in den Geruch der Zauberei gekommen und hätten zu fürchten gehabt, von den Leuten ermordet zu werden. Besteht doch unter den Papua der schreckliche Brauch, an demjenigen, der bei dem Tode eines Menschen der Zauberei verdächtig

ist, Blutrache zu nehmen, indem die nächsten Angehörigen des Verstorbenen ihn überfallen und aus dem Leben schaffen.

Und wer weiß, ob wir nicht, ohne es zu ahnen, zu jener Zeit wirklich in großer Gefahr geschwebt haben? Wenigstens erzählten uns unsere Miokesen wiederholt, daß, während wir eines Nachts in tiefem Schlafe lagen, sich ein Mann in unsere Hütte geschlichen habe, dann aber, als er sich von ihnen bemerkt gesehen, wieder davon gegangen sei.

Wie gut ist es doch, daß einem Missionar im Beginn seiner Thätigkeit unter einem so fremden Volk manchmal dank der Unkenntnis der Dinge die Augen gehalten sind. Er würde wohl sonst aus dem Gefühl der Unsicherheit niemals herauskommen. Erst hernach darf er oft erkennen, wie ihm Gott der Herr in ungeahnten Nöten und Gefahren ein sicherer Schutz und Schirm gewesen ist.

Schwere Krankheit in der Missionshütte. Flucht der Miokesen. Unerwarteter Besuch.

Etwa vierzehn Tage weilten wir in unserer eigenen Hütte, als sich über uns drohende Wetterwolken zusammenzogen. In den ersten Tagen des August begannen meine beiden Gefährten Claus und Bösch über heftige Leibschmerzen zu klagen, und nur zu bald ward es uns zur Gewißheit, daß sie von der Dysenterie (rote Ruhr), welche auf Neu-Guinea sehr häufig ist, befallen waren. Dies war sehr schlimm, um so mehr, als das einzige Mittel, die Krankheit mit Erfolg zu bekämpfen, in einer richtigen Diät besteht, welche zu befolgen in unseren Verhältnissen mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Unsere Hauptnahrung bestand bisher aus Taro und Yam; beides durften die Kranken jetzt nicht mehr genießen. Das Beste für sie wäre Haferschleim gewesen; leider war aber die Hafergrütze, welche wir für solche Fälle in Blechbüchsen mit uns führten, vollständig verdorben. Wir mußten statt derselben Reis verwenden, davon wir noch genug besaßen. Nun wäre es wohl auch mit dem daraus bereiteten Schleim ganz gut gegangen, wenn die Krankheit nur etliche Tage gedauert hätte; da aber Woche um Woche darüber verging, so ward der Reisschleim den Kranken mehr und mehr zuwider. Endlich erinnerte sich Bruder Bösch, daß unter seinem Privatbesitz noch eine Papierdüte mit etwa zwei Pfund grober Gerste verborgen lag. Da dieselbe gut erhalten war, kochte ich von jetzt an den Kranken jeweilig Gerstenschleim und hatte die Freude, daß ihnen dieser auf die Dauer besser schmeckte, als der Reisschleim. Nur schade, daß kein größerer Vorrat davon vorhanden war! Um möglichst zu sparen, kochte ich die Gerste

zu wiederholten Malen, und erst, wenn überhaupt kein Schleim mehr herauszubringen war, griff ich zu einem neuen Quantum. Auf diese Weise hielten die zwei Pfund länger vor, als zu erwarten gewesen war.

Bei der großen Ansteckungsgefahr, womit die Dysenterie — zumal bei einer so dürftigen häuslichen Einrichtung — verbunden ist, war es eine besondere Gnade Gottes, daß ich von derselben verschont blieb. So war ich in der Lage, die Kranken fortgesetzt pflegen und nebenbei auch die übrigen Arbeiten verrichten zu können. Das Befinden der beiden Brüder ward von Woche zu Woche bedenklicher. Heftige Darm- und Unterleibsschmerzen ließen sie bei Tag und Nacht keine Ruhe finden. Dazu quälte sie ein brennender Fieberdurst, worin ihnen keine andere Erquickung geboten werden konnte als abgekochtes Wasser, das sie überdies nur in kleinen Portionen zu sich nehmen durften. Zu unserer Freude fingen jedoch bald einige unserer Ziegen an Milch zu geben, womit ich den Kranken eine willkommene Abwechselung bieten konnte.

Keine geringe Plage für die Kranken waren die großen, grünen Aasfliegen, welche nicht nur in die Wolldecken der Betten, sondern auch in die Haare und Bärte der Leidenden ihre häßlichen Eier legten. Aus diesen, wenn sie nicht rechtzeitig bemerkt und vernichtet wurden, entwickelten sich binnen kurzer Zeit sehr ekelhafte Maden, die sich bald da, bald dort in die Körper der Kranken einzubohren suchten. Bei dieser Gelegenheit erkannte ich übrigens, wie leicht es Gott gewesen war, einen Menschen wie den Herodes mit jener furchtbaren Plage heimzusuchen, die ihn bei lebendigem Leibe in kürzester Zeit zu einem Fraß der Würmer machte. (Apostelg. 12, 23.)

Auch war es für die beiden Brüder keine geringe Geduldsprobe, wenn das zur Bereitung der Krankenkost nötige Holzfeuer unter der Hütte brannte und der den Fußboden durchdringende Rauch ihnen das Atmen erschwerte. Doch hatte der Rauch auch das Gute an sich, daß er unsere Hütte, in der, wie es die Art der Krankheit mit sich brachte, eine sehr schlechte Luft herrschte, desinfizierte.

Neben all' dem Krankheitselend sollte bald noch eine neue Verlegenheit für uns entstehen. Eines Abends bemerkte ich von unserer Hütte aus ein Licht auf offener See; und weil wir eben zu jener Zeit den Dampfer mit den Baumaterialien erwarteten, so konnte ich nicht anders denken, als daß das Licht demselben angehörte und uns seine Ankunft meldete. An ein Ausladen des Schiffes war freilich bei der schon eingebrochenen Dunkelheit nicht mehr zu denken; doch ließ ich, um am kommenden Morgen möglichst bald damit beginnen zu können — denn die Schiffe haben gewöhnlich große Eile — noch selbigen Abend unser Boot zurüsten.

In Erwartung des Dampfers harrte ich mit großer Spannung des kommenden Tages. Indes, wohin ich auch nach Sonnenaufgang blickte, nirgends war ein Schiff zu sehen. Offenbar hatte ich mich in der Wahrnehmung des Lichtes getäuscht. Weil aber der Dampfer zu jeder Stunde zu erwarten war, so ließ ich das Boot im Wasser liegen, damit es sofort bereit sei.

Der Tag verging, und nichts Böses ahnend legte ich mich am Abend neben meinen kranken Gefährten zur Ruhe. Des Morgens erwachte ich in aller Frühe und es war mir gleich auffallend, daß sich keiner unserer Miokesen bemerkbar machte. Auch sah ich auf den ersten Blick, daß die ihre Habseligkeiten enthaltenden Bündel, welche gewöhnlich an bestimmten Plätzen in unserer Hütte hingen, verschwunden waren. Sofort schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß die Leute mitsamt unserm Boot Reißaus genommen hätten. Ich rief nach ihnen, aber erhielt keine Antwort: ich eilte nach dem Strande, kein Boot war zu erblicken. Kein Zweifel, die Miokesen hatten sich, die günstige Gelegenheit benützend, auf und davon gemacht. Hätte ich das Boot am Abend zuvor wieder auf den trockenen Sandstrand ziehen lassen, so hätten die fünf Männer allein es wohl wegen seiner Schwere nicht in die Flut zu schieben vermocht. Natürlich war meine und meiner Gefährten Bestürzung groß; waren wir doch jetzt völlig von dem Festlande und den darauf befindlichen Stationen abgeschnitten und konnten, falls wir irgendwie in Not gerieten oder einer Zufuhr von Lebensmitteln bedurften, unseren Brüdern keine Nachricht zukommen lassen. Dazu bedeutete der Verlust des Bootes für uns einen Verlust von einigen hundert Thalern. Doch wir mußten uns auch in dieses Mißgeschick fügen. Mehr als je zuvor waren wir jetzt auf die Hilfe unseres Gottes angewiesen.

Was konnte nur unsere Miokesen zur Flucht veranlaßt haben? Hatten sie etwa, von mächtigem Heimweh ergriffen, den verwegenen Plan gefaßt, in dem schwachen Fahrzeug Hunderte von Meilen über das weite Meer zu fahren, um nach ihrer fernen Heimat, dem sogenannten Bismarckarchipel, zu gelangen? Oder hatten sie uns etwa in größerem Umfange bestohlen und nun die Flucht ergriffen, um ihren Raub in Sicherheit zu bringen? Letzteres war nicht der Fall; wir fanden unsere sämtlichen Sachen vor. Nur einige Ziegen fehlten, und es war immerhin denkbar, daß sie dieselben mitgenommen hatten, damit es ihnen auf ihrer Reise ins Ungewisse nicht an Fleischkost fehlte. Wir konnten nur Gott bitten, daß er die Leute von allen verderblichen Plänen abhalten und, wenn möglich, sie wieder samt dem Boot uns zuführen möge.

Ihr Entweichen war besonders für mich mißlich, insofern ich jetzt sämtliche häusliche Arbeiten, die ich zuvor durch jene hatte verrichten lassen, selber in die Hand nehmen mußte. Auch konnte

vorerst nicht weiter an der Zurichtung des Missionsgrundstückes gearbeitet werden; denn auch die Eingeborenen, die mir dabei hätten behülflich sein können, hielten sich — wohl aus Furcht vor der bei uns herrschenden Krankheit — mehr und mehr von der Missionsstation fern.

In meiner Verlegenheit bat ich Gott, er möge doch wenigstens den Weg eines eingeborenen Knaben zu uns lenken; und wie erfreut war ich, als bald darauf wirklich ein solcher vor unserer Hütte stand! Ach ja, unser Gott ist treu, auch in kleinen Dingen. Daß wir Menschen nur stets das rechte Vertrauen hätten, ihm alles zu befehlen! Waren auch die Dienste, die mir der Knabe erweisen konnte, nur von geringer Art, so brauchte ich doch wenigstens jetzt das Feuer nicht mehr selbst zu unterhalten und das Holz zu spalten. Auch überhob er mich der Mühe, das zum Trinken, Waschen und Kochen nötige Wasser, welches ziemlich weit hergeholt werden mußte, auf meinen eigenen Schultern herbeischleppen zu müssen. Dazu konnte mir der Knabe die Tarotknollen, welche während dieser Zeit meine einzige Morgen-, Mittags- und Abendmahlzeit bildeten, im Feuer rösten.

Endlich trat in dem Befinden des einen Patienten, Missionar Claus, eine Wendung zum Besseren ein, während der Zustand seines Leidensgenossen noch derselbe blieb.

Eine große Ueberraschung wurde uns am zweiten Morgen nach der Flucht der Miokesen zu teil. Der Eingeborenenknabe kam und meldete, er habe im Walde eine Ziege mit zwei Lämmchen gesehen. Sofort lief ich hin, und siehe da, es war die eine der uns abhanden gekommenen. Nicht lange darauf stellte sich auch die andere ein, gleichfalls von einem Lämmchen begleitet.

So hatte uns der gute Gott das, was wir für verloren hielten, fast um das Dreifache vermehrt zurückgegeben; und diese seine Güte machte mich so glaubensfreudig, daß ich zu meinem Gefährten Claus sagte: „Gieb acht! Die zurückgekehrten Ziegen sind ein Angeld, daß uns Gott auch wieder in den Besitz des verschwundenen Bootes bringen wird".

Zwei Tage etwa waren seitdem verflossen, da kommen Knaben aus Kulobob und rufen in unsere Hütte hinein: „Ein großes Schiff naht! Ein großes Schiff naht!" Wir denken natürlich, es ist der Dampfer, den wir schon seit lange erwarten. Ich halte Ausschau, kann aber von einem Schiff nichts entdecken.

Nach kurzer Zeit kommen die Knaben wieder und rufen: „Kunze, das Schiff treibt in die Bucht!" Ich schaue nochmals durchs Fernglas, und wirklich — da fährt ein Segelboot, bemannt mit einigen weißen und einer Anzahl brauner Leute, in die Bucht. Unsere Herzen wollen fast vor Freude springen; ist es doch vielleicht gar unser eigenes Boot. Das Fahrzeug kommt näher und näher.

und bald erkennen wir es wirklich als das unserige. Wie hätten wir da anders als mit lauter Stimme Gottes Treue preisen sollen!

Wer aber waren die beiden Europäer, die sich außer den Miokesen im Boot befanden, und welcher glückliche Umstand hatte sie in stand gesetzt, uns die Ausreißer samt dem Boot wieder zuzuführen?

Man sagt: „Ueberraschungen, seien sie freudiger oder trauriger Art, kommen selten allein". Kaum war das Boot gelandet, so eilte einer der Europäer auf mich zu; und ich wußte nicht, wie mir geschah, als ich in ihm den lieben Dr. Frobenius erkannte. Zwei Jahre zuvor hatten wir in Barmen von einander Abschied genommen, ich, um als Missionar nach Neu-Guinea auszuziehen; er, um als Missionsarzt nach den Battalanden auf Sumatra zu gehen. Aber statt in die Battalande hatte ihn der Herr nach Java geführt; und vor wenigen Monaten — wie ich jetzt aus seinem Munde erfuhr — hatte er von der rheinischen Missionsgesellschaft den Auftrag erhalten, ebenfalls nach Neu-Guinea aufzubrechen. So war er nach Bogadjim gekommen und hatte sich daselbst schon einige Wochen bei den Missionaren Eich und Scheidt aufgehalten.

Wie aber verhielt es sich mit dem Boot und den zurückgebrachten Miokesen? Am zweiten Tage nach ihrer Flucht waren sie (wie wir jetzt ebenfalls erfuhren) in der Nähe der Compagnie-*) Station Erima — etwa $1^1/_2$ Stunden von Bogadjim entfernt — gelandet. Ihre plötzliche Ankunft war dem dieser Station vorstehenden Beamten verdächtig gewesen, und er hatte sie sofort in ein ernstes Verhör genommen. Die Miokesen aber, wohl wissend, daß, wenn der wahre Thatbestand ans Licht käme, sie der verdienten Strafe nicht entgehen würden, hatten sich einen ganz sensationellen Roman ausgesonnen. Sie erzählten dem Beamten, daß die Bewohner des Dorfes Kulobob die Missionsstation überfallen hätten; den einen von uns Missionaren hätten sie getötet, die beiden anderen wären verwundet in den Wald geflohen; sie, die Miokesen, aber hätten, um nicht ebenfalls erschlagen zu werden, eiligst das Boot bestiegen und wären mit demselben davon gesegelt. Natürlich geriet der Compagnie-Beamte zufolge dieses Berichtes in große Besorgnis um uns und schickte sofort nach Bogadjim, um Missionar Eich das Vorgefallene zu berichten. Sofort begab sich dieser nach Erima, damit er von den geflüchteten Miokesen noch Genaueres erführe. Allein schon auf dem Wege dahin drängte sich ihm der Gedanke auf, daß die Hiobspost vielleicht von den Flüchtlingen selbst ersonnen sei. Er stellte daher auch seinerseits ein eingehendes

*) Unter Compagnie ist hier, wie schon auf Seite 5 erwähnt, die Neu-Guinea-Compagnie zu verstehen, welche an einigen Plätzen — so auch bei Erima — Tabakpflanzungen angelegt hat.

Verhör mit ihnen an; und durch allerlei Kreuz- und Querfragen kam es allmählich heraus, daß ihr Bericht höchst zweifelhafter Natur war.

Nach Bogadjim zurückgekehrt, veranlaßte nun Missionar Eich den bei ihm weilenden Dr. Frobenius, unser Boot samt den Miokesen nach der Dampier-Insel zurückzubringen. Weil es jedoch nicht unbedingt fest stand, daß die Erzählung der Miokesen völlig erlogen war, hielt es der Compagnie-Beamte für gut, dem Dr. Frobenius einen kräftigen Matrosen mitzugeben. Auch mußten sich auf sein Geheiß beide mit einem Gewehr bewaffnen.

Nun, Gott sei Dank, die Vorsichtsmaßregeln des Compagnie-Beamten waren unnötig gewesen, und ebenso waren es auch die Verband- und Pflasterkasten, die der gute Doktor in großer Fürsorge für die „Schwerverwundeten“ mitgebracht hatte. Wir aber hatten viele Ursache Gott zu loben, nicht nur, weil Er uns das Boot mit den Miokesen zurückgeführt, sondern uns auch zur Versüßung unserer Einsamkeit einen so willkommenen Besuch geschenkt hatte; schien es doch fast, als ob die Flucht der Miokesen eigens dazu hätte dienen müssen, damit den beiden Kranken in ihrem körperlichen Elend diese Erquickung bereitet würde. Wirklich schienen sie zufolge dieser glücklichen Ereignisse neu aufzuleben; besonders Missionar Claus erholte sich von jetzt an recht gut.

Für unsere Gäste freilich war die Zeit ihres Aufenthaltes bei uns keineswegs sehr angenehm; und wären sie nicht sehr bescheiden gewesen, so hätten sie sich schwerlich in die dürftigen Verhältnisse unseres Hüttenlebens finden können. Nicht einmal ein Bett oder dergleichen konnte ihnen angeboten werden. Sie mußten während all der Nächte auf Stühlen liegen, die ihnen mehr Gliederschmerzen als Erquickung verschafften. Und obwohl ich als Koch mein Bestes zu thun versuchte, so konnte ich doch nicht verhindern, daß ihnen immer wieder Taro und Yam oder Yam und Taro vorgesetzt wurden. Auch mußten sie es sich wohl oder übel gefallen lassen, daß ihnen wegen Mangels an geeignetem Tischgeschirr die Suppe in einem mit einem Seifenäpfchen versehenen Waschbecken aufgetragen wurde.

Jetzt klärte sich auch auf, was die Miokesen zu ihrer abenteuerlichen Flucht veranlaßt hatte. Als Heiden hatten sie die plötzliche Erkrankung der beiden Missionare Claus und Bösch auf die Zauberkünste böswilliger Inselbewohner zurückgeführt, und waren von der Furcht befallen, daß diese sie ebenfalls bezaubern könnten. Ja, so sehr hatte diese Furcht ihre Phantasie erhitzt, daß sie, wie sie uns jetzt erzählten, während einer Nacht den tamparan — den Zaubergeist — in ihrer Nähe hätten umherschleichen sehen. Da hatten sie vor Entsetzen den Entschluß gefaßt, uns sobald wie möglich zu verlassen und mit dem Boot davonzufahren.



Tabakspflanzung Stephansort (bei Bogadjim).

Fußfällig baten sie jetzt um Verzeihung. Auch hatte der mißglückte Fluchtversuch sie dermaßen ernüchtert, daß fortan bei ihnen alle Furcht vor dem tamparan und der Bezauberung verschwunden war. Den Haupträdelsführer, einen heimtückischen Gesellen, der auf die übrigen immer einen schlechten Einfluß gehabt, sandten wir später an die Neu-Guinea-Compagnie zurück.

Vierzehn Tage lang durften wir uns des Besuches unserer Gäste erfreuen; dann fuhren sie auf unserem Boot zurück, wobei die Miokesen sie als Ruderer begleiteten.

Der Bau eines Hauses kann begonnen werden. Das erste Grab auf der Dampier-Insel.

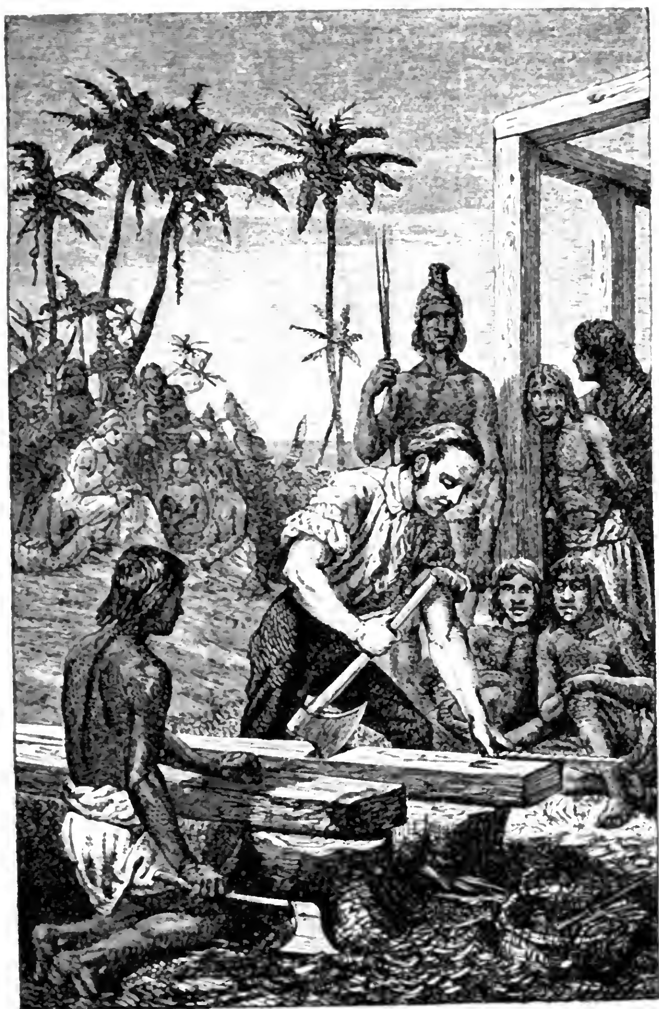
Fünf Tage nach der Abreise unseres Besuches traf endlich der langersehnte Dampfer vor der Dampier-Insel ein; mit demselben zugleich schickte Dr. Frobenius das Boot samt den Miokesen zurück.

Um die Ausladung des Schiffes zu beschleunigen, ließ der Kapitän einfach die Bauhölzer ins Wasser werfen; eine Schar farbiger Arbeiter sprang aus dem Schiffe hinterher und brachte schwimmend die Hölzer an den entfernten Strand. Dabei wurden freilich zufolge des hohen Seeganges eine Menge der Hölzer verschlagen, so daß ich am folgenden Tage die Küste auf zwei Stunden Entfernung mit dem Boot absuchen und die da und dort ans Land getriebenen Balken und Bretter mühsam sammeln mußte. Auf dieser Fahrt begleitete mich Bruder Claus, der sich seit etlichen Tagen von seiner Krankheit vollständig hergestellt fühlte. Auch dem Bruder Bösch ging es jetzt wesentlich besser. Und wie groß war meine Freude, als am folgenden Sonntag beide wieder zum ersten Mal seit vielen Wochen am Tische das Mittagsmahl einnehmen durften!

Trotz der vorhin beschriebenen Unfälle und Widerwärtigkeiten war es uns gelungen, den Bauplatz bis zur Ankunft des Dampfers vollkommen zuzurüsten; auch hatten schon unter dem Beistande einiger hülfsbereiter Eingeborenen die Pfähle gesetzt werden können, auf denen das Haus — 6 Fuß über der Erde — erbaut werden sollte. So konnten wir gleich mit der Aufrichtung des Gebälkes, das uns zum Zusammenstellen zugerichtet geliefert worden war, beginnen. Schade nur, daß der Dampfer nicht alle Baumaterialien hatte mitbringen können; fast die Hälfte derselben war zurückgeblieben, und mehrere Monate konnten vergehen, bis das nächste Schiff uns diese brachte. Wohl oder übel mußten wir uns also mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir noch ein halbes Jahr in unserer armseligen Hütte zuzubringen hatten.

Bei den uns jetzt in Anspruch nehmenden Bauarbeiten erfreuten wir uns natürlich des größten Interesses der Eingeborenen.

Mit welcher Aufmerksamkeit beobachteten sie mich, als ich damit begann, auf den 6 Fuß hohen Pfählen die Zusammenstellung des Schwellenrahmens vorzunehmen! Fast wurden sie ungeduldig, als



Ein Südsee-Missionar beim Hausbau.

das Messen, Schieben und Rücken an demselben kaum ein Ende nehmen wollte: und wie erstaunten sie, als ich endlich auf dem Rahmen die 10 Fuß hohen Wandpfosten errichtete! Es schien ihnen

überaus bedenklich, daß wir auf den ohnehin schon hohen Unterbau ein so hohes Haus zu setzen gedachten. Manche von ihnen konnten nicht umhin, uns an den jauartim und karaktim, den Nordwest- und Ostwind zu erinnern, die oft mit großer Gewalt über die Insel brausen, und die gar bald, wie sie meinten, unser Haus von den Pfählen herunterblasen würden.

Bald jedoch ließ das Verlangen, unser seltsames Gebäude fertig dastehen zu sehen, den Eingeborenen keine Ruhe mehr. Aus den müßigen Zuschauern wurden wackere Mitarbeiter; und wirklich staunenswert war ihr Geschick! Dank der Gelenkigkeit ihrer Zehen kletterten sie wie Katzen; kein größeres Vergnügen schien es für sie zu geben, als in schwindelnder Höhe auf Balken und Pfosten umherzuhüpfen. Daß unter diesen Umständen die Aufrichtung des Gebälkes über Erwarten schnell vor sich ging, ist leicht zu begreifen.

Leider konnten sich Claus und Bösch nicht an dem fröhlichen Schaffen beteiligen. Letzterer hatte sich zwar von seiner Krankheit zu erholen begonnen, war aber noch zu schwach, um sich mit anstrengender Arbeit zu befassen. Der liebe Bruder Claus hingegen, der bereits geheilt gewesen war, lag schon wieder schwer krank danieder. Noch am Abend jenes Sonntags, an welchem er mit Bösch gemeinsam das Mittagsmahl eingenommen hatte, war er von einem eigenartigen Frösteln befallen, wie sich dieses gewöhnlich vor einem heftigen Fieber einstellt. Bald trat eine Lungenentzündung hinzu, und schon am dritten Tage konnten wir nicht mehr daran zweifeln, daß es mit unserem teuern Bruder und Gefährten der ewigen Heimat zuging. Wir flehten zu Gott, daß er doch diesen Kelch an uns vorübergehen ließe; aber jede Stunde, die dahin flog, zeigte es deutlicher und deutlicher: „Wir hatten Abschied zu nehmen von dem, den unsere Seele liebte“. Auch dem Kranken war es nicht verborgen, daß seine Erdenzeit nur noch kurz bemessen war. In stiller Ergebung bereitete er seine Seele für den Eintritt in die Ewigkeit vor. Auf seinen Wunsch las ihm Bösch, der immer um ihn sein konnte, Bibelsprüche und Liederverse vor. Ergreifend war es, als er aus dem Gedächtnis das Lied: „Geht nur hin und grabt mein Grab“ betete und schließlich mit großem inneren Frieden die Verse sprach:

Darum, Erde, fahre wohl!
Laß mich nun in Frieden scheiden!
Deine Hoffnung, ach, ist hohl,
Deine Freuden selber Leiden,
Deine Schönheit Unbestand,
Eitel Wahn und Trug und Tand.

Darum letzte gute Nacht,
Sonn' und Mond und liebe Sterne,
Fahret wohl mit eurer Pracht;

Denn ich reis' in weite Ferne,
Reise hin zu jenem Glanz,
Worin ihr verschwindet ganz.

Die ihr nun in Trauern geht,
Fahret wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben niederweht,
Tröstet ja des Herrn Gemeinde.
Weint nicht ob dem eitlen Schein,
Droben nur kann ewig sein.

Weinet nicht, daß nun ich will
Von der Welt den Abschied nehmen;
Daß ich aus dem Irrtum will,
Aus dem Schatten, aus dem Schemen,
Aus dem Eitlen, aus dem Nichts
Hin ins Land des ew'gen Lichts.

Weinet nicht! Mein süßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Teil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein heilig Blut
Floß, der ganzen Welt zu gut.

Weint nicht! Mein Erlöser lebt!
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt,
Und des Himmels Held, der Glaube,
Und die ew'ge Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht.

Bald nachdem er dieses Lied ausgesprochen hatte, traten Bewußtlosigkeit und Phantasien ein. Am fünften Tage erreichte die Krankheit ihren höchsten Grad. Am Morgen des folgenden — sechsten — Tages fanden wir ihn in einem tiefen Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachen sollte. Nur ein krampfhaftes Röcheln entrang sich noch je und dann seiner Brust, bis er gegen 9 Uhr abends — im fast vollendeten 30. Lebensjahre — seinen Geist aufgab. Wehmütigen Herzens standen wir an der Leiche dieses früh vollendeten Mitstreiters. Im Dezember 1889 war er auf Neu-Guinea angekommen, und schon am 27. September 1890 — also binnen Jahresfrist — war er aus seiner hoffnungsreichen Arbeit abgerufen. Der Verlust, der mit dem Tode dieses, für den Missionsberuf in ganz hervorragender Weise beanlagten Bruders die Neu-Guinea-Mission betroffen hatte, war groß. Auf einen jeden, der mit ihm umging, machte seine tiefe, ungekünstelte Demut und sein sanftmütiges, stets zum Dienen bereites Wesen einen unauslöschlichen Eindruck.

Wie sehr ihm das Dienen Bedürfnis war, zeigte sich noch besonders in den letzten Wochen seines Lebens. Kaum hatte er sich von der Dysenterie ein wenig erholt, als er sich auch schon mit

allen Kräften der Pflege des noch schwer krank daniederliegenden Bösch widmete. „Keinen Wunsch, keine Bitte,“ sagte dieser damals von ihm, „brauche ich zu unterdrücken; ich weiß, es ist ihm nichts zu viel. Er ist in der Selbstverleugnung viel weiter als ich. Was ich erst durch viele Kämpfe mir erringen muß, das hat er, daß ich so sage, auf Lager und braucht es nur zu nehmen.“

Das ihn umgebende Elend des papuanischen Heidentums hatte sein ganzes Herz erfaßt. Keine größere Freude gab es für ihn, als sich mit den Eingeborenen zu beschäftigen, sei es, um ihren Lippen die Sprache abzulernen, sei es, einigen um ihn versammelten Knaben von der Liebe des Heilandes vorzustammeln.

Besonders waren ihm die Eingeborenen auf der Missionsstation Siar, woselbst er sich während der sechs ersten Monate aufgehalten hatte, zugethan. Große Trauer herrschte unter ihnen, als sie die Kunde von seinem Tode vernahmen. Sie redeten von dem Heimgegangenen kaum anders als von „dem guten Mann mit den sanften Augen“.

Als Begräbnisstätte für den Leichnam des geliebten Entschlafenen wählten wir ein stilles, von den Aesten eines Kangarbaumes überschattetes Plätzchen in der Nähe der Missionsstation. Noch am Abend des Todestages bereiteten daselbst die Miokesen das Grab, während Bruder Bösch und ich den Brettersarg herstellten. Um Mitternacht kleideten wir bei dem trüben Schein unserer Stalllaterne den Leichnam ein und betteten ihn in den Sarg, welcher hierauf von den Miokesen unter unserm Neubau aufgebahrt ward.

In der Frühe des nächsten Morgens schickte ich Botschaft ins Nachbardorf, um die Eingeborenen von dem Tode unseres teuren Gefährten zu benachrichtigen und sie zu dem Begräbnis einzuladen. Bald stellte sich die Menge der Dorfbewohner, darunter auch viele Frauen, ein. Sie alle wünschten noch einmal dem Verstorbenen ins Angesicht zu schauen, und unaufgefordert ließen die Frauen die von beständigem Weinen und Schluchzen unterbrochenen heidnischen Klageweisen ertönen. Erst, als ich das Begräbnis anordnete, verstummten ihre Trauerklagen.

Den von den Miokesen vorangetragenen Sarg begleiteten Bruder Bösch und ich, jener, noch elend und schwach, auf einen Stab gestützt. Hinter uns, in einiger Entfernung, folgte die Menge der Eingeborenen. Mit sichtlicher Teilnahme wohnten sie der kurzen Begräbnisfeier am Grabe bei. Mochten sie immerhin nicht viel davon verstehen, so fühlten sie doch das Eine aus allem heraus, daß, wie im Leben, so auch im Sterben Jesus unsere gewisse Hoffnung sei.

Zu unserer Hütte zurückgekehrt, wollten die Frauen abermals ihr heidnisches Klagen und Jammern beginnen; ich aber bat sie, davon abzulassen, indem ich ihnen sagte: „Claus ist ein Jesusfreund gewesen; er ist in den Himmel gegangen, wo er jetzt bei Jesus

lebt, und wo es keine Krankheit, keinen Tod und nichts Böses mehr giebt. Darum brauchen wir über ihn nicht zu weinen. Weinen müssen nur diejenigen, welche nichts vom Himmel wissen und ohne Jesum sterben."



† Missionar Claus.

„Ihr weint, weil ihr Jesum nicht kennt. Kommt zu Jesu, so werdet ihr euch nicht mehr vor dem Tode fürchten, sondern euch freuen, daß ihr in Jesu schönes Reich eingeht!"

Nur wenige, schlichte Worte waren es, womit ich — der Sprache noch zu wenig mächtig — von unserer Christenhoffnung

Zeugnis geben konnte; doch merkte ich, daß dasselbe nicht ohne Eindruck auf die Leute blieb, sondern daß das Bewußtsein ihrer eigenen Leerheit und Hoffnungslosigkeit ihr Inneres beunruhigte.

Daß übrigens die Leute den Tod unseres Gefährten auf Zauberei zurückführten, wunderte uns wenig. Eigentümlich aber war die Art und Weise, wie sie sich seinen Tod erklärten. Da uns die Bergbewohner zu wiederholten Malen Kerne von Kangarnüssen gebracht hatten, so stand es ihnen fest, daß einer derselben von jenen Leuten bezaubert worden sei. Diesen Kern habe Missionar Claus genossen, und zufolge der Zauberei sei ihm derselbe in der Kehle stecken geblieben. So sei er unter Atemnot und Erstickungsanfällen gestorben.

Etliche forderten uns sogar auf, der Sitte des Landes gemäß an den Bergbewohnern Blutrache zu nehmen. Ich aber sagte ihnen: „Claus war ein Jesusfreund, und über Jesusfreunde hat der Nawir (Zauber) keine Macht. Claus ist gestorben, weil Jesus zu ihm gesprochen hat: „Claus, komme zu mir in mein Reich!" Und wir, die wir noch leben und auch Jesusfreunde sind, freuen uns darauf, daß Jesus auch einmal zu uns sagen wird: „Kommt!" Dann werden wir ebenfalls in den Himmel gehen und dort den Herrn Jesus und auch Claus wiedersehen."

Nachdem ich noch unter die Leute zum Andenken an den Verstorbenen Perlen verteilt hatte, gingen sie heim in ihr Dorf; und es müßten nicht Papua gewesen sein, wenn sie sich nicht noch Tage lang über das „Christenbegräbnis" und über das dabei Gehörte und Gesehene unterhalten hätten.

Uns aber, die wir nun auf das erste Grab auf der Dampier-Insel schauten, war es, als ob uns der Herr durch dasselbe zuriefe:

„So wollet ihr denn hier auf Erden,
Die Saat des Himmels auszustreu'n
Nie müde, nie verdrossen werden,
Und euch vielmehr der Ernte freu'n,
Die einst nach dieser Zeit der Saat
Mein Rat für euch ersehen hat!"

Ein seltsamer Aufstieg zum Dachgerüst. Meine erste Bootsfahrt über See.

Etliche Zeit nach dem Begräbnis des Missionar Claus setzten wir unter eifriger Mithilfe der Miokesen und Eingeborenen den Hausbau fort. Auch Bruder Bösch, der sich jetzt vollständig gekräftigt fühlte, konnte zu seiner großen Freude wieder mit Hand anlegen.

Eines Tages wollte er auf dem Dachstuhl einen Sparren in die rechte Lage bringen. Statt sich aber dazu einer Leiter zu be-

dienen, giebt er den auf dem Dachgerüste stehenden Eingeborenen einen Wink, ihn mittelst eines Seiles hinaufzuziehen. Am unteren Ende desselben bildet er eine Schlinge, legt sie um seine Brust und kommandiert: „Hoch!“ Die Eingeborenen ziehen aus Leibeskräften an, und im nächsten Augenblick schwebt Bösch zwischen Himmel und Erde. Gleichzeitig aber zieht sich die Schlinge unter seinen Armen zusammen und schnürt seine Brust ein. Er ruft, so laut er rufen kann, und strampelt mit Armen und Beinen, um den Eingeborenen begreiflich zu machen, in welch' übler Lage er sich befinde. Doch sie verstehen seine Zeichensprache falsch und sind der guten Meinung, dem Missionar gehe die Sache noch zu langsam. Was Wunder also, daß sie mit noch größerer Kraftanspannung und mit noch lauterem „huss! huss! huss!“ am Seile ziehen? Da, gerade zu rechter Zeit, komme ich herzu und, sofort die Notlage des Gefährten erkennend, bedeute ich den Eingeborenen, ihn wieder sanft zur Erde niederzulassen, was auch alsbald geschieht. Daß dann aber die ganze Gesellschaft da oben in ein Gelächter ausbrach, durfte man diesen Naturmenschen nicht übel nehmen; offenbar hatten sie eine bessere Meinung von der Stärke der Rippen eines weißen Mannes gehabt.

Zufolge der rüstigen Arbeit und Mithilfe der Eingeborenen war nach kaum acht Tagen das Gebälk und das Dachgerüst aufgerichtet; auch hätten wir, da uns der Dampfer das nötige Wellblech geliefert hatte, sofort das Gebäude mit einem Dach versehen können. Doch schien es uns nötiger, vorerst unseren Missionsgeschwistern auf Siar und Bogadjim den Tod des geliebten Bruders Claus kund zu thun und auch nach Deutschland eine Nachricht davon zu senden.

So bestieg ich im Einverständnis mit Bruder Bösch am Morgen des 7. Oktober das Boot, um mit den Miokesen als Ruderern hinüberzufahren. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich selbständig ein Boot zu führen hatte; und kaum waren wir ein wenig aufs Meer hinausgefahren, als mich ein Bangen und ein Kleinglaube befiel, dessen ich mich herzlich schämen mußte. Am liebsten hätte ich die ganze Strecke rudern lassen. Aber wie langsam wären wir dabei vorangekommen! Auch hätten es die Miokesen während der langen Zeit nicht ausgehalten. So ließ ich denn zagenden Herzens das Segel hissen, zog es aber, sobald der Wind ein wenig heftiger ward, schleunigst wieder ein. Wäre ein des Segelns Kundiger bei mir gewesen, so hätte er gewiß gesagt: „Aber, Kunze, was machst du? Das ist ja nur eine leichte Brise; du solltest dir statt einer solchen eine steife Brise wünschen, die das Boot pfeilschnell durch die Wellen treibt!“ Doch was verstand ich damals von leichter und steifer Brise?! Ich hatte ganz die unbe-

holfene Natur einer „Landratte“,*) die sich stets des Sprüchworts erinnerte: „Das Wasser hat keine Balken“.

Nach und nach ward ich jedoch ein wenig mutiger und ließ das Segel auch bei stärkerem Winde gehißt; wenn aber je und dann eine höhere Welle an das Boot schlug und ihr Naß in dasselbe schüttete, ließ ich wieder schnell das Segel hinunter. So ging es fort; bald war das Segel gehißt, bald eingezogen, je nachdem am Barometer meines inneren Menschen der Mut im Steigen oder im Fallen begriffen war.

Man sagt: „Ins Wasser geworfen, lernt man schwimmen;“ ich sollte, ins Boot geworfen, segeln lernen. Gott wußte, daß ich von meiner einsamen Dampier-Insel aus noch manche Bootsfahrt zu machen haben würde und davon nicht wenige unter Sturm und Regen. Für solche sollte mich diese erste schulen. Hätte ich dieselbe unter der Leitung eines erfahrenen Seemannes unternommen, so würde ich gewiß nicht so genau auf alles Einzelne geachtet haben, wie jetzt, wo ich selber die Verantwortung trug. Auch hätte ich mich dann weniger in der Geistesgegenwart geübt, von der auf See oft genug Leben und Tod abhängen.

Am Nachmittag trat zu meiner großen Beruhigung Windstille ein, so daß ich mich notgezwungen aufs Rudern angewiesen sah. Als sich jedoch gegen Abend in der Richtung von Siar Wetterwolken zusammenzogen, da wurde es mir aber auch beim Rudern unheimlich zu Mute; denn der Alexishafen, in dem wir hätten Schutz finden können, lag noch sehr fern, und da sich das Boot jetzt nur sehr träge vorwärts bewegte, war es sehr zweifelhaft, ob es uns gelingen würde, den Hafen vor Ausbruch des drohenden Unwetters zu erreichen. Ueberraschte uns aber das Unwetter während wir uns auf der offenen See befanden, so war unsere Lage sehr gefährlich. Das sahen auch die Miokesen ein; unter Klagen und Stöhnen rafften sie alle ihre Kräfte zusammen, und es gelang, den Lauf des Bootes etwas zu beschleunigen. Indes, die Sonne neigte sich mehr und mehr dem Untergange zu; Dunkelheit brach herein und nur noch undeutlich ließ sich die vor uns liegende Küste erkennen. Obwohl wir dem Alexishafen inzwischen nahe gekommen waren, konnte ich doch die Einfahrt in denselben der herrschenden Finsternis wegen nicht mehr ausfindig machen. Ein Glück, daß die Miokesen, als sie seiner Zeit mit dem Boot desertiert waren, denselben Kurs genommen und sich dabei eine bedeutende Ortskenntnis gesammelt hatten. Ihre scharfen Eingeborenenaugen fanden sich noch gut in der Dunkelheit zurecht, so daß ich nach der Weisung, welche sie mir erteilten, das Boot richtig steuern konnte.

---

*) Mit „Landratte“ bezeichnen die Seeleute spottweise einen solchen, der noch nie vom festen Lande auf See gekommen ist.

Endlich — gegen 10 Uhr — fuhren wir in den Alexishafen ein. In demselben Augenblick entlud sich das Gewitter. Es donnerte und blitzte, und in Strömen ergoß sich der Regen. Nach wenigen Minuten hatten wir keinen trockenen Faden mehr am Leibe und unsere Glieder zitterten vor Nässe und Kälte. Dazu war es bei der großen Finsternis unmöglich, an dem felsigen und klippenreichen Gestade des Alexishafens einen sicheren Landungsplatz zu entdecken. Vier Stunden lang mußten wir längs der Küste zwischen einer Menge kleiner Inseln dahinfahren, stets ängstlich bedacht, den drohenden Riffen, welche letztere umgaben, auszuweichen. Um 2 Uhr nachts befanden wir uns in der Nähe der Siar-Insel; gar zu gerne wären wir dort gelandet. Aber es war unmöglich, Siar von den übrigen kleinen Inseln zu unterscheiden; denn bei der furchtbaren Dunkelheit sahen sich die Inselchen so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Wie verlockend es auch für uns war, im Hause des auf Siar wohnenden Missionars Bergmann vor der Unbill des Wetters Schutz finden zu können, so blieb uns doch nichts anderes übrig, als auch den Rest der regnerischen Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Wir fuhren in eine durch die Mündung eines Flusses gebildete Bucht und nach längerem Hin- und Herrudern fanden wir ein Plätzchen, wo wir das Boot dicht am Lande festlegen konnten. Kaum war dies geschehen, so lagen auch schon meine Miokesen, von den Anstrengungen der Fahrt sehr ermüdet, lang ausgestreckt auf den harten Ruderbänken und waren in derselben Minute in tiefen Schlaf gesunken. Ich streckte mich gleicherweise auf der Steuerbank aus und hielt unter starkem Frösteln Wache, Gott für sein treues Geleite dankend.

Am andern Morgen kamen wir nach einer viertel Stunde Ruderns glücklich auf Siar an und, nachdem wir etliche Tage daselbst verweilt hatten, auf Bogadjim. Große Freude herrschte auf beiden Missionsstationen, als man hörte: „Kunze von Dampier ist da!" Oft hatte man, um unser Ergehen besorgt und auf Nachricht harrend, nach der Dampier-Insel ausgeschaut. Jetzt kam Kunde, aber eine solche, bei der die Augen feucht wurden; meldete sie doch von dem dritten*) Grab der rheinischen Mission auf Neu-Guinea.

Wieder einmal ein Postschiff! — Auch die Bretter kommen! In großer Not — der gnädige Gott!

In Bogadjim erlebte ich wieder einmal die Ankunft eines Postdampfers. Monatelang war ich ohne jegliche Kunde aus der Heimat gewesen; jetzt endlich empfing ich neue Briefe. Darunter

*) Die beiden ersten Gräber waren das des Missionar Wackernagel, der Ende 1888 bei Simbang ertrank, und das der Frau Missionar Eich, die am 4. Oktober 1889 auf Bogadjim dem Fieber erlag.

befand sich die beglückende Nachricht aus dem Missionshause zu Barmen: „Drei Bräute kommen!“ Wer die Bräutigame waren, denen diese Kunde galt, ließ sich unschwer erraten. Außer den Missionaren Arff und Bösch zählte auch ich zu den Glücklichen. Am liebsten wäre ich nun sofort nach Dampier zurückgeeilt, um alles für den Empfang meiner Braut zuzurüsten. Doch allerlei Verhältnisse hielten mich noch eine Zeit lang in Bogadjim zurück. Auch war es inzwischen wieder sehr stürmisch geworden, so daß es gewagt gewesen wäre, die lange Bootsfahrt anzutreten. Erst am 31. Oktober brach ich auf, begleitet von Missionar Scheidt, der uns an Stelle des verstorbenen Claus bei den noch übrigen Bauarbeiten behilflich sein wollte.

Die Fahrt ging im ganzen gut von statten. Die kleine „Puß“, welche wir bei uns hatten, saß während derselben ganz verständig auf der Steuerbank und fraß uns die Brotkrumen aus der Hand. Ich hatte das Tierchen von Bogadjim mitgenommen, damit es die vielen Ratten und Mäuse vertriebe, welche unsere Hütte auf Dampier unsicher machten. Nach unserer Landung war es bald der Gegenstand allseitiger Bewunderung, denn noch nie hatten die Papua eine Katze zu Gesicht bekommen. Sie gefiel ihnen gleich so gut, daß jeder sagte: „Kunze, schenke sie mir!“ und als das meiner Mäuse wegen nicht anging, wollte man sie doch wenigstens liebkosen. Dabei kratzte sie das liebliche Miezchen sehr empfindlich und zwar so heimlich, daß niemand wußte, wie ihm geschah. Bald aber gewahrten sie die vorgeschobenen Krallen und riefen dann im Blick auf diese: „awang sajan! awang sajan!“ („schlechtes Zeug! schlechtes Zeug!“).

Zu unserer großen Freude trafen wir Bruder Bösch — wegen dessen Ergehen ich während meiner dreiwöchentlichen Abwesenheit sehr in Sorge gewesen war — vollständig hergestellt an. Gleich nach der ersten Begrüßung streckte er mit großer Begier seine Hände nach den Briefen aus, die ich ihm von Bogadjim mitgebracht hatte. Als ich ihm aber nach Ueberreichung derselben das große Geheimnis verriet, daß, wie meine, so auch seine Braut auf der Reise nach Neu-Guinea begriffen sei, da hätte der liebe Bruder fast vor Schrecken einen Purzelbaum geschlagen. Verwundert sah ich ihn an, hätte ich doch gedacht, daß eine so freudenreiche Botschaft alle Furcht und Angst verscheuchen müßte. Indes die Bestürzung meines Mitbräutigams hatte ihren guten Grund. Gewöhnlich nämlich folgen die Bräute den Missionaren erst nach zwei Jahren, wenn diese sich auf ihrem Arbeitsfelde eingerichtet und für ein solides Heim haben Sorge tragen können. Dem Missionar Bösch aber war seine Braut schon nach einem Jahre nachgesandt. Er hatte von der rheinischen Missions-Gesellschaft den Auftrag erhalten, in der Nähe der



Missionsstation Siar.

Franklinbai*) eine neue Station zu gründen: dies war aber im besten Falle erst in einem halben Jahr möglich, und nun ängstigte ihn der Gedanke, daß seine Frau bis dahin eines eigenen Heims entbehren und mit ihm in unruhigen und ungeordneten Verhältnissen leben müßte. Wer weiß, wie vielen Entbehrungen die Missionsfrauen schon ohnehin in einem Lande wie Neu-Guinea ausgesetzt sind, der wird gewiß die Bestürzung des Bruders Bösch verstehen. Glücklicherweise konnten wir ihm einen, sein Herz beruhigenden Vorschlag machen, so daß sein anfänglicher Schrecken bald voll und ganz der Bräutigamsfreude das Feld einräumte.

Mit vereinten Kräften ging es nun wieder an die Arbeit. Zunächst ward der Neubau mit dem Wellblechdach versehen; darauf ward aus den vorhandenen Palmenhölzern eine eigene Hütte für die Miokesen errichtet und aus demselben Material auch ein neuer Ziegen- und Hühnerstall verfertigt, bot doch der bisherige abdachartige Stall den Tieren keinen genügenden Schutz gegen die Regengüsse.

Gegen Mitte Dezember kam der Dampfer zum zweiten Mal und brachte uns die noch fehlenden Bretter. Da der Kapitän dieselben diesmal in große Bündel oder Flöße zusammenbinden und so ins Wasser werfen ließ, wurde uns das Anlandschaffen derselben bedeutend erleichtert. Wir brauchten die Flöße nur ans Boot zu hängen und mit ihnen ans Ufer zu rudern. Doch ereignete es sich, daß, während wir mit einem derselben nach der Insel fuhren, ein anderes, noch auf dem Meer schwimmendes, unter dem Druck der Wellen auseinander brach. Ehe es uns möglich war, die einzeln umhertreibenden Bretter aufzufischen, war ein gut Teil derselben von den Eingeborenen hinter unserem Rücken gestohlen.

Acht Tage nach der Ankunft des Dampfers mußte ich mich wiederum zu einer Bootsfahrt nach Siar und Bogadjim entschließen, bei der mich Missionar Bösch begleitete. Von Wind und Wetter begünstigt, legten wir die Strecke in zwölf Stunden zurück. Nachdem ich in Bogadjim in der Gemeinschaft der Missionsgeschwister das Neujahrsfest gefeiert hatte, trat ich am 4. Januar allein mit den Miokesen die Rückfahrt an. Bruder Bösch blieb auf Siar zurück, um sich bis zur Errichtung seiner eigenen Station neben Missionar Bergmann anzusiedeln.

Es war eine furchtbare Seefahrt, die ich damals zu machen hatte. Auf offener See wurde ich vom Sturme überrascht und in dem kleinen, offenen Fahrzeug vier Tage und fünf Nächte auf den wildtobenden Meereswogen hin- und hergeworfen. Schon hielt ich mich für verloren, aber Gottes Gnade waltete über uns. Am fünften Tage gelang es mir, auf der Dampier gegenüberliegenden

*) Die Franklinbai, nordwestlich von Dampier, auf dem Festlande von Neu-Guinea gelegen.

Rich-Insel eine Notlandung auszuführen. Hier warteten wir ruhigeres Wetter ab und kamen, nachdem wir noch abermals volle vierzehn Stunden gegen Wind und Wetter gekämpft, am 10. Januar, um Mitternacht, glücklich auf Dampier an. Es war ein Wunder Gottes, daß die tosende See uns nicht verschlungen hatte, und ebenso, daß wir auf unserer Station den Bruder Scheidt wiedersehen und begrüßen durften. Denn auch dieser hatte während unserer Abwesenheit in großer Lebensgefahr geschwebt. Bald nach meiner Abreise hatte ihn ein schweres Fieber überfallen und an den Rand des Grabes gebracht, so daß er schon dem Miokesen, der bei ihm zurückgeblieben war, Anweisung gegeben hatte, wie und wo man ihn beerdigen sollte. Zu seinem schweren Leiden kam noch die große Sorge um uns. Er hörte den Sturm um die Insel toben und befürchtete mit Recht, daß wir gerade jetzt auf der Rückreise begriffen waren. Der Gedanke an uns ließ ihm keine Ruhe — immer wieder stand er vom Lager auf, um nachzusehen, ob sich auf der See das weiße Segel unseres Bootes erblicken ließe. Auch seinem Miokesen gab er Auftrag, fleißig nach demselben auszuschauen.

Da — eines Morgens, während der Sturm und die See am wütendsten toben, kommt der Miokese und meldet: „Dort, dort ist ein Schiff in Sicht!“ Sofort schleppt sich Bruder Scheidt hin um auszuschauen; und wirklich, in weiter Ferne ist ein Segel sichtbar. Es steht ihm fest: „Das ist Kunzes Boot! — Wie wird es ihm ergehen? — Wird das schwache Fahrzeug dem furchtbaren Sturm und Wellenschlag standhalten?“ — „Ach Gott,“ ringt es sich aus seiner beklommenen Brust, „bewahre den Bruder!“ Unverwandten Auges blickt Bruder Scheidt auf die wogende See, da — plötzlich — sieht er das Segel verschwinden.*) „Kein Zweifel, das Boot ist von den Wellen verschlungen worden!“ — Namenlose Angst befällt ihn; er sinkt auf seine Kniee und schreit zu Gott, daß er uns in Gnaden beistehe.

Bald kommen Leute von Kulobob zu ihm. Auch sie wollen das Segel erkannt und verschwinden gesehen haben. Scheidt bestürmt sie mit Bitten, uns auf ihren Kanoes zu Hilfe zu eilen. Aber ihre Kanoes sind zu schwach, die Entfernung ist zu groß und die See zu wild; die Eingeborenen verlassen ihn mit der trostlosen Erklärung: „Kunze anen wok padale.“ („Kunzes Boot ist untergegangen.“)

Und nun, nachdem wir samt dem Boote längst für verloren galten, kehrten wir dennoch heim. Welch eine Freude für Bruder Scheidt und mich! Wir konnten nicht anders als uns nach gegen-

---

*) Ich hatte damals das Segel einziehen lassen, weil uns der Wind zuwider war und das Segel in Gefahr stand, zerrissen zu werden.

seitiger Begrüßung auf die Kniee werfen und Gott preisen, daß er uns in so großer Not behütet hatte. Ja, unser Gott ist „Wunderbar, Rat, Kraft, Held!“ Gelobet sei sein Name!

Bruder Scheidt war zwar vom Fieber wieder frei, bedurfte aber noch einiger Tage der Erholung. Ebenso wir; die Anstrengungen der letzten Bootsfahrt hatten uns gewaltig mitgenommen. Tage und Nächte hatten wir, vom Seewasser durchnäßt und infolgedessen am ganzen Leibe mit Beulen und Geschwüren bedeckt, auf den harten Bänken sitzen müssen. Dazu hatte ich während der ganzen Zeit am Steuer verharren und mit Aufbietung aller meiner Kräfte das Seil festhalten müssen, woran das Segel befestigt war. Kurz, wir fühlten uns wie zerschlagen und waren wenigstens für die ersten Tage zu aller anstrengenden Arbeit unfähig.

Das Missionshaus wird endlich fertig. Wie es aussieht.

Die Ruhe gab uns bald die alte Kraft zurück. Auch Bruder Scheidt fühlte sich nach einigen Tagen vollkommen hergestellt. So konnten wir die Arbeit wieder mit neuem Mut aufnehmen, um endlich den Hausbau zu vollenden; ward uns doch der Aufenthalt in unserer Hütte von Tag zu Tage unerträglicher.

Nach Verlauf von drei Wochen waren wir, Gott sei Dank, soweit, daß wir das Haus beziehen konnten. Freilich war es nur ein nacktes Bretterhaus — ähnlich einem Güterschuppen —, zu welchem man auf einer Treppe emporstieg. Auch besaß es keine Glasfenster, sondern, wie die Hütte, nur Fensteröffnungen, welche wir mit Schlagläden versehen hatten. Später erhielten letztere einen schönen grünen Anstrich, während ich das Haus von innen und außen mit einem Anstrich von Korallenkalk versah, den mir die nahen Riffe lieferten. Mit unserer, nun zur Küche umgewandelten Hütte war das Haus durch einen Gang verbunden; an den beiden Längsseiten des Hauses hatten wir zum Schutz der Wohnräume gegen die Sonnenstrahlen Veranden angebracht; war es doch trotz dieser Einrichtung im Hause noch warm genug, bei Tage selten unter 26 Grad und bei Nacht kaum jemals unter 16 Grad Reaumur.

Zu den Fußböden der Veranden hatten wir aus Sparsamkeitsrücksichten die wohlfeilen Palmenhölzer (parür) verwendet, erfuhren aber leider nur zu bald, daß das Billigere selten das Bessere ist. Die weißen Ameisen machten sich wiederholt ein Vergnügen daraus, in diesen Fußböden ihr Zerstörungswerk zu treiben, während sie das vom Dampfer mitgebrachte Javaholz (es war das sogenannte Teakholz) ganz unberührt ließen.

An den beiden hinteren Ecken des Hauses stellten wir die beiden eisernen Wasserkasten auf (s. Seite 36), in welche wir das vom Wellblechdach aufgefangene Regenwasser mittelst Rinnen und Röhren leiteten. Für einen schönen Weg vom Missionshaus nach dem Strande hatte Missionar Scheidt gesorgt. Ebenso hatte derselbe während meiner letzten Abwesenheit noch eine Strecke Waldes niederlegen lassen und dadurch dem Hause eine freiere Lage und bessere Aussicht geschaffen.

Bald nach unserem Einzug traten heftige Nordweststürme ein; es war der berüchtigte jauartim, der das Meer in einen brodelnden Kessel verwandelte. Woche um Woche fegte er über die Missionsstation daher, indem auf zwei sanftere Stöße jedesmal ein heftiger erfolgte, der das ganze Haus erbeben machte.

Eine seltsame, schauerliche Musik war es, wenn der Sturm das Wellblechdach erfaßte und dieses sich bald hier, bald dort in die Höhe hob, um in demselben Augenblick wieder unter Klirren und Aechzen seine alte Lage einzunehmen. Kaum ließ uns das unheimliche Geräusch zur Ruhe kommen, befürchteten wir doch jeden Augenblick, daß das Dach, von der Gewalt des Windes losgerissen, auf uns niederdonnern würde. Doch, Gott sei Dank, das Dach sowohl als das Haus bestanden die Sturmesprobe; und je länger, je mehr bekamen wir Vertrauen zu der Festigkeit unseres Baues.

Nun wir in dem neuen Hause wohnten, wurde auch für Möbel gesorgt; hatten wir doch das Gefühl, daß wir in unserm neuen Hause nicht mehr auf Kisten sitzen oder von solchen essen durften. — Ein Tisch war bereits von uns verfertigt worden. Auch hatte ich, als ich zuletzt in Siar weilte, dort eine Kiste aus meiner Heimat angetroffen. Während der bösen Fahrt war ich zwar manchmal nahe daran gewesen, sie über Bord zu werfen, um dadurch das tiefgehende Fahrzeug zu erleichtern. Weil die Kiste aber ein Geschenk meiner lieben Eltern war, hatte ich sie nicht der Vernichtung preis geben können. Als wir sie nach unserer Landung öffneten, fanden wir sie zu unserer großen Freude mit Stühlen gefüllt. Zwar waren es nur einzelne Stücke — ein Durcheinander von Stuhlbeinen, Lehnen und Sitzflächen; doch waren diese mittelst der beigefügten Schrauben schnell zusammengesetzt.

Die lieben Eltern in der Ferne wußten, daß dem Sohn die Braut zureiste; da hatten sie es sich nicht nehmen lassen wollen, ihn rechtzeitig mit Stühlen auszurüsten — vielleicht in der Befürchtung, daß er sonst nicht einmal im stande sei, seiner Braut einen solchen anzubieten. Jedenfalls bekam ich beim Anblick derselben den bestimmten Eindruck, daß nun mit der Einrichtung des neuen Hauses bald meine Junggesellenwirtschaft aufhören werde. — Und ich muß gestehen, ich war ob dieser Aussicht keineswegs betrübt; denn mit

Kochtöpfen und dergleichen umzugehen, war mir schon lange eine große Last. Auch das Vademecum der Hausfrau, Henriette Davidis Kochbuch, woraus ich meine Küchenweisheit schöpfte, bereitete mir in den meisten Fällen mehr Verlegenheit als Nutzen, schrieben doch die Rezepte eine Menge Kräutlein, Gewürze und noch mehr Eier vor, die ich gar nicht besaß, und die mir zu liefern meine Hühner für überflüssig hielten. Außerdem zeigten die Löcher in den Strümpfen und noch manches andere, wie sehr es an der Zeit war, daß eine Hausfrau Ordnung in mein irdisches Dasein brächte.

Schon lange war den auf unserer Station verkehrenden Papua der Ring an meiner linken Hand aufgefallen; immer wieder ragten sie, was derselbe zu bedeuten habe; und es mochte ihnen wohl wie ein delphisches Orakel vorkommen, als ich ihnen sagte: „Vorab erinnert mich der Ring an meiner linken Hand an meine, jetzt noch ferne Frau; später aber kommt der Ring an meine rechte Hand, dann habe ich meine Frau bei mir, und auch ihr könnt sie sehen.“

Mit großer Spannung warteten sie nun darauf, daß der Ring von meiner linken Hand nach der rechten wandern würde. Besonders war es die liebe Papuajugend, die sich sehr nach diesem Tage sehnte; ahnte sie doch ganz richtig, daß es dann auf der Missionsstation noch viel schöner sei. Und gewiß dachte sie auch schon an allerlei Herrlichkeiten, die es bei dem Einzug der weißen Frau für sie geben möchte. Manches der Kinder gab sogar das bedeutungsvolle Versprechen, der weißen Frau in der Küche das Feuer anblasen und Wasser zum Kochen herbeitragen zu wollen. War auch kaum daran zu zweifeln, daß die Erfüllung solcher Versprechungen lange auf sich warten ließen, so freute ich mich immerhin über ihre guten Entschlüsse.

Kurz, es war gut, wenn der Missionar nicht mehr länger ein Bräutigam blieb. Wer konnte ihn auch in seiner Arbeit an den Kinderherzen der Papua besser unterstützen, als eine treue Lebensgefährtin!

Mittlerweile neigte sich der Februar dem Ende zu; die Braut konnte nicht mehr ferne sein, ja, vielleicht war der sie herüberführende Dampfer schon bei Bogadjim gelandet. Draußen aber stürmte es wieder wie im Januar. Jetzt nach Bogadjim fahren, um dort der Braut zu begegnen und Hochzeit zu feiern, das ging nicht. Der Bräutigam auf der einsamen Dampier-Insel mußte warten, und ebenso die Braut.

Endlich kam ein Abend, der für den nächsten Tag gutes Wetter verhieß. Dieser mußte benützt werden. Früher als je zuvor — um 3 Uhr morgens — bestieg ich mit etlichen Miokesen das Boot, um nach Bogadjim zu segeln. Es war ein köstlicher Morgen! — Im Rücken die dunklen, scharf abgegrenzten Berggipfel von Dampier,

vor uns die weite, spiegelglatte Meeresfläche, über uns der klare, prächtige Sternenhimmel. Dann — nach einer Weile — im Osten das erste Erröten der Wolken vom Purpurglanz der Morgensonne, die, höher und höher steigend, bald ihre goldigen Strahlen über



Missionshaus auf Dampier.

die Rich-Insel und gleich hernach auch über Dampier ausgoß. — Kurz, alles war dazu angethan, meine glückliche Bräutigamsstimmung zu erhöhen. Auch erhob sich bald ein günstiger, gleichmäßiger Wind, der das Schifflein schnell und sicher durch die Wellen trieb.

Nach zwölfstündiger Fahrt — nachmittags 3 Uhr — kamen wir auf Siar an. Noch nie hatte ich so schöne Fahrt gemacht und sollte auch in Zukunft keine solche wieder machen.

Auf Siar wurde bis zum folgenden Tage gerastet, denn gar zu sehr hatte mich das beständige Steuerführen und Segelregieren ermüdet.

Als wir am nächsten Morgen wiederum das Wasserrößlein besteigen wollen, da, siehe, kommt ein Kanoe mit Papua von Bogadjim daher. Sie überreichen mir einen Brief. — Ich brauche nur auf das Couvert zu sehen, so weiß ich genug, und fast will es mir leid thun, daß ich nicht schon am Tage vorher direkt nach Bogadjim durchgefahren bin. Nun giebt es kein Säumen mehr. Das Segel hoch, damit das Schifflein eile und aus dem glücklichen Bräutigam bald ein noch glücklicherer Ehemann werde!

* * *

Dir aber, lieber Leser, der du in diesem Schriftchen die Geburtsgeschichte der Missionsstation auf der Dampier-Insel erfahren hast, schenke Gott den Reichtum seiner Liebe, daß du in der Inbrunst dieser Liebe der schwierigen Missionsarbeit auf Neu-Guinea betend gedenken mögest.

Und hättest du vielleicht in obigen Zeilen gerne etwas mehr von unserer eigentlichen Missionsarbeit gelesen, so wolle bedenken, daß sich in einem so kleinen Schriftchen nicht alles sagen läßt! Vielleicht schenkt mir Gott Gnade, diesem noch ein anderes folgen zu lassen, welches des genaueren die Wirksamkeit des Evangeliums auf Neu-Guinea beschreibt. Dieses Büchlein aber hat den Zweck, die Schwierigkeiten darzustellen, womit der Anfang einer Missionsarbeit verbunden ist, denn davon, fürchte ich, haben selbst liebe Missionsfreunde noch nicht genügend Kenntnis.



Ernst Siedhoff, Bielefeld.

Missions - Karte
von
Neu - Guinea.
Kilometer
100 50 0 100 200

Holländisch - Neu - Guinea - Deutsch - Englisch -

Grenze zwischen deutschen und spanischen Besitzungen.

Admiralitäts-Inseln
Schouten Inseln
Jappen I.
Geelvink Bai
Mc Cluer Golf
Kei-Inseln
Frederik-Hendrik Insel
Huon Golf
Finschhafen
Simbang
Port Moresby
Motumotu
Kerepuna
Darnley I.
Murray I.
Londoner Mission
Torres-Strasse
Thursday I.
Kap York-Halbinsel
Cullen-Point
Australien
D'Entrecasteaux-Inseln
Louisiade-Inseln
Suau
Grenze zwischen deutschen u. englischen Besitzungen

Vulkan - I.
Arbeits-Feld der Rheinischen-Mission.
Prinz Albrecht-Hafen
Friedrich Hafen
Dampier I.
Rich I.
Deutsch Neu - Guinea
Friedrich Wilhelm-Hafen
Astrolabe-Bai
Bogadjim
Stephansort

Arbeits-Feld der Utrechter Mission
Doré
Mansinam
Mafor I.
Holland. Neu - Guinea
Geelvink - Bai
Amberpua I.
Meos Waar-I.
Roon-I.

134° östl. v. Greenwich 135° 140° 145° 150°
Gaillard sc.

Ein schönes Tagewerk

in einem Lande der Thränen und Trübsale.



Lust, Leid und Arbeit der Anfangszeit auf einsamer Südsee-Insel.

Mitteilungen

von

G. Kunze, Rheinischem Missionar
(ehedem auf der Dampier-Insel).



Eine seltsame Hochzeit.
Was Missionar Scheidt während meiner Abwesenheit auf der Dampier-Insel erlebte.

Nach den Mühen, Arbeiten und Strapazen, welche mit der im vorigen Heft beschriebenen Gründung und Errichtung der Missionsstation auf der einsamen Dampier-Insel verbunden gewesen waren, war ein mehrwöchentlicher Aufenthalt auf der Missionsstation Bogadjim eine willkommene Ausspannung für mich. Aber nicht allein das.

Als ich mit meinem kleinen Segelboot in Bogadjim angekommen war, hatte ich dort glücklich meine von Deutschland angelangte Braut angetroffen. Am 1. März 1891 durfte ich mit ihr Hochzeit feiern. Freilich war es eine Hochzeit, wie wohl nur wenige gefeiert werden; glich doch das dortige Missionshaus einem Hospital. An der einen Seite desselben lagen der in Bogadjim stationierte Missionar Arff samt seiner jungen Frau*) schwer krank darnieder, an der anderen Seite der bei ihnen wohnende Missions-Arzt Dr. Frobenius**), letzterer von heftiger Dysenterie (Ruhr) befallen.

Missionar Bergmann vollzog die Trauung. Er war eigens zu diesem Zweck von seiner Missionsstation Siar herübergekommen. Hochzeitsfreude aber konnte unter vorerwähnten Umständen nicht wohl hervorbrechen, — wir empfanden sie nur in der Tiefe unserer Herzen. Ebenso mußte auf ein Hochzeitsmahl mit Hochzeitsgästen verzichtet werden. Wer hätte, umgeben von Krankheit und Not, an dergleichen denken mögen! Selbst der Hochzeitskuchen, der doch sonst auch bei der ärmsten Hochzeit nicht fehlt, mußte ungebacken bleiben, da die Pflege der Kranken alle Zeit in Anspruch nahm.

---

*) Missionar Arff hatte 2 Monate früher Hochzeit gehalten; bald darauf reiste Missionar Eich krankheitshalber nach Deutschland, und Missionar Arff wurde sein Nachfolger in Bogadjim.

**) Dr. Frobenius, seit Juli 1890 auf Neu-Guinea, dient mit seinen medicinischen Kenntnissen den häufig unter dem Klima leidenden Missionsangehörigen; hat aber in der Hauptsache die Aufgabe, durch ärztliche Handreichungen an den Eingeborenen dem Evangelium den Weg zu den Herzen zu bereiten. Bei dieser seiner Thätigkeit nimmt er natürlich auch so viel wie möglich an der übrigen Arbeit des Missionars teil.

Ich hätte meiner Braut mehr Hochzeitsfreude gewünscht, zumal in Neu-Guinea, diesem Trübsals- und Fieberlande, der Freuden so wenige sind. Doch Freuden auszuteilen steht nicht in Menschenhand, das hat sich ein Höherer vorbehalten: und es war gut, daß beide, Braut und Bräutigam, gemeinsam Herz und Mut im Gebet stärken konnten.

Gott Lob, erholten sich die Kranken bald, und es war mehr als Hochzeitsfreude, als die sämtlichen Bewohner des Missionshauses sich zum ersten Male wieder gesund um den gemeinsamen Mittagstisch versammeln durften. Nun aber bemächtigte sich auch meiner das Verlangen, endlich mit meiner Frau nach der Dampier-Insel zu kommen, um so mehr, als Missionar Scheidt, den ich dort allein zurückgelassen, mir noch keine Nachricht hatte senden können. Allein allerlei Ereignisse zwangen mich, die Rückkehr noch hinauszuschieben, doch traf zu meiner Freude ein Brief von Missionar Scheidt ein. In seiner launigen Art teilte er mir folgendes mit:

„Daß Du Herrn E. geschickt hast, ist ja recht artig und ein kleiner Ersatz für all die Einsiedelleiden, aber dennoch wäre es besser, wenn Du selbst dem Ding bald ein Ende machtest. Hab' mir fast die Augen verdreht und 'rausgekuckt in all dieser langen Zeit! (im Ausschauen nach dem Dampfer, der Dich und Deine liebe Frau bringen sollte).

Mit den jabtamol (den Bergbewohnern) hatte ich ebenso meine liebe Not; die Schlingel meinten offenbar: Den tiwud tamol Seid*) (den weißen Mann Scheidt) hat Kunze vergessen. Alle Tage fragen mich die Leute: „Kommt Kunze nicht?“ Ich hatte auch schon allerlei dumme Sorgen ausgebrütet — auch richtig einen Schiffbruch vermutet — aber natürlich nicht an die „Ottilie“**) gedacht. Gott sei Lob und Dank, daß wenigstens unser — verzeih diesen Ausdruck — unser liebes Frauchen so wohl angekommen ist!

Doch ich wollte ja von den jabtamol, den Bergbewohnern, erzählen. Denk nur, da brechen mir die Kerle wiederholt nachts in die alte Hütte.†) Erst wurde die Bambusthür ausgeschnitten; von dem dabei gemachten Geräusch erwachte ich, und fuhr nun natürlich wie ein Wetter mit der „Donnerbüchse“††) drein. Futsch war die Bande. Und als ich mir den Schaden besah,

---

*) „Sch“ können die Papua nicht aussprechen.

**) Die „Ottilie“ ein Dampfer, der zu jener Zeit auf ein Riff geriet und zu Grunde ging.

†) Das erste, sehr bescheidene Obdach, das ich mir mit den Missionaren Bösch und Claus auf der Dampier-Insel gebaut hatte.

††) Flinte. — Die damit abgegebenen Schüsse waren natürlich sehr harmloser Art. Es waren nur Luftschüsse, die blos dazu dienen sollten, die diebischen Eingeborenen zu verscheuchen.



Missionar Arff und Dr. Frobenius mit Papua-Schülern.

da hatten die Schlingel wirklich schon mehrere Kisten herausgeschafft, bei der Flucht aber stehen lassen. Nur Messer und einige Töpfe waren fort. Jetzt machte ich denn eine festere Thür. Ja wohl, die Thür ließ man nun in Ruhe, brach aber dafür einige Nächte später durch die Hinterwand. Ich erwachte, und die „Pufferei“ ging von neuem los — auch die Ausreißerei. Doch blieben die Räuber drüben im Walde stehen und lärmten laut und frech, wohl in der Absicht, mich einzuschüchtern. Flugs sandte ich Dumus (so hieß ein Miokese, den wir auf Dampier im Dienst hatten) ins Dorf (nach Kulobob, dem nächsten Stranddorfe) — trotz der faustdicken Finsternis und dem ellenlangen Regen, und siehe da, in wenigen Minuten kam die ganze Kulobobgesellschaft daher — grausig bewaffnet, ihnen voran mein braver Madom.*) Da machten sich selbstredend die jabtamol (Bergbewohner) dünne, zumal Madom und Genossen ein dämonisches Gebrüll anstimmten. Seitdem hat sich weder bei Tag, noch bei Nacht ein „jabtamol“ blicken lassen. War das nicht schön, daß die Kulobobleute so wacker sich zu mir hielten? Gott sei Dank, daß alles soweit gut verlief. Hab nun Madom versprochen, wenn sie ferner so brav sich zu mir halten würden, sollten sie bei Kunzes Rückkehr bem**) haben. Also Du kannst nächstens die bem = Belohnung übernehmen. Die Leute haben's wirklich verdient, zumal mancher von ihnen wiederholt nachts bei mir geschlafen und zum Schutz fürchterlich geschnarcht hat.

Nun mach aber Deinem lieben Weiblein nicht bange, hörst Du! Die Geschichte sieht ja gefährlicher aus, als sie in Wirklichkeit ist.

Also Du denkst nun in nächster Woche herüberzukommen. Soll mich wundern, ob's wahr wird. Ist hier zu Lande doch immer betreffs der Schiffe mit 99 Prozent Zerfahrenheit zu rechnen. Gott walt's, daß ihr bald nach hier kommt!“

Meine Frau und die Papua.

Endlich erschien die „Ysabel“ vor Bogadjim und brachte mich mit meiner Frau nach der Dampier-Insel.

---

*) So hieß der Angesehenste des Dorfes Kulobob, dessen Name schon in dem ersten Heft: „Im Dienste des Kreuzes“ mehrfach erwähnt worden ist.

**) „bem“ nennen die Eingeborenen auf Dampier die rote Erdfarbe, welche sie sich selbst bereiten, und mit der sie ihre Haarperücke zu färben pflegen. Damit bezeichnen sie aber jetzt auch unsere rote Ocker- und Mennigfarbe, die ihnen noch besser als die ihrige gefällt, und welche sie darum gerne von uns eintauschen.

Am 8. Mai früh morgens kamen wir dort an. Bald waren unsere Kisten an den Strand geschafft, und nun führte ich meine Frau in ihr neues Heim, wobei ihr Missionar Scheidt — launig, wie er war — feierlichst die Schlüssel zum Hause übergab.

Gerne hätten wir diesen lieben Bruder, mit dem ich mich innig verbunden fühlte, bei uns behalten. Aber mit unserer Ankunft schlug für ihn die Scheidestunde. Er kehrte mit demselben Schiff nach Bogadjim zurück, um bald darauf mit Missionar Bösch nach der Franklinbai*) zu gehen, wo beide zusammen unsere in Aussicht genommene vierte Missionsstation errichten sollten. Als ich den treuen Freund zum Abschied eine Strecke Wegs geleitete und wir noch einmal die seiner wartende Aufgabe mit einander besprachen, ward er auffallend bedrückt: „Ach", klagte er, „es ist mir bange, daß die Sache dort nicht gut ausläuft", und es war mir seltsam, daß ich den sonst so fröhlichen Bruder nun trösten und ermutigen mußte. Dann noch ein kräftiger Handdruck — ein brüderlicher Kuß; das war der Abschied, — und ach, ich sollte diesen inniggeliebten Menschen hienieden nicht wieder sehen!

Doch die Papua ließen uns keine Zeit, bangen Befürchtungen nachzuhängen. Kaum war die weiße Frau auf der Missionsstation eingezogen, so stellten sich alle meine guten Papuafreunde, jung und alt, Männlein und Weiblein, einer nach dem anderen ein, um die fremde Frau zu sehen. Wie hätte man es auch anders erwarten sollen? War es doch die erste Europäerin, welche die Dampierleute zu Gesicht bekamen. „Oh, welch große Frau! welch große Frau!" — seufzte der eine und andere vor Verwunderung. Ja, daß die weißen Frauen so groß wären, hätten sie sich nicht vorgestellt. „Die fremde Frau", bemerkte ein anderer, „hat weiße Zähne, just wie unsere Frauen". Dabei reichte er meiner Frau ein Stück „tau" hin, und damit selbst seine Zähne schwärzend, fügte er hinzu: „Missis,**) tau umoi? — Missis, Du magst wohl keinen tau."***) Da meine Frau von der Sprache der Papua noch nichts verstand, antwortete ich an ihrer statt: „Nein, meine Frau mag keinen tau." Da grunzte oder brummte jener beifällig und sagte: „Du hast weiße Zähne und Deine Frau hat

---

*) Nordwestlich von Dampier, an der Neu-Guinea-Küste gelegen.

**) „Missis" nannten die Eingeborenen meine Frau, weil ich dieselbe ihnen unter diesem Namen vorgestellt hatte, in der Befürchtung, sie möchten ihren wahren Namen etwas sehr unschön verstümmeln.

***) „tau" ist eine eigenartige schwarze Erde, die in eine leere Fruchthülse fest eingedrückt, in den Handel gebracht wird. Die Dampierleute beziehen dieselbe von den Küstenbewohnern am Prinz-Adalberthafen, welche sie aus dem Inlande erhalten. Dieser tau wird zum Schwarzfärben der Zähne benützt; — man könnte ihn die Zahnpasta der Papua nennen. Gewöhnlich leckt man daran und überträgt die Farbe mit der Zunge auf die Zähne.

weiße Zähne, Du willst den tau nicht und Deine Frau will ihn auch nicht." Mit anderen Worten: Ihr beide habt gleiche Anschauungen — Du bist, wie Deine Frau. In letzterem lag eine kleine Geringschätzung mir gegenüber. Meint doch der Papua vor seiner Frau immer etwas voraus haben zu müssen. So hält er es für sein besonderes Vorrecht, sich die Zähne mit tau schwarz zu färben, während nach seiner Meinung weiße Zähne etwas Weibisches*) haben. Im Gefühl, daß er mir in diesem Stück an Männlichkeit überlegen sei, rieb er sich seine Zähne nochmals ein und sagte: „Siehe, der „tau" ist eine gute Sache. Du sagst, schwarze Zähne seien häßlich, aber wir (Papua-)Männer sagen: schwarze Zähne sind ein schöner Anblick." Nun, wir ließen dem guten Mann gerne seinen Geschmack.

Natürlich interessierte es die Leutchen, auch zu wissen, ob meine Frau wohl ebenso wie jede rechtschaffene Papuafrau Tabak**) rauche. „Missis, ong kas uani? — Missis, rauchst Du Tabak?" fragten sie immer wieder. Schüttelte meine Frau den Kopf, so konnte man gar nicht begreifen, daß es eine Frau gebe, die sich den köstlichen Genuß des Tabakkrautes entgehen ließ. Um meiner Frau zu zeigen, welch herrliche Sache das Tabakrauchen sei, nahmen sie dann einige kräftige Züge aus der Cigarette, und bliesen mit recht behaglichem Schlürfen die Rauchwolken vor sich her. Indes weder Qualmen noch Schlürfen vermochte meine Frau zu locken. Erst als sie ihnen ihre volle Abneigung gegen das Rauchen à la Papua durch Verziehen des linken Mundwinkels kund gegeben hatte, war man vollständig davon überzeugt, daß sie für den vielgepriesenen Tabaksgenuß kein Verständnis hatte. „Die Frauen der fremden (weißen) Leute rauchen keinen Tabak. Unsere Frauen rauchen viel, viel — ungemein viel." Mit diesen Worten brachen sie das Thema ab und gaben damit ihre Meinung kund, daß die Papuafrauen meiner Frau „über" waren. Immerhin hatte meine Frau den Vorteil davon, daß sie später, von den Papua um Tabak angebettelt, mit gutem Gewissen sagen konnte: „Ich rauche nicht und habe darum keinen Tabak, den ich euch schenken könnte."

Sonderbar hörte es sich auch an, wenn ein Papuaweib meine Frau anredete: „Missis, welch schöne Haut hast Du! meine Haut ist häßlich — die deinige ist weiß und die meinige schwarz", und dann mit traurigem Gesicht hinzufügte: „Wenn ich das sehe, schmerzen mich meine Eingeweide!"" was so viel sagen sollte, als: ich könnte dich darum beneiden.

Manch anderem Weiblein schmerzten die Eingeweide beim Betrachten der langen Kleider meiner Frau; trägt doch ein Papua-

*) Die Regel ist, daß Papuafrauen ihre Zähne nicht einschwärzen.
**) Die Papua bauen selbst Tabak, den sie in Cigarettenform rauchen.

weib nur eine aus feinfaserigen Grasbüscheln zusammengeknüpfte Schürze. Da mußte sie denn oft die Bitte hören: „Missis, gieb mir Dein Kleid — gieb mir solches Zeug.“ Um meine Frau von solcher Bettelei zu befreien, antwortete ich: „Solch ein Kleid, solchen Kleiderstoff kann man nicht verschenken. Das kann man nur haben, wenn man viel, sehr viel arbeitet. Die weißen Leute und Frauen bekommen es auch nicht geschenkt, sie müssen erst tüchtig arbeiten und viel Schweiß vergießen.“ Oder ich sagte ihnen: „Wisset, eure Schürzen aus Gras sind besser, die braucht ihr nicht zu waschen. Die Kleider der Missis aber müssen gewaschen werden. Wenn man sie nicht wäscht, werden sie schlecht, sehr schlecht. Auch zerreißen solche Kleider, und wenn man sie nicht nähen kann, wie die Missis es kann, so werden die Kleider ganz häßlich.“ Das schien den Weiblein einzuleuchten, wenigstens hörten sie allmählich auf, darum zu betteln.

Uebrigens waren Männlein und Weiblein schon sehr vergnügt, wenn meine Frau bunte Läppchen unter sie verteilte, die ein Kattunreisender in der Heimat aus seinen Musterkoffern für die Papua gestiftet hatte. Noch mehr verklärten sich die Gesichter, als schließlich zu jedem der Läppchen noch ein bischen Tabak kam. Ist doch der Papua gewöhnt, bei der ersten Begegnung mit jemand eine Gabe Tabak zu erhalten, welche ihm als Zeichen der Freundschaft und des Friedens gilt.

Was noch mehr mit dem Einzug meiner Frau verbunden war.

Hatten die Papua uns verlassen, so galt es, zunächst die Kisten auszupacken, welche meine Frau aus Deutschland mitgebracht hatte. Wir hielten es für geraten, diese Arbeit in der Abwesenheit der Leute vorzunehmen; hätte doch sonst ihr großes Schaugelüste und ihr vieles Fragen uns kaum dabei vom Flecke kommen lassen. Auch würde der Anblick der „Herrlichkeiten“ nur ihre Begehrlichkeit erweckt und sie zu Diebereien verleitet haben. Den Kindern gegenüber konnte man schon argloser sein. Wie wäre es auch möglich gewesen, sie so lange fern zu halten! Dazu hatten sie sich schon zu sehr mit meiner Frau befreundet. „Wo ist Missis? Wo ist Missis?“ hieß es bald hier, bald dort. Wo meine Frau stand und ging — immer hatte sie einige der Jungen um sich, die sich nicht glücklicher fühlten, als wenn sie sie bei dem, was sie vornahm, beobachten durften. So standen sie auch, während wir die Kisten auspackten, voller Erwartung um sie. Funkelnden Auges schauten sie in dieselben, wie Katzen, die eben eine Maus

erspähen. Ihre Verwunderung wollte schier kein Ende nehmen. Jeder neue Gegenstand, den wir aus der Kiste hervorholten, — und war es auch nur ein Kehrbesen — wurde aufmerksam geprüft und befühlt. „Borkukulun!“ Schweinsborsten! rief ein Junge aus, erfreut, daß er an dem Besen etwas entdeckt hatte, was ihm bekannt war. Ein völlig unbekannter Gegenstand war ihnen das Waschbrett, welches eben zum Vorschein kam. „Atau? Was ist das?“ hieß es alsbald von ihren Lippen. Wie sollten wir es ihnen erklären? Es blieb nichts übrig, als daß meine Frau da, wo sie eben stand, das Waschbrett ansetzte und ihnen zeigte, wie damit verfahren würde.

Kein geringes Ergötzen war es auch für sie, wenn meine Frau ihnen eine Anzahl der ausgepackten Sachen auf den Arm legte, und sie dieselben ins Haus tragen durften. Manchmal hörte ich, wie bald der eine, bald der andere zu ihr sagte: „Missis, ong ngainek Missis — Missis, Du bist meine Missis“. — Kein Wunder daher, daß meine Frau die Papuajugend bald sehr lieb gewann. Auch brachte ihr der Umgang mit der Jugend, deren munteres Plaudern und Fragen den großen Vorteil, daß sie dabei manches Wort der Papuasprache nicht nur hörte, sondern auch verstehen lernte. Wollte sie den Namen eines Gegenstandes in der Papuasprache wissen, so brauchte sie nur zu fragen „atau? — was ist das?“ und sofort war jeder der Jungen bemüht, ihr eine möglichst deutliche Auskunft zu geben. Nur schade, daß dieselbe meist so wortreich ausfiel, daß sie durch die Menge der nicht verstandenen Wörter wieder zu einem großen Geheimnis ward.

Während meine Frau die Kisten auspackte, war ich mit Hobel und Säge beschäftigt. Zwar waren schon ein Tisch und etliche Stühle vorhanden, dazu auch zwei Kommoden; aber in diesen ließen sich doch nicht alle Sachen unterbringen. Da half denn nichts — ich mußte selbst dieses und jenes, so gut es ging, zu fabrizieren suchen. So wurden denn eine Anzahl Gestelle gezimmert, auf die meine Bücher und meiner Frau Büchsen, Gläschen und Pöttchen gestellt werden konnten; desgleichen etliche Eckbrettchen, worauf die Lampen ihren Platz erhielten; durften sie doch jetzt nicht mehr, wie in meinem Junggesellenleben bei Nacht und Tag auf dem Tische stehen. Auch einen Porzellanschrank mußte ich herstellen, um die Compagnie Tassen, Teller und Gläser, welche gleichzeitig mit meiner Frau auf Dampier einmarschiert waren, unterzubringen. Zum Glück war meine Frau verständig genug, einzusehen, daß ein solches Möbel auf Neu-Guinea, vom eigenen Ehemann gemacht, anders aussehen müsse, als im kultivierten Deutschland. Schnell war eine große Kiste zur Hand genommen, mittelst Brettchen und Leistchen etliche Fächer darin eingerichtet, und der gewünschte Porzellanschrank stand fertig da.

Als nun auf diese Weise Haus- und Kücheneinrichtung vollendet waren und alles hübsch an seinem Platze stand, war unser Bretterhaus, welches beim Einzug meiner Frau öde und leer aussah, ein gut Teil wohnlicher geworden. Selbst die nackten Bretterwände der Zimmer hatten ihren Schmuck erhalten. Eine Anzahl biblischer Bilder, dazu einige eingerahmte Bibelsprüche, erfreuten Herz und Auge. Der eine Wandspruch lautete: „Meinest Du, daß Du billig zürnest?“ (Jonas 4, 4). Wie oft hat derselbe seine mahnende Stimme erhoben, wenn uns die Papua durch ihre List und Tücke Kummer und Verdruß bereiteten, und wir meinten, ihnen zürnen zu dürfen; oder wenn Gottes Wege so dunkel und verschlungen waren, daß unser Herz unwillig werden wollte.

Da war es immer wieder jenes Wort, welches uns an den Gott der Langmut und Geduld erinnerte, der wahrlich mehr Grund zum Zürnen hatte, als Jonas und wir. Und waren wir erst einmal so weit gekommen, so bewies auch alsbald der andere, daneben hängende Spruch: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende“ seine tröstende Kraft. Im Blick auf ihn gedachten wir daran, daß wir ja einen Gott und Heiland für alle Tage hatten, und daß derselbe uns auch an solchen Tagen nahe war, wo es uns dunkel vor den Augen ward. Hatten wir aber „den Gott und Heiland für alle Tage“ wieder gefunden, so stimmte auch unser Herz bald in die Worte des dritten Spruches ein: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“

Die Papua besehen unsere Hauseinrichtung und haben ihre eigenen Gedanken über Uhren und Engel.

Fast schien es, als ob es unsere Papua, seitdem sie mit der weißen Frau bekannt geworden waren, ganz besonders nach dem Missionshügel*) zöge. Sie spürten wohl, daß seit deren Einzug das Bächlein Liebe, welches für sie da oben quoll, etwas stärker geworden war. Es ist ja niemand, der nicht gerne dahin ginge, wo er weiß, daß man ihn lieb hat — und wäre er auch nur ein brauner Papua.

Dazu gab es jetzt, nachdem meine Frau eingezogen war, im Missionshause wieder allerlei Neues zu sehen, was auf Papuaaugen viel Reiz ausübte. Da war zunächst die Weckuhr, welche mit ihrem „Tick-Tack“ dem Ohr eines Papua nicht lange verborgen bleiben konnte. Verwundert sieht er sich im Zimmer

*) Die Missionsstation lag auf einem 150—180 Fuß hohen Hügel.

um, woher wohl das auffallende Geräusch komme. Endlich fragt er: „Atau ägin itong? was macht so?“ Dann bemerkt er den seltsamen Gegenstand; er tritt an das Wandbrettchen und horcht. Seine vergnügte Miene und seine hochgezogene Stirn verrät, daß er das Geheimnis entdeckt hat. „I tong! — i tong! — i tong!“ — ahmt er das seltsame Geräusch nach. Nicht lange dauert es, so bittet er: „Kunze, Missis, awang ngilä! — Kunze, Missis, laßt mich die Seltsamkeit sehen!“ Er betrachtet die Uhr bald von vorn, bald von hinten, um die Rätsel dieses eigentümlichen Lebewesens zu erforschen. „Zis ägin! — es ist wie eine Heuschrecke“, bemerkt er endlich, denn das Ticktack der Uhr klingt ihm wie das Geräusch einer gewissen Heuschreckenart. Zu seiner Ueberraschung ziehen wir nun das Weckwerk auf. Ganz erschrocken fährt er empor und ruft erstaunt: „Zis ibob! — die Heuschrecke schreit!“ Nach Hause zurückgekehrt, teilt er seinen Bekannten mit, was er bei uns gesehen hat. Natürlich will jetzt ein jeder die Uhr schauen und jeder nennt sie „zis“*) (Heuschrecke). Die Papuasprache ist dadurch wieder, wenn auch nicht um ein Wort, so doch um einen Begriff bereichert worden.

Wir erlauben nun den Leuten, sich noch weiter im Hause umzusehen, doch nicht, ohne dabei auf ihre Finger scharf acht zu haben. Zwar versichern sie: „Nein, nein — wir haben gute Finger“; doch wir wissen, was davon zu halten ist, und üben daher eine scharfe Aufsicht. Bald stehen sie gruppenweise im Zimmer — die einen vor diesem, die anderen vor einem anderen Gegenstand, der ihre Verwunderung erregt. So verweilen etliche mit neugierigen Blicken vor den Wandsprüchen. Auf einem derselben ist ein Engelskopf abgebildet. Die Papua lachen und scherzen, als sie ihn sehen. „Nanun zebarin! — das Kind hat Flügel,“ bemerken endlich einige, und nun wissen wir was sie zum Lachen reizt. Sie haben niemals etwas von Engeln gehört und begreifen nicht, was jene beflügelten Wesen darstellen. Ich suche ihnen die Sache möglichst einfach zu erklären. „Ihr und ich,“ sage ich, „wir wohnen auf Erden und haben keine Flügel, aber im Himmel, bei Jesus, giebt es Leute, die Flügel haben.“ Sofort fragt einer: „Hast Du schon solche Leute gesehen?“ Seine Frage macht mich etwas stutzig. — „Nein“, erwidere ich nach einigem Besinnen, „ich habe noch keine Engel gesehen, aber ich weiß, daß es im Himmel welche giebt. Der Herr Jesus, der vor langer Zeit aus dem Himmel auf die Erde gekommen ist und jetzt wieder im Himmel ist, hat es den Menschen gesagt. Wir weißen Leute haben sein geschriebenes Wort (die Bibel), das sagt es uns.“ Und um ihre

*) Aehnlich wie im deutschen Volksmunde eine Taschenuhr nicht selten scherzweise „Maikäfer“ genannt wird.

Bedenken völlig zu beseitigen, füge ich hinzu: „Seht, früher habt ihr nichts von den weißen Leuten gewußt. Wenn man euch gesagt hätte, es giebt weiße Leute, so würdet ihr gesagt haben: nein, das ist nicht wahr, alle Menschen sind schwarz; wir haben noch keine anderen gesehen. Aber jetzt sind weiße Leute in euer Land gekommen, und ihr seht sie. Da sagt ihr heute nicht mehr: es giebt keine weißen Leute, sondern: wir wissen, es giebt schwarze und weiße Leute! — Wenn ich Euch jetzt von Engeln sage, so sprecht ihr: Kunze scherzt, Kunze lügt, wir haben sie nicht gesehen, er hat sie auch nicht gesehen. Ich lüge aber nicht. Ich sage, im Himmel werde ich die Engel sehen und ihr auch, wenn ihr in den Himmel kommt. Ich weiß, der Herr Jesus redet die Wahrheit. Er ist im Himmel und sieht die Engel, und seid ihr und ich später im Himmel bei Jesus, dann werdet ihr sprechen: Früher auf Erden haben wir gesagt, es giebt keine Engel, Kunze lügt und das Wort Jesu redet Unsinn; aber nun im Himmel sehen wir die Engel. Kunze hat Jesu wahre Sprache gesprochen."

Noch mehr von einem Papuabesuche. Was Missionsleute dabei lernen und was sie erfreut.

Seit meine Frau bei mir weilte, befand sich auch ein einfacher Spiegel im Zimmer. Nicht lange währte es, und eine ganze Anzahl Eingeborener hatte ihn entdeckt. „Oh dik ujan! Oh, welch schöner Spiegel!" geht es von Mund zu Mund, und einer stellt sich hinter den anderen, um sich möglichst ausgiebig nach allen Seiten zu bespiegeln. Dabei wirft sich mancher in die Brust und sagt, sich mit selbstgefälligem Schmunzeln an seinen Nachbar wendend: „O malan balbal! welch schöner Anblick!" Ein anderer gelangt zu einer geringeren Meinung von seiner Person. Wie er in den Spiegel schaut, geht ein Zug von Verlegenheit über sein Gesicht, und er sagt: „Nguduk sajak! — ich habe eine schlechte Nase (sie erscheint ihm gar zu platt gedrückt)." Ein anderer bemerkt: „Nauk sajak — nunaman! ich habe ein häßliches Gesicht — es ist schmutzig!" Ein dritter, der in einer anderen Haut zu stecken wünscht, giebt seinem Mißvergnügen in den Worten Ausdruck: „Tinik sajak! — dalagaman — melkok tea! — meine Haut ist schlecht, sie ist braun und nicht weiß."

Auch fehlt es nicht an Papuastutzern. Da steht einer vor dem Spiegel und dreht sein edles Haupt fast im Kreis herum. Er findet, daß seinem krausen, filzigen und rotgefärbten Haarwulst noch die ebenmäßige Rundung fehlt. Plötzlich zieht er seinen über der Stirn steckenden Bambuskamm hervor und lockert damit sein

Haar auf. Ich sehe mich nun veranlaßt, ihn auf das Ungebührliche solchen Benehmens aufmerksam zu machen, zumal eine Papuaperücke in der Regel nicht frei von gewissen Tierchen ist. Er aber beruhigt mich und sagt, indem er links und rechts auf den Fußboden blickt: „Kunze, ut tea! — Kunze, ich habe keine ut (L . . . .)". Noch ein anderer mit zarten, grünen oder auch großen bunten Blättern im Kopfhaar, untersucht, ob diese seine Dekoration auch wirklich die rechte Farbenharmonie aufweist. — Ein dritter von demselben Schlage hat auf unserem Tische eine Kleiderbürste liegen sehen. Da der Papua keine Kleider kennt, so weiß er nicht, was mit solchem Dinge anzufangen ist. „Nun, einen Zweck," denkt er, „muß es doch haben." Ehe wir es bemerken, hat er die Bürste in den Händen, steht vor dem Spiegel und wippt vor demselben auf seinen Beinen auf und ab. Würde sich an jedem Ende der Bürste ein Band befinden — er würde nicht säumen, sie sich um die Stirn zu binden; findet er sie doch vorzüglich geeignet, als Stirnschmuck zu dienen. — Schließlich hat das Bespiegeln ein Ende; aber dieser und jener kann es nicht unterlassen, noch seiner Bewunderung in den Worten Ausdruck zu geben: „Oh Kunze, welch großen, herrlichen Spiegel hast Du!" Aber er müßte kein Papua gewesen sein, wenn er nicht auch gesagt hätte: „Kunze, ist nicht noch ein anderer Spiegel vorhanden? — Hast Du nicht zwei? gieb mir doch auch einen solchen Spiegel!"

Inzwischen haben andere auf einer unserer Kommoden das Photographiealbum entdeckt, darin wir in stillen Stunden gerne blättern, um uns derer zu erinnern, die in der deutschen Heimat unserer liebend und fürbittend gedenken. „Oh weh!" denken wir, „welche Spuren werden die schmutzigen Papuafinger auf den Seiten des Albums zurücklassen!" Schon hat es einer vor aller Augen aufgeschlagen, während andere, ihm zur Seite oder im Rücken stehend, über seine Schultern schauen und zusammen den seltsamen Inhalt des Gegenstandes betrachten. Jedoch, was sie sahen, schien ihnen unverständlich. Das hatte seinen guten Grund. Der Mann hatte das Album verkehrt zur Hand genommen, so daß die Photographien sämtlich auf dem Kopf standen. Schon wenden sich einige von dem „dummen Ding" gelangweilt ab. Da nehme ich das Album und lege es dem Betreffenden richtig in die Hände, und siehe da! mit einem Male erhellen sich aller Gesichter. „Uso, uso!" ruft einer dem andern zu, „awang ulüp!" komm, komm, sieh doch diese Sache! „tiwudpen, tiwud tamol ilonlon jen! — weiße Frauen, weiße Männer sind darin!" Am liebsten würde jeder mit seinem Finger auf den Bildern umher tupfen, um seinem Nachbar anzudeuten, welches davon ihm am besten gefällt oder irgend eine Auffälligkeit zeigt.

„Wie heißt der Mann? wie heißt die Frau? Ist das hier Deine Schwester? ist das dort Dein Bruder? Ist dieses Dein Vater und jenes Deine Mutter?" — alle diese und andere Fragen müssen beantwortet werden. Nicht selten hält man auch eine Frau für einen Mann und einen Mann für eine Frau. Zuweilen hören wir auch den einen und anderen ausrufen: „Oh, welch schöne Nase hat dieser Mann oder diese Frau da!"

Um den Leutchen bei der Betrachtung der Bilder auch etwas zum Nachdenken mitzugeben, sage ich ihnen zum Schluß: „Seht, diese Männer und diese Frauen, die ihr jetzt gesehen habt, sind Jesusfreunde. Es sind auch eure Freunde. Sie wissen, daß ihr noch auf schlechten Wegen geht und viel Böses thut. — Sie haben uns zu Euch geschickt und gesagt: geht nach Krakar (Dampier-Insel), und sagt den Leuten „das Jesuswort" (das Evangelium), damit ihre bösen Herzen gut werden und Jesus sie zu sich in den Himmel nehmen kann."

Doch das Bilderbesehen hatte damit noch nicht sein Ende erreicht. In unserem Zimmer hingen hinter Glas und Rahmen auch kolorierte biblische Bilder in schöner Ausführung, und wir erwarteten nichts anderes, als daß sie das Interesse unserer Papua erwecken würden. Aber wir hatten uns geirrt; die bunten Bilder waren ihnen etwas so Ungewohntes, daß sie nur die Farben beachteten. So verständlich die Bilder einem deutschen Schulkinde gewesen wären, so wenig entsprachen sie den an die grobe Plastik ihrer Schnitzfiguren gewöhnten Augen der Papua. Erst allmählig, nachdem wir öfter mit ihnen Bilder besehen und sie ihnen erklärt hatten, gingen ihnen für bildliche Darstellungen dieser Art die Augen auf.

Vorläufig fanden die Leute es interessanter, sich in den Anblick unserer Rohrstühle zu vertiefen. Namentlich war es das Rohrgeflecht der Sitzflächen, welches ihr Denken und Sinnen in Anspruch nahm. Denn bei allem Geschick, das die Papua für Flechtarbeit haben, erregte doch ein so kunstvolles Geflecht ihre höchste Bewunderung. Bald hockte der eine und andere vor einem Stuhl und untersuchte, wie die weißen Leute wohl diese Geflechte angefertigt haben mochten. Hätte ich den Leuten erlaubt, das Stuhlgeflecht aufzulösen, so wären sie gewiß auch in dies Geheimnis eingedrungen.

Nun hatten unsere braunen Besucher vorerst genug gesehen und bewundert. Einer mahnte den anderen: „Tau! awang ngilä passi — malak jof; pannulon tau! — Laßt uns gehen! Ich habe mich satt gesehen — ich bin schläfrig. Laßt uns in's Dorf gehen." „Auo! — jawohl!" bekräftigte ein anderer, und die ganze Gesellschaft ging fort. — Offenbar hatte sie der Besuch bei uns befriedigt, und schon malte sich ein jeder unterwegs all die Ge-

legenheiten aus, bei welchen er seinen Freunden und Bekannten die geschauten Wunderdinge beschreiben und sich an ihren staunenden Mienen ergötzen durfte. Wir aber freuten uns von Herzen, diesen Besuch gehabt zu haben. Hatte uns derselbe doch reiche Gelegenheit geboten, in der Volksseele unserer Papua zu lesen und manche uns fremde Worte und Ausdrucksweisen verstehen zu lernen. Noch dankbarer aber waren wir dafür, daß wir dabei auch diesen und jenen Gedanken aus der Ewigkeitswelt der Bibel hatten in die Heidenherzen aussäen dürfen. Darum war es uns auch nur lieb, daß in der Folge aus allen Teilen unserer Insel Eingeborene bei uns einkehrten.

Warum wir keine Papua als Dienstboten erhalten.

Mit dem Leben auf einer Missionsstation sind vielerlei äußere Arbeiten verbunden, die der Missionar unmöglich sämtlich auf seine eigene Schultern nehmen kann, wenn er nicht seine Missionsaufgabe an den Heiden vernachlässigen soll. Ebenso ist es in einem so ungesunden Lande wie Neu-Guinea durchaus erforderlich, daß die Missionarsfrau anstrengender Arbeit im Hause enthoben bleibe, damit ihre Kräfte möglichst geschont werden und sie zugleich Zeit gewinnt, sich den Heiden, namentlich den Frauen und Mädchen zu widmen. Das Einfachste ist, daß in diesem Falle die erforderlichen Hilfskräfte aus den Eingeborenen selbst gewonnen und herangebildet werden. Leider war uns dies aber unter den Papua bisher unmöglich. — Wohl sind die Papua bereit, einige Stunden, im besten Falle etliche Tage auf der Missionsstation zu arbeiten, sich aber auf längere Zeit zu binden oder sich gar zu vermieten, kommt ihnen nicht in den Sinn. Dazu ist ihnen ihre Freiheit und Selbständigkeit doch viel zu lieb. Es blieb also nichts übrig, als uns anderweit nach Hilfskräften umzusehen, zumal solche auch für unsere Bootsfahrten unentbehrlich waren. Oft genug galt es mit Windstille zu rechnen, und dann waren Ruderer nötig. Wandte ich mich aber an die Eingeborenen mit der Bitte, mir etliche Leute als Ruderer zu überlassen, so vertrösteten sie mich gewöhnlich mit dem beliebten „bongnip! bongnip! — morgen! morgen!“ bis sie mir nach tagelangem Hoffen und Harren rundweg erklärten: „Namoi! — ich will nicht!“ oder „Ngaloksali! ich habe keine Lust!“ Zwar muß zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, daß sie sich dessen nicht in böser Absicht weigerten, sondern aus Mißtrauen gegen die europäischen Boote, welche um ihrer beständigen Schwankungen willen gefürchtet wurden.

Die Miokesen — unsere dienstbaren Geister.

So war ich denn besonders dankbar, daß mir noch vor Ankunft meiner Frau die Möglichkeit geboten worden war, 6 Miokesen im Alter von 12 bis 22 Jahren in Dienst zu nehmen. Ihre Heimat war der sogenannte Bismarckarchipel, eine drei bis vier Tagereisen östlich von Neu-Guinea gelegene Inselgruppe. Dort hatte sie eine deutsche Handelsgesellschaft, welche auf Neu-Guinea Tabaksbau treibt, als Arbeiter angeworben, und wir hatten sie wiederum auf 3 Jahre von dieser gemietet. Nach Ablauf dieser Zeit war es ihnen freigestellt, in ihre Heimat zurückzukehren. In ihrer Hautfarbe und in ihren Gewohnheiten gleichen diese Leute den Papua. Nur hatten sie vor diesen voraus, daß sie sich dank ihres Umgangs mit englischen Schiffern etlicher arg verstümmelten englischen Worte bedienten, und wir uns ihnen also notdürftig verständlich machen konnten. Vier dieser Miokesen gebrauchte ich als Ruderer. Sie lernten allmählich recht gut mit dem Boot umgehen, so daß sie mir als Bootsmannschaft treffliche Dienste leisteten. So lange es keine Bootsfahrten zu machen gab, mußten sie jedoch auch andere Arbeiten, auf dem Felde oder im Walde, beim Anlegen von Gebäulichkeiten oder Wegen verrichten.

Die anderen beiden hatte ich in der Küche angestellt, auch hatte ich ihnen etwas von der Waschkunst beigebracht, und mit der Zeit hatten sie darin soviel Fertigkeit erlangt, daß meine Frau es gar nicht bedenklich fand, als ich ihr bei ihrer Ankunft diese beiden als „Stützen der Hausfrau" vorstellte. Freilich, wenn auch ihre Leistungen mir in meinem Junggesellenleben genügt hatten, so hatte meine Frau doch noch eine höhere Vorstellung von dem, was man weiße Wäsche nennt, und so erlebte ich es denn, daß die beiden „Schwarzen" unter ihrer Anleitung die Wäsche wirklich noch etwas vollkommener waschen lernten. —

Zugleich gab meine Frau sich alle Mühe, ihre beiden männlichen Küchenwesen abwechselnd in die Geheimnisse der europäischen Küchenweisheit einzuweihen, denn wenn die beiden auch nach dem Geschmack eines Eingeborenen-Gaumens zu kochen verstanden, so konnten sie sich dem Geschmack eines europäischen Gaumens doch wenig anpassen. So kam es vor, daß, als einmal Gerstensuppe gekocht werden sollte und zugleich ein Kohlgemüse, sie letzteres einfach mit ersterem in einem Topfe nicht sehr harmonisch zusammenbrauten. Das meiste Küchentalent von beiden zeigte Zimba, namentlich, wenn in der Pfanne Gebackenes herzustellen war. Er wußte allmählich ganz vortreffliche Reibküchlein aus Taro und Yam, auch

Pfannkuchen aus Mehl oder Bananenküchlein zuzubereiten. Gleichwohl that die Hausfrau gut, immer wieder nachzuschauen, wenn sie die Küchengeschäfte den Händen ihrer schwarzen Haushaltungsgehilfen anvertraut hatte. Oft genug vergaßen sie nicht nur das Salz in der Suppe, sondern auch das Feuer im Ofen, oder sie ließen die Speisen auf dem Herd verbrennen. Auch kam es vor, daß sie neben dem Herd eingeschlafen waren, und dabei die brodelnden Töpfe ihrem Schicksal überlassen blieben. O, welch eine Summe von Mühe, Geduld und Liebe muß eine Missionarsfrau aufbieten, bis sie von derartigen Küchengehilfen wirklich einige Hilfe genießt. Wie lange Zeit vergeht, bis sie es lernen, irgend eine Arbeit selbstständig, ohne fortdauernde Anweisung der Hausfrau vorzunehmen. Wie froh ist sie, wenn einmal ihre „Stützen" ihr durch gut geputzte Gabeln und Messer oder durch eine hinter ihrem Rücken vorgenommene gründliche Reinigung des Kochherdes eine freudige Ueberraschung bereiten! Ein farbiger Dienstbote kann es eben nicht begreifen, warum es im Hause eines Europäers nicht ebenso zugehen soll, wie in der Hütte, in der er aufgewachsen ist. Dort genügt es, die gebrauchten Holzschüsseln nach den Mahlzeiten in einem nahen Gewässer auszuspülen. Da kommt es ihm denn höchst unnötig vor, daß er auf Anordnung der Missionarsfrau nun auf einmal nur mit warmem Wasser die Reinigung von Schüsseln und Tellern vollziehen soll. Noch mehr ist es ihm gegen den gesunden Menschenverstand, wenn ihm die Missionarsfrau gar aufträgt, die Fußböden des Hauses zu schrubben. Bekommt er diesen Auftrag zum ersten Mal, so schaut er sie fragend und bedenklich an, als ob er glaube, sie sei nicht recht bei Sinnen. Nie habe ich unsere dienstbaren Geister so verdrießliche Gesichter machen sehen, als wenn der Freitag mit seinem Hausputz nahte.

Dazu kommt, daß es ihnen ganz ungemütlich zu Mute wird, wenn sie die weiße Frau mit immer regsamen Händen schaffen sehen. Geht ihnen doch alles sehr langsam von der Hand. Warum soll man sich nicht Zeit lassen? denken sie. Wenn es sich um den Bau eines Bootes handelte, das bald zu einer Fahrt benutzt werden soll, so würden sie die Geschäftigkeit begreifen; aber warum ein Zimmer gerade noch bis zum Abend geschrubbt werden soll, ist ihnen unverständlich. Nicht minder schwer wird es dem an die Freiheit des Urwaldes gewöhnten Hausgesinde, sich an die Schranken eines geordneten Hauswesens zu gewöhnen. Da kann es passieren, daß der Miokese plötzlich Küche Küche sein läßt und seinem Freiheitsdrange folgend in den nahen Urwald eilt oder zum Meer, um ein Stündchen oder auch zwei dem Fischfang obzuliegen.

Nicht viel besser als meiner Frau, ging es mir mit den fürs Boot bestimmten Miokesen, besonders, wenn sie auf dem Felde oder

im Walde zu arbeiten hatten. Es war nichts Seltenes, daß sie Hacken und Beile, welche eben noch in schönster Thätigkeit gewesen waren, mir nichts dir nichts in den „Ruhestand" versetzten, indem bald der eine, bald der andere es vorzog, in der See ein Bad zu nehmen oder einem wilden Schweine nachzuspüren, das sich in der Nähe gezeigt hatte. Oder sie hockten als glückliches vierblättriges Kleeblatt verborgen hinter irgend welcher Staude oder einem Gesträuch und plauderten lebhaft, besonders, wenn einer von ihnen wieder einmal die Rede auf den Tamparan brachte, ein Kapitel, das niemals einen Reiz verlor. Der Tamparan war nach ihrer heidnischen Vorstellung ein unheimliches Gespenst, das dem Menschen nach dem Leben trachtet. Bald wollte es der eine, bald der andere gesehen haben, und tischte mit begeisterter Zunge eine schauerliche Nachtgeschichte auf. Gab es Arbeiten, bei denen nicht so mechanisch zu Werke gegangen werden konnte, so hatte es oft seine liebe Not, ihnen begreiflich zu machen, wie sie dieselben ausführen sollten. Mußte z. B. eine höckerichte Fläche geebnet (planiert) werden, so brauchte es geraume Zeit, bis ihnen klar ward, daß man dabei nicht willkürlich irgendwo Erde abgraben und aufhäufen dürfe. Und hatte ich sie beauftragt, das Missionshaus mit Farbe anzustreichen, so glaubten sie ihr Bestes zu thun, wenn sie den Pinsel möglichst tief in die Farbtöpfe tauchten und die Farbe so reichlich wie nur irgend möglich auf die Hauswände auftrugen.

Auch hatten die Miokesen ihre besonderen Kalendertage, welche auch ich bald als solche behandeln lernte. Da hatte der eine heute seinen „faulen" Tag, der andere morgen seinen „kranken" Tag und der dritte übermorgen seinen „mürrischen" Tag. Der erstere bekam dementsprechend eine ihm besonders zusagende Arbeit, und siehe da! die ihm behagende Beschäftigung machte ihm schließlich soviel Freude, daß er darüber seinen faulen Tag vergaß. Ich pflegte dies das „Einfahren des Wagens" zu nennen. — Der, welcher seinen „kranken" Tag hatte, wurde betastet und befühlt, erhielt darauf ein „unschuldiges Wässerlein" als probate Einreibung und dazu die bestimmte Anweisung: arbeite dort! bald wirst du gesund sein! — Bei dem Mürrischen konnte nur persönliche Freundlichkeit helfen: in der Regel war ein kleines Lob bei der Ausführung seiner Arbeit das heilsamste Kraut.

Das beste leisteten die Miokesen auf den Bootsfahrten. Stundenlang, ja oft einen ganzen Tag konnten sie unter brennender Tropenhitze rudern, wenn das Boot bei Windstille schneckenmäßig über das Wasser schlich. Wohl ließen sie je und dann die Arme hängen; aber nicht lange. Meistens bewiesen sie bei der anstrengenden Ruderarbeit eine Ausdauer, die ich nur bewundern konnte. Geduldig ertrugen sie mit mir die größten

Gefahren und Entbehrungen, Sturm, hohen Seegang und Platzregen. Wiederholt machten sie auch ganz selbständig Bootsfahrten für mich. Begleitete ich sie, so führte ich Segel und Steuer und behielt die Führung des Bootes, auch, wenn es Sturm und böses Wetter gab. So konnten sie, so lange das Boot unter Segel lief, ruhen, um bei eintretender Windstille wieder zum Rudern fähig zu sein. Hielt die Windstille lange an, so ließ ich gewöhnlich nur während der ersten 3 Stunden alle vier Miokesen gleichzeitig rudern; darnach nur je zwei und zwei abwechselnd eine halbe Stunde.

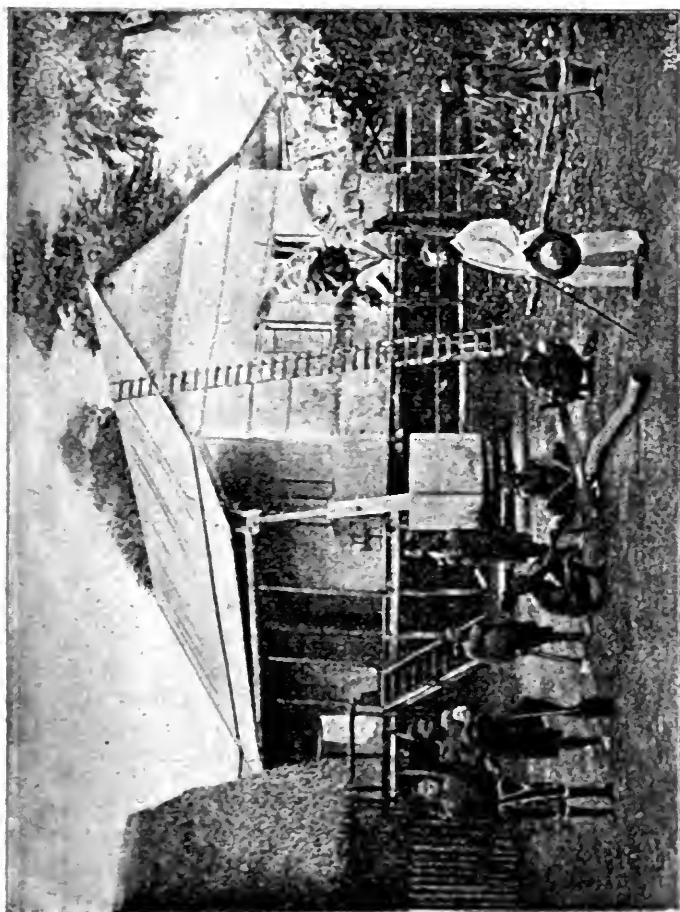
Bei einer unserer Bootsfahrten waren sie einmal so abgemattet, daß an Vorwärtskommen fast nicht mehr zu denken war. Und doch lag mir sehr daran, noch den mehrere Stunden entfernten nächsten Hafen zu erreichen. Denn bereits neigte sich der Tag dem Ende zu, und ein unheimliches Wetter, das uns in der Nacht recht gefährlich werden konnte, zog am Horizont herauf. Da der Wind noch immer ausblieb, so sann ich, was wohl zu machen sei, um das Boot wieder voran zu bringen. Da kam mir ein Gedanke. Ich ließ an das Vorderteil des Bootes ein Seil binden und ins Wasser werfen. Dann sagte ich zu den Miokesen, die alle von Kindesbeinen an tüchtige Schwimmer waren: „So, wenn ihr wollt, könnt ihr ins Wasser springen!" Sie begriffen sofort, was ich wollte, und der Gedanke gefiel ihnen. Sie spannten sich an das Seil und schwimmend, mit vergnügtem Geschrei, zogen sie das Boot eine ganze Strecke durch die spiegelglatte, offene See. Es währte nicht lange, so hatten sie sich dabei in dem kühlen, nassen Element so aufgefrischt, daß sie bald wieder mit frischem Mut auf ihren Bänken saßen und aus Leibeskräften ruderten, und wir glücklich noch vor Ausbruch des Wetters, wenn auch bei Stockfinsternis, den ersehnten Hafen erreichten.

Die Bewohner der benachbarten Papuadörfer, namentlich die jungen Männer und Jünglinge, hatten sich natürlich sehr bald mit unseren Miokesen angefreundet. Waren sie auch nicht Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein, so verband sie doch die gleiche Hautfarbe aufs Brüderlichste. Aber nicht nur diese war der Grund ihrer gegenseitigen Freundschaft. Die Eingeborenen aus den Dörfern hatten nämlich sehr bald herausgefunden, daß unsere Miokesen allwöchentlich ein Quantum Tabak*) erhielten, außerdem alle 14 Tage ein sogenanntes Lawalawa — ein Stück buntfarbigen Kattuns, cirka 60 cm breit und 150 bis 175 cm lang —, das sie als Kleidungsstück bezw. Lendentuch benutzten.

---

*) Diesen Tabak rauchten die Miokesen aus kurzen Thonpfeifen, die sie ebenfalls von uns empfingen.

Beides bekamen die Miokesen regelmäßig von uns als verschriebenes*) „Taschengeld"**) geliefert; beides aber übte auch auf die Papua eine große Anziehungskraft aus. Die Lawalawa waren ihnen besonders um ihrer bunten Farbe willen lieb, und dem



Missionar Kunze mit den Miokesen.

*) Daß den Miokesen Tabak, Lawalawa und Thonpfeifen zu Teil wurden, war von der Neu-Guinea-Compagnie vorgeschrieben.

**) Ihren eigentlichen Lohn dagegen erhielten sie erst nach Ablauf der mit ihnen ausbedungenen Mietzeit. Die schon erwähnte Handelsgesellschaft, der wir pro Monat einen bestimmten Betrag in Geld zu vergüten hatten, zahlte denselben an die Miokesen aus, indem sie ihnen — weil sie ebensowenig wie die Papua Geld kannten — eine Menge Tauschwaren: Beile, Aexte, Messer, Kattun und viele andere Dinge zustellte.

Tabaksgenuß waren sie von jeher hold. Nicht selten kamen sie, wenn ihre eigenen Tabaksvorräte zu Ende waren, zu mir mit der Klage: „O Kunze, ngai kas pitol! — o Kunze, ich habe Tabakshunger.“ Empfindet doch der Papua selbst die ansteckendsten Krankheiten, als Pocken und Dysenterie, nicht so schwer wie diesen „Hunger“.

Da war ihnen denn die Freundschaft mit unseren Miokesen eine willkommene Gelegenheit, um auf möglichst wohlfeile Art bald das eine, bald das andere von ihnen zu erhalten. Und diese wiederum fühlten sich sehr wichtig, wenn die schlauen Papua ihnen den Hof machten und ihnen durch ihre Schmeicheleien verrieten, für wie begehrenswert sie ihre Tabak- und Lawalawa-Schätze hielten. Zwar erreichten sie nicht immer damit ihren Zweck, doch brachte dies die schlauen Papua keineswegs in Verlegenheit. Sie hatten bald genug herausgefunden, worin die schwache Seite ihrer Freunde bestand. Waren die Miokesen im Walde oder auf dem Felde beschäftigt, flugs stellten sie sich ein. Mit den Worten: „Oh, was arbeitest Du!“ redeten sie diesen und jenen an, und ehe es sich der Angeredete versah, hatte ihm der Papua das Werkzeug aus der Hand genommen, was dieser sich gerne gefallen ließ, da er nun der Ruhe pflegen konnte. Doch der Papua wußte, was er that. Er konnte nun für seine „Gefälligkeit“ und Mühe mit gutem Gewissen betteln, und der Miokese durfte sich doch nicht unerkenntlich zeigen und mußte etwas von seinem Tabak opfern. Manchmal genügte es dem Papua auch schon, wenn er hie und da aus der Tabakspfeife der Miokesen einen Zug nehmen und so seinen Tabakshunger lindern durfte. Eine Zeit lang versuchten es die Papua sogar, sich ihre den Miokesen erwiesenen Hilfeleistungen obendrein von mir bezahlen zu lassen, indem sie behaupteten, für mich gearbeitet zu haben. Schlimmer noch war es, daß sie bei solchen Gelegenheiten unsere Miokesen sogar zu Diebereien zu verleiten suchten.

Sehr lag uns daran, auch unsere Miokesen mit dem Evangelium bekannt zu machen. Wir erzählten ihnen am Abend und auch bei Tage biblische Geschichten und stellten ihnen, so gut es ging, die Liebe des Heilandes vor Augen. Vor allem suchte ich ihnen einen Eindruck von seiner Allgegenwart zu geben und sie zum Gebet zu ermuntern. Um sie christliche Liebe empfinden zu lassen, nahm sich meine Frau ihrer Lendentücher an, wenn sie zerrissen waren. Auch bei Krankheitsfällen suchten wir ihnen zu dienen. Meist war uns dies sehr erschwert und oft ganz unmöglich, da sie als wilde Naturmenschen gar kein Verständnis für eine vernünftige Krankheitsbehandlung hatten. Es fehlte ihnen alle Geduld und ebenso alle Lust, sich Einschränkungen hinsichtlich ihrer Bewegungsfreiheit und ihrer Genüsse aufzulegen.

Einmal wurde der Jüngste der Miokesen von einem so schweren Fieberanfall ergriffen, daß wir schon fürchteten, er werde sterben. In den ersten Tagen seiner Krankheit hatte er noch mit den übrigen zusammengeschlafen in einem besonderen Gebäude, das ihnen zugewiesen war. Als indes die Krankheit einen immer bedenklicheren Grad annahm, nahmen wir ihn in unser Wohnhaus und betteten ihn in einem Nebenzimmer auf eine Matratze. Wir hofften, ihm dadurch eine besondere Erleichterung zu verschaffen; waren doch sonst die Miokesen ebenso wie die Papua gewöhnt, auf dem Fußboden zu schlafen, wobei ihnen ein rundes Stück Holz als Kopfkissen und eine aus Palmenblättern geflochtene Matte als Unterlage diente. Statt der Matten hatten wir unseren Miokesen Wolldecken verabreicht, in welche sie sich vollständig einhüllen konnten. Natürlich beneideten sie die Papua auch um diese.

So lag denn nun der Kranke bei uns im Hause. Eine Zeit lang fühlte er sich ganz behaglich, aber nicht lange, so fing er an, sich ungeduldig auf seinem Lager hin und her zu wälzen. Alles Ermahnen und Zureden unsererseits erwies sich als vergeblich. Plötzlich stand er auf, schlug die Wolldecke, worin er gelegen hatte, über seine Schultern und ging in den Garten. Am Wege stand eine hohe Bananenstaude; unter ihren langen, grünen Blattspreiten streckte er sich, in seine Wolldecke gehüllt, auf der nackten Erde aus. Hier, unter dem Rauschen der Blätter, über sich den blauen Himmel, war es ihm heimisch, hier herrschte die Freiheit. Und — wer hätte es erwartet? — der Kranke wurde zu unserer großen Freude gesund.

Das angeführte Beispiel ist geeignet, zugleich das Verhalten der Papua in Krankheitsfällen zu illustrieren, denn diese machen es ebenso.

Gewöhnlich erwiesen sich unsere Miokesen gegenseitig ärztliche Dienste, wobei das Schröpfen eine besondere Rolle spielte. In eigentümlicher Weise bekämpften sie Kopfschmerzen. Der damit Behaftete band eine Schnur fest um seine Stirn, um damit den Zudrang des Blutes nach dem Kopfe zu hemmen, oder wenn dieses Mittel versagte, so bohrte ein anderer dem Geplagten einen Holzdorn, der zuvor im Feuer glimmend gemacht worden war, in die Mitte seiner Stirn. Nicht selten wurde diese Prozedur einige Male wiederholt. Auch ließ man den Dorn wohl einige Zeit in der Stirn stecken. Offenbar sollte dies eine Art Betäubungsmittel sein. —

Bei all der großen Mühe, welche wir mit den Miokesen hatten, drang doch zu unserer Freude hie und da ein Strahl göttlichen Lichtes in ihre verfinsterten Herzen. So machten sich einzelne allmählich eine Freude daraus, meiner Frau irgend etwas

von den Augen abzulesen und, ohne dazu aufgefordert zu sein ihr diese oder jene Dienstleistung zu erweisen.

Einmal mußte ich wieder mit vier Bootsmiokesen eine weite Fahrt über See machen. Wir hatten dabei heftigen Wind und sehr unruhige See. Stundenlang mußte ich mit der einen Hand das Segel führen und mit der anderen das Steuer regieren. Mein Arm begann zu zittern; ich merkte, daß ich es auf die Dauer nicht aushalten konnte und Wind und Wellen mir Segel und Steuer aus der Hand reißen würden. Dann aber hätten wir leicht mit unserem Boot verloren sein können. Indes Gott der Herr half. Wir erreichten noch einen sicheren Hafen, wo ich bald etwas ruhen konnte. Während ich nun dort mit den Miokesen auf dem Sandstrand stand, sagte einer derselben in seinem pigeon-Englisch: „Kunze, boat he no strong, he no good — Jesus good fellow master, he strong too much. Big fellow water no fight boat. — Kunze, das Boot ist zwar nicht stark (es hatte nämlich zuvor ein Leck erhalten, welches nur notdürftig ausgebessert war), es ist nicht gut imstande; aber Jesus ist ein guter Herr; er ist überaus mächtig. Das große Wasser (die See) hat das Boot nicht schlagen (verderben) dürfen." — Dieser Ausspruch war für mich umsomehr bedeutungsvoll, als die Worte ganz unvermittelt aus dem Herzen des Miokesen hervorquollen. —

Nimmt der Leser oder die Leserin zusammen, was sie von unseren dienstbaren Geistern gehört haben, so, hoffe ich, werden sie reichlich Ursache finden, Gott zu danken für die guten Freunde und getreuen Nachbarn, für die hilfreichen Hände und dienstwilligen Menschen, deren sie sich in der deutschen Heimat erfreuen dürfen. Und giebt es auch dort dienstbare Geister, die der Geduld fast zu viel erfordern, so möge man doch an die Missionsleute denken, die es noch viel schwerer haben.

Der Herr richte unsere Herzen zu der Liebe Gottes und zu der Geduld Christi! (II. Thess. 3, 5.) Die Befolgung dieser Mahnung wird wie in Deutschland, so auch auf Neu-Guinea ein wirksames Mittel gegen die Dienstbotennot sein.

Eine erschütternde Kunde. — Die Bluttnat von Malala.

Seit dem Einzug meiner Frau auf der Dampier-Insel waren ungefähr fünf Wochen vergangen; da, eines Tages, als ich eben damit beschäftigt war, an unserem Wohnhaus einen kleinen Anbau anzubringen, sehe ich einige Männer aus unserem Nachbardorfe Kulobob auf den Platz der Missionsstation kommen. Dort treffen

sie mit meiner Frau zusammen und sagen zu ihr in einem Tone, als ob nichts von Bedeutung vorgefallen sei: „Die Missionare Scheidt und Bösch sind tot. Die Ladenleute haben sie mit Speeren ermordet. — Ist Kunze da?“ Sofort eile ich hin und die Gleichgültigkeit, womit sie es auch mir erzählen, läßt mich an der Wahrheit ihres Berichtes nicht zweifeln. Ist es doch eine Eigentümlichkeit der Papua, glaubwürdige Thatsachen mit großer Seelenruhe zu verbreiten, während Wortschwall und Aufgeregtheit des Erzählers häufig als sicheres Zeichen seiner Unzuverlässigkeit anzusehen sind. Immerhin hoffte ich, daß, wenn auch ein Ueberfall der Missionare stattgefunden hatte, doch derselbe nicht so traurig geendet habe, wie es die Leute darstellten. Ich hielt es deshalb für meine nächste Pflicht, genaue Erkundigungen einzuziehen.

Indes, das war gar nicht so leicht. Der Ort Laden, wo die beiden Missionare ermordet sein sollten, gehört zu der Malalalandschaft, welche fast $1^1/_2$ Tagereisen nordwestlich von der Dampier-Insel gelegen ist. Doch erfuhr ich nach einiger Zeit, daß man die Nachricht von dem verübten Mord zuerst in dem auf der Westseite der Dampier-Insel gelegenen Dorfe Kurum erhalten habe. Leute aus Kurum, so wurde mir berichtet, hatten kurz zuvor das Dorf Laden besucht, um dort Handel zu treiben, und dabei hatten ihnen die Bewohner dieses Ortes erzählt, daß drei weiße Leute, darunter auch die beiden Missionare Scheidt und Bösch, von ihnen ermordet worden seien.

Es lag mir nun natürlich sehr daran, die Leute aus Kurum persönlich zu sprechen. Am liebsten wäre ich sogleich mit meinem Boot dahingefahren. Ich wagte aber nicht, meine Frau allein auf der Missionsstation zurück zu lassen: waren doch die Eingeborenen auf unsrer Dampier-Insel noch keineswegs zuverlässig. Zu meiner Freude erklärte sich auf meine Bitte ein Kulobobmann bereit, nach Kurum zu fahren, um etliche der dortigen Leute zu mir zu laden. Sechs Tage nach seiner Abfahrt stellte sich wirklich eine größere Anzahl Männer aus Kurum bei mir ein. Allein ich konnte nicht viel mehr von ihnen erfahren, als ich schon wußte. Nur teilten sie mir mit, es sei außer den beiden Missionaren noch ein anderer Europäer ermordet worden, dazu auch eine ganze Menge Miokesen, die sich in ihrer Begleitung befunden hätten. Einzelne der Anwesenden behaupteten auch, die Stätte gesehen zu haben, wo man einen der ermordeten Missionare eingescharrt hätte. Ueberhaupt schienen die Kurumleute weniger geneigt, mir Mitteilungen zu machen, als zu erfahren, was mit den Mördern geschehen würde.

„Das sind doch schlechte Menschen“, sagte bald der eine, bald der andere. „Da muß doch das große Schiff kommen und sie schlagen.“ — Ich gab ihnen zur Antwort: „Ich bin ein Jesus-

freund, und Bergmann und Arff*) sind auch Jesusfreunde. Wir werden die Ladenleute nicht schlagen. Daß sie die weißen Leute und die Miokesen ermordet haben, ist zwar sehr böse; aber die Ladenleute sind doch nur schlechte Menschen, weil sie noch nichts von Jesus wissen." Bei dieser Bemerkung blieb mir nicht verborgen, wie man einigen der Männer durch bedeutungsvolles Augenzwinkern Winke gab. Es waren dies auffallende Gestalten und, nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen, keine Dampier-Leute, wiewohl sie von ihren Begleitern als solche vorgestellt waren.

Wenige Tage, nachdem diese Gesellschaft wieder heimgekehrt war, stellte sich heraus, daß meine Mutmaßung hinsichtlich jener Männer seine Richtigkeit gehabt hatte. Wie mir von unseren Nachbarn mitgeteilt worden war, stammten sie thatsächlich nicht von der Dampier-Insel, sondern aus derselben Gegend, wo die drei Europäer mit ihren Miokesen ermordet worden waren, und die Vermutung lag nahe, daß eben jene Männer an der Ermordung teilgenommen hatten. Sie waren erst kürzlich aus ihrer Heimat nach Dampier herüber gekommen und bei Freunden in Kurum eingekehrt. Dort hatten sie gehört, daß ich etliche der Kurumleute zu mir geladen hatte, und hatten sich diesen in der Absicht angeschlossen, um auszukundschaften, ob ich im Bunde mit anderen weißen Leuten gesonnen sei, an ihnen und an ihrem Volke Rache zu nehmen. —

Nun war mir auch klar, was jenes auffällige Augenzwinkern zu bedeuten gehabt hatte. Es war das gleichsam eine stille Gratulation gewesen, womit die Kurumleute ihren Freunden von Laden zu meinen friedlichen Kundgebungen Glück gewünscht. Uebrigens war jetzt für uns jeder Zweifel an der tiefschmerzlichen Hiobspost ausgeschlossen, und unwillkürlich gedachte ich des bewegten Abschiedes von meinem lieben Gefährten Scheidt und seiner bangen Ahnungen. Was er befürchtet hatte, war nur zu bald eingetroffen.

Die Vorgeschichte der traurigen Begebenheit war kurz folgende: Schon bald, nachdem ich nach der Dampier-Insel übergesiedelt war, um hier die dritte Rheinische Missionsstation auf Neu-Guinea anzulegen, ward die Errichtung einer vierten Station in der Nähe der Franklinbai ins Auge gefaßt. Bereits im August 1890 unternahm Missionar Scheidt nach jener Gegend eine Untersuchungsreise. Er hatte mancherlei Strapazen zu ertragen, empfing aber von den Bewohnern der Franklinbai und Malalagegend die besten Eindrücke. Nirgends trat ihm eine feindselige Stimmung entgegen; im Gegenteil, alle Dörfer, die er besuchte, bereiteten ihm die freundlichste

---

*) Beide Missionare, ersterer auf der Missionsstation Siar, letzterer auf Bogadjim († 1893).

Aufnahme. Er fand auch einen geeigneten und gut bevölkerten Platz, wo sich mit Vorteil eine Missionsstation errichten ließ.

Es traf sich nun, daß am 11. Mai (1891) ein Dampfer der Neu-Guinea-Compagnie von Bogadjim nach Hatzfeldthafen*) fuhr; diese Gelegenheit benutzten die beiden Missionare Scheidt und Bösch um nach Malala aufzubrechen.

Schon am 16. Mai kamen sie dort an und gewannen ohne besondere Schwierigkeiten einen Bauplatz. Während nun Missionar Bösch sich daran machte, diesen Platz für die Errichtung eines vorläufigen Wohnhauses zuzurüsten, begab sich Missionar Scheidt noch einmal nach Hatzfeldthafen, um dort bei der Neu-Guinea-Compagnie etwas Wellblech zu kaufen. Inzwischen ermordeten sie den Missionar Bösch samt seinen fünf Miokesen. Als nun aber das Boot mit Missionar Scheidt und dem Herrn von Moisy, einem Beamten der Neu-Guinea-Compagnie, am 27. Mai wieder anlangte, schlug den Mördern das böse Gewissen. In der Befürchtung, die beiden möchten von der ruchlosen That schon Kunde erhalten haben und in der Absicht gekommen sein, Rache zu nehmen, waren sie kurz entschlossen, auch diesen den Garaus zu machen.

Ahnungslos näherten sich die beiden Europäer dem Lande, da sprengte plötzlich eine große Menge Papua auf das Boot zu. Ehe es sich die Insassen versahen, hielten etliche das Boot fest, während andere mit ihren Speeren wild tobend auf sie eindrangen. Ein Augenblick, und Herr von Moisy stürzte von einem Speer tötlich getroffen über Bord; ungefähr gleichzeitig brach auch Missionar Scheidt von einem Speere durchbohrt zusammen. Ebenso wurden von den 11 Miokesen, welche als Ruderer im Boot waren, neun ermordet. Nur zwei entkamen. Somit hatten die blutgierigen Papua im Ganzen 17 Menschenleben dahin geschlachtet.

Die beiden übrig gebliebenen Miokesen, obgleich ebenfalls durch Speere verwundet, hatten sich durch die Flucht gerettet. Teils schwimmend (besonders in der Nähe der Papua-Dörfer), teils am Strande entlang laufend, erreichten sie in der folgenden Nacht todmüde und vom Blutverlust ermattet Hatzfeldthafen. Ihnen ist es zu danken, daß wir über jenen Vorfall einige dürftige Nachrichten erhalten haben. Was die Malalaleute zu der schrecklichen That veranlaßt hat, darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Man geht aber wohl nicht fehl, wenn man das traurige Ereignis zurückführt auf die Händel und Fehden, welche die Plantagenstation zu Hatzfeldthafen mit den ihr benachbarten Papuadörfern gehabt hatte, und welche gewöhnlich in eine schwere Zwangsbestrafung

*) Hatzfeldthafen liegt nicht sehr fern von der Franklinbai und war damals eine Plantagenstation der Neu-Guinea-Compagnie.

der letzteren ausgelaufen waren. Derartige Bestrafungen hatten wohl unter der Bevölkerung der Nachbarlandschaft Malala Mißtrauen und heimliche Feindschaft gegen die weißen Leute hervorgerufen. Nun standen sie in dem Wahne, Scheidt und Bösch hätten mit ihrer Ansiedlung nichts anderes vor, als in der Nähe



† Missionar Bösch.

ihres Dorfes eine Plantage anzulegen und befürchteten, der Einzug dieser beiden weißen Leute würde für sie dieselben Einengungen und Unzuträglichkeiten im Gefolge haben, wie für die Papuadörfer in der Nähe von Hatzfeldthafen.

Von dieser feindseligen Stimmung ließen sie zwar den

Missionar Scheidt bei seinem ersten Besuch nichts empfinden. Sie betrachteten ihn damals als einen schätzenswerten Gast, dessen Anwesenheit sie in mancherlei Weise auszunutzen hofften. Aus demselben Grunde ließen sie sich auch später gerne herbei, den Missionaren den gewünschten Platz zu verkaufen: stach ihnen doch die



† Missionar Scheidt.

Menge der Tauschwaren, wie Beile, Messer ꝛc., welche ihnen als Kaufpreis angeboten wurden, allzusehr in die Augen. Das wurde aber anders, als die erste Freude über die mancherlei Herrlichkeiten verrauscht war und Missionar Bösch daran ging, von seinem Eigentumsrecht Gebrauch zu machen. In dem Gefühl, daß sie ein Stück

ihres alten Rechtes preisgegeben hatten, wurde ihnen jetzt der abgeschlossene Platzverkauf leid; ihre anfänglichen Mutmaßungen aber steigerten sich zu heimlichem Groll, und der so schnelle Ausbruch der verborgenen Feindschaft darf uns bei einem so leidenschaftlich angelegten Naturvolke nicht wundern. Es brauchte nur eine einflußreiche Papuapersönlichkeit den glimmenden Haß gegen die weißen Leute mit einigen zündenden Worten anzufachen, und ein blutgieriger Haufe bereitete den Missionaren ein jähes und schreckliches Ende.

Hätten diese Leute nur etwas von der Liebe geahnt, welche die beiden Missionare getrieben hatte, zu ihnen zu gehen, so würden sie nimmermehr ihre Mordwaffen gegen dieselben geschwungen haben. Aber noch war kein lichter Strahl aus dem offenen Himmel Jesu Christi in die Finsternis ihres Heidentums gedrungen. Noch hatte das Evangelium ihre Füße nicht auf den Weg des Friedens und der Liebe gestellt, sondern auf sie fand das Wort noch Anwendung: „Ihre Füße laufen zum Bösen und eilen, Blut zu vergießen."

Darum konnten wir mit dem armen, irrenden Volke nur Mitleid haben und obgleich das Weh und Leid bei dem Gedanken an die dahingemordeten Brüder das Herz zusammenpreßte, so war es doch lindernder Balsam, daß wir wußten, die Missionare Scheidt und Bösch waren gefallen im Dienst des Kreuzes auf Golgatha, welches den Boten des Evangeliums und jeder lebendigen Missionsgemeinde zuruft:

„Es ist kein Preis zu teuer,
Es ist kein Weg zu schwer,
Hinaus zu streun sein Feuer
Ins große Völkerheer." *)

Niemand wurde durch das traurige Ereignis schwerer betroffen, als die auf Bogadjim weilende Frau Missionar Bösch, die erst vor wenigen Monaten mit ihrem Gatten Hochzeit gefeiert hatte. — Am 23. October, also schon nach 4 Monaten, folgte sie ihrem Manne in die Ewigkeit nach. Die erschütternde Botschaft von dessen Ermordung gab ihrer ohnehin gefährdeten Gesundheit den letzten Stoß. Auf der Missionsstation Siar, wo ihr Gatte sie zurückgelassen hatte, zeugt auch ihr Grab von der Thränensaat auf Neu-Guinea.

Bange Tage und Nächte. — Malala gestraft.

Auf die Kunde von der Ermordung der beiden Missionare folgte auch für mich und meine Frau eine unruhige und sorgen-

---

*) Aus dem Liede: „Der Du in Todesnächten rc."

volle Zeit. Die Mordthat in Malala nämlich schien auch bei einigen unserer Dampierleute Mordgelüste erweckt zu haben, vornehmlich bei solchen, welche ich gelegentlich als geriebene Spitzbuben entlarvt hatte. Sie konnten nicht umhin, uns ihre Freude darüber fühlen zu lassen, daß den Malalaleuten der Schlag gegen die weißen Leute gelungen war. Bald wurde uns von diesem, bald von jenem Eingeborenen unserer Nachbarschaft ein finsterer und gehässiger Blick zugeworfen. Auch fehlte es nicht an solchen, die, so oft sie an unserem Hause vorübergingen, mit aufgehobenem Speer und trotziger, herausfordernder Miene drohten. Namentlich gefiel sich ein gewisser Sagar, ein Mensch von besonders bösartigem, falschem und frechem Charakter, darin, mir unter höhnischem Lächeln den Tod durch Speer anzukündigen. Standen auch solchen in unserem Nachbardorfe Kulobob und auf der ganzen Dampier-Insel viele gegenüber, die eine freundliche Gesinnung gegen uns hegten, so war mir nur zu wohl bekannt, wie leicht es einem feindselig gesinnten Papua fällt, selbst Wohlgesinntere unter seinen Einfluß zu bringen.

So war zu ernsten Befürchtungen Grund genug vorhanden, zumal sich feindselige Papua auf unserer abgelegenen Insel sehr sicher fühlten.

Es entging uns denn auch nicht, wie nachts unser Haus umschlichen wurde. Das brachte uns manche schlaflosen Nächte ein, namentlich meiner Frau, die das geringste Geräusch aufweckte. Standen wir auf, so sahen wir zuweilen einen Papua plötzlich unter unserer Veranda, wo er sich verborgen gehalten hatte, hervorhuschen und gebückt durch den hochgewachsenen Taro*) über den Gartenzaun davonspringen. Zur Vorsicht ließen wir in dieser unsicheren Zeit nachts die Lampe brennen. Aber das Beste zu unserem Schutz that Gott. Er behütete uns; und wir ließen es uns angelegen sein, den Papua doppelte Freundlichkeit zu erweisen. Dazu gab es reichlich Gelegenheit; denn viele unserer Papua, Männer, Frauen und Kinder, waren mit bösen Wunden behaftet. Ich rief die Patienten zu mir auf die Veranda, wusch ihnen, während meine Frau aus altem Leinen und bunten Läppchen Binden zusammennähte, die Wunden aus und legte ihnen Jodoformverbände an. Zwar hegte man anfangs viel Mißtrauen gegen unsere Wundbehandlung, und es hatte seine liebe Not, bis sich der erste dazu entschloß, seine Wunden von mir verbinden zu lassen. Ein jeder befürchtete, von uns bezaubert zu werden. Nun, bezaubern wollten wir unsere Patienten allerdings: — freilich nicht in der von ihnen befürchteten Weise, sondern durch die

*) Kartoffelartige Knollen lieferndes Staudengewächs.

Liebe, welche nicht das Ihre sucht und sich auch des Elendesten annimmt.

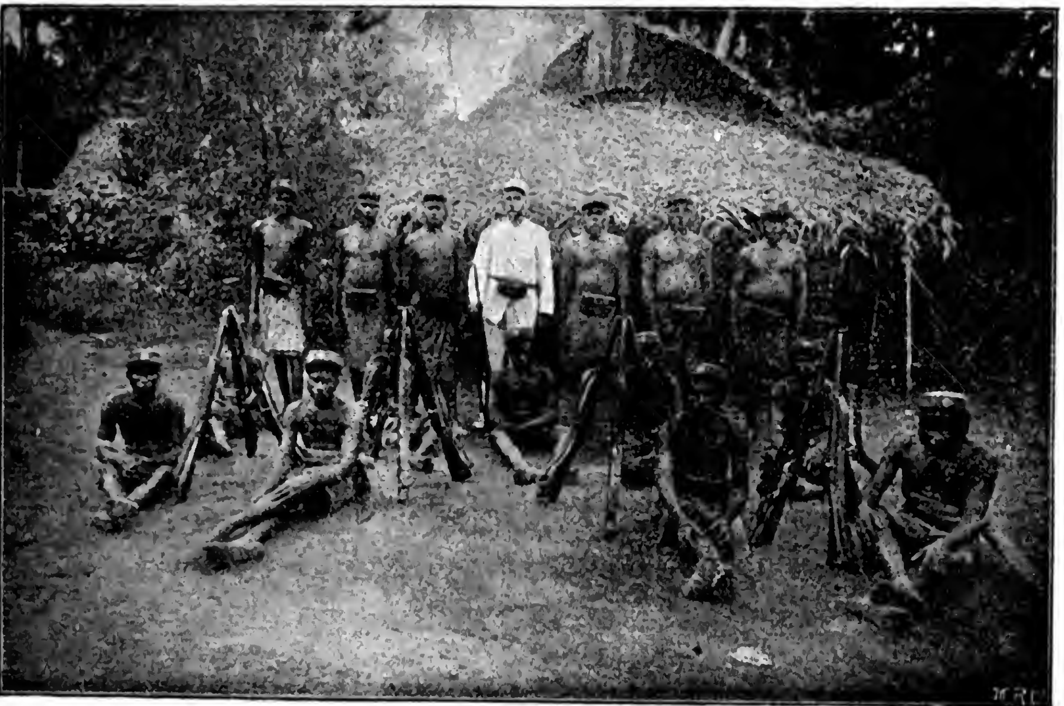
Allmählich schwanden dann auch ihre Bedenken, zumal Gottes Gnade sichtbar unsere Mittel segnete, und bald der eine, bald der andere dadurch geheilt ward. Auch bemerkten wir von nun an, daß sich unsere Gegner weniger unfreundlich gegen uns benahmen.

Immerhin war es für meine Frau keine leichte Glaubensprüfung, als ich bald von einem sehr heftigen Fieber befallen wurde, welches mich an den Rand des Grabes brachte. Was würde aus ihr werden, wenn ich stürbe und sie einsam auf der Insel zurückließe? Es war für sie entsetzlich anzuhören, wenn Eingeborene, durch die weitgeöffnete Thür des Missionshauses blickend, fragten: „Kunze, stirbst Du?“ oder einer dem andern bemerkte: „Kunze ist sehr krank — er stirbt“, oder gar jemand sich mit den Worten an mich wandte: „Kunze, wenn Du stirbst, ist Dein Weib meine Ehefrau.“

Da war es vielleicht gut, daß am 28. Juni, an einem Sonntag-Morgen, als ich eben, noch elend und schwach, auf der Veranda saß, unerwartet der Dampfer der Neu-Guinea-Compagnie vor unserer Insel erschien. Sahen doch dabei unsere Papua, daß uns unser Gott nicht so allein und einsam ließ, wie sie es sich wohl dachten. Mit dem Schiff kam der Herr Reichskommissar*), in Begleitung einiger Herren von Siar und Bogadjim. Sie hatten dort wenige Tage zuvor von der Mordthat in Malala Kunde erhalten und waren in der Besorgnis gekommen, die Gewaltthat der Malalaleute möchte auch unsere Dampierbevölkerung zu Feindseligkeiten gegen uns verleitet haben. Der Herr Reichskommissar, welcher unsere Lage für gefahrvoll hielt, erbot sich, uns auf dem Dampfer mitzunehmen. Aber ich erklärte ihm im vollen Einverständnis mit meiner Frau, daß wir zu bleiben gedächten. Wir hielten uns für verpflichtet, auf dem Posten auszuhalten, auf den uns der HErr gestellt hatte; und wir haben dies nicht zu bereuen gehabt. Der HErr schenkte uns bald wieder das Gefühl der Sicherheit und gab mir auch die Gesundheit zurück.

Der Dampfer aber fuhr von Dampier aus nach Malala, um die dortigen Papua für die Ermordung der weißen Leute und der Miolesen zu strafen. Zu diesem Zwecke befand sich auf dem Schiffe die sogenannte Schutztruppe, die aus farbigen Leuten von dem Bismarckarchipel und den Salomonsinseln bestand. — Schon wenige Tage später kamen Eingeborene aus dem Gebirge an

*) Da der Teil von Neu-Guinea, in dem die Rheinische Mission arbeitet, deutsche Kolonie ist, so war dafür eine besondere deutsche Verwaltungsbehörde geschaffen worden, welche durch einen Reichskommissar oder Landeshauptmann vertreten wurde.



Die deutsche Schutztruppe auf Neu-Guinea.

unserer Missionsstation vorbei und meldeten, daß das Dorf Laden in Flammen stehe. Von ihren auf Bergen gelegenen Wohnplätzen aus hatten sie in der Ferne die Rauchwolken gesehen.

Was uns Missionare betraf, so hätten wir die Bestrafung der Malaleute nie veranlaßt. Es wäre dies auch nicht im Sinne der beiden ermordeten Missionare gewesen. Weil aber außer diesen auch ein Beamter der Plantagenstation in Hatzfeldthafen und eine große Anzahl Miokesen ermordet worden waren, so hielt sich die Landesbehörde für verpflichtet, den Angehörigen der Ermordeten durch Bestrafung der feindlichen Dörfer eine Genugthuung zu verschaffen.

Damit jedoch war unserer Mission auf Jahre hinaus die Hoffnung genommen, unter den Malaleuten eine neue Missionsstation anlegen zu können. War doch anzunehmen, daß nach jener Maßregel die Feindschaft der Malabevölkerung gegen die weißen Leute bedeutend zugenommen hatte, und ein Missionar dort seines Lebens noch weniger sicher sein würde, als zuvor. Desto größer war mein Begehr, daß das Evangelium auf der Dampier-Insel Wurzel fasse und die Malagegend, dank ihres Handelsverkehrs mit den Dampierleuten, ebenfalls unter den Einfluß des Evangeliums gelange.

Wundbehandlung und „Nawir." Am Schleifstein. Tauschwaren, für die Papua ein Antrieb zu Arbeit und Erwerb.

Es war daher unsere Freude groß, als sich nach der Zeit der Unruhe und Unsicherheit immer mehr ein Vertrauensverhältnis zwischen der Dampierbevölkerung und uns herausbildete. Natürlich fehlte es auch fortan nicht an mancherlei Enttäuschungen und Geduldsproben; aber dank des zunehmenden Vertrauens boten sich uns immer mehr Gelegenheiten, mit dem Volke in genauere Fühlung zu treten. Dies mußte unser Streben sein, denn nur so konnten wir unsere Sprachkenntnis erweitern und den Papua das Evangelium nahe bringen.

Besonders war es unsere Wundbehandlung, welche mehr und mehr bei den Leuten Anklang fand.*) In den ersten Vormittagsstunden und in der Mittagszeit — nicht selten, wenn wir uns eben zu Tische setzen wollten — pflegte sich eine ganze Anzahl Männer und Frauen, Leute der verschiedensten Altersstufen,

*) Der Behandlung innerer Krankheiten, sowie chirurgischen Eingriffen stehen die Papua noch immer sehr mißtrauisch gegenüber.

bis zum kleinsten Säugling herab, aus nah und fern bei unserem Hause einzufinden und wartete darauf, daß ich ihrem Rufe: „Kunze, bob ufao! — Kunze, verbinde die Wunde!“ Folge leistete. — Daß die Leute ihren Wunsch nicht in der Form höflicher Bitte aussprachen, darf nicht wunder nehmen; steht doch ein Papua der übertünchten Höflichkeit moderner Kulturmenschen sehr fern. So kam es auch, daß sie mit uns nicht anders, als im vertraulichsten „Du“ verkehrten.

Die Arbeit an den Wunden war zwar nicht besonders schwierig, aber auch keineswegs angenehm, da sich die Wunden häufig in einem entsetzlichen Zustand befanden. Das Carbolwasser erwarb sich bald bei den Patienten den Namen „jo ujan — gutes Wasser.“ Noch beliebter aber wurde das Jodoform. Das Vertrauen zu demselben war so groß, daß es mit der Zeit fast als ein Universalmittel betrachtet wurde und man es am liebsten gesehen hätte, wenn wir es gegen alles Mögliche und Unmögliche angewendet hätten. Es ärgerte sie jedesmal, wenn wir es nur mit Hilfe eines kleinen Haarpinsels auf die Wunden stäubten, statt es, wie sie es wünschten, theelöffelweise aufzutragen. Merkwürdigerweise hatten die Dampierleute sehr bald eine eigene, etwas seltsam klingende Bezeichnung für dasselbe. Sie nannten es nämlich kabumbum*) und kabumbum kurum! viel Jodoform! waren häufig gehörte Worte, worin sich ihr Verlangen nach „mehr“ ausdrückte.

Auffallend war es, daß die Leute die abgenommenen Verbände sorgfältig sammelten. Sie waren peinlich darauf bedacht, daß kein derartiger Lappen, ja, nicht einmal ein Pfitzchen Watte verloren ging. Es herrschte nämlich bei ihnen der Aberglaube, daß ein böser Geist, Nawir genannt, alles Verlorene auflese. Daraus bereite er einen feinen, fürs menschliche Auge unsichtbaren Faden und binde damit die Seele dessen, der es weggeworfen oder verloren habe, so daß er sterben müsse.

So diente unsere Wundbehandlung zugleich dazu, uns in die religiösen Anschauungen der Leute einen Einblick zu gewähren. Natürlich verfehlten wir nicht, sie auf die Richtigkeit solcher Vorstellungen aufmerksam zu machen, und sie auf Den hinzuweisen, der die von der finsteren Macht Gebundenen frei macht und bereit ist, zu erlösen die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten. (Ebr. 2, 15.)

Nicht selten kam es vor, daß Leute, welche wir eben verbunden hatten, die Verbände hinter unserem Rücken abnahmen,

*) Sie hatten diese Bezeichnung von einem anderen Gegenstand herübergenommen — einer „Kabumbum“ genannten, mispelartigen Frucht, die man kaute und mit dem Munde auf Geschwüre zu spritzen pflegte.

weil es ihnen verlockender war, sich mit den weißen und bunten Binden zu schmücken. Ja, manche, welche mit ganz unbedeutenden Verletzungen behaftet waren, suchten uns auf, nur, um in den Besitz solcher Lappen zu gelangen. Wir wiesen später solche „Kunden" einfach ab; und damit die Leute die auf ihre Wunden verwendete Zeit und die dafür verbrauchten Dinge mehr schätzen lernten, ließen wir sie eine kleine Entschädigung bezahlen. Je nachdem die Wunden groß oder klein, ihrer viel oder wenig waren, mußten sie uns von irgend welchen Baum- oder Feldfrüchten eine oder mehrere bringen.

Bewundernswert war die Selbstüberwindung, womit die Papua ihre Schmerzen verbissen, wenn ich Wunden mit Höllenstein oder Blaustein ätzte. Brachten Leute, welche damit schon Bekanntschaft gemacht hatten, einen anderen, der dies zum ersten Mal an sich geschehen lassen mußte, so hatten sie meist eine schalkhafte Freude daran, wenn jener zu jammern anfing. Am meisten bedauerten sie sich, wenn mal etwas Blut floß. „O Kunze, o Kunze", riefen sie, „dar kurum, dar kurum! — Oh Kunze, viel Blut, viel Blut!", wenn es auch nur ein Tröpflein war.

Aber nicht nur durch ihre Wunden wurden die Leute veranlaßt, zu uns zu kommen; sogar mein drehbarer Schleifstein, der seinen Platz unter unserem Hause hatte, mußte dazu dienen, uns mit den Papua in häufigere Berührung zu bringen. Da sie nämlich herausgefunden hatten, daß sich die Werkzeuge auf meinem Schleifstein viel schneller schärfen ließen, als mit ihren Wetzsteinen, fingen die Leute an, mir ihre Beile und Hobeleisen zum Schleifen zu bringen. Gerne hätte ich sie selbst dies Geschäft besorgen lassen, aber ich merkte bald, daß sie mir meinen Schleifstein ruiniert haben würden, weil sie nicht begriffen, daß derselbe etwas zarter behandelt werden müsse, als ihre harten Wetzsteine, die sie nur am Meeresstrande aufzulesen brauchten! Eine Zeit lang besorgte ich ihnen das Schleifen umsonst. Als sie mich aber immer häufiger darum angingen, ließ ich mir auch für diese Arbeit eine kleine Entschädigung, aus Feldfrüchten bestehend, entrichten. Hätten sie doch sonst geglaubt, Schleifstein und Zeit seien mir wertlos.

Hatte jemand gestohlen oder sonst einen bösen Streich ausgeübt, so war es eine schwere Strafe für ihn, wenn ich mich weigerte, ihm seine Werkzeuge zu schleifen. In dem einen und anderen Falle bot der Schleifstein auch willkommene Gelegenheit, auf eines Uebelthäters Haupt „glühende Kohlen" zu sammeln. „Siehe, du hast mich bestohlen", sagte ich ihm, „aber doch will ich deine Werkzeuge schleifen. Wäre ich kein Jesusfreund, so würde ich es nicht thun." — Da die Leute, wenn sie mir etwas zum Schleifen brachten, meist einzeln kamen, so war der Platz am Schleifstein zugleich ein recht passender Ort, ihnen unter vier Augen

ein Wort der Wahrheit ins Herz zu legen. Gab mir jemand ein schartiges, schlechtes Beil, so konnte ich, während er neben mir am Schleifstein stand und meiner Arbeit zuschaute, zu ihm sagen: „Du weißt, mit einem guten Beile kann man schöne Sachen machen; damit kann man Bretter hauen, Häuser und auch Boote bauen; aber mit einem schlechten ist das unmöglich. Kann man das Beil nicht scharf machen, so bleibt es schlecht und man muß es wegwerfen. Ebenso ist es mit den Menschen. Es giebt Leute, die von Jesus nichts wissen wollen, und es giebt Leute, die Jesusfreunde sind. Die Jesusfreunde sind gut; Jesus macht sie innerlich gut. Sie mögen das Böse nicht, sondern wollen das Gute. Die Leute, welche nichts von Jesus wissen, sind böse, und das Böse bleibt in ihnen. Deshalb werden sie weggeworfen, wie das schlechte Beil, und sie kommen nicht in das „Jesus-Reich“ (den Himmel).

Oftmals kamen auch die Leute in der Absicht, sich dieses und jenes zu erwerben. Da wünschte der eine Perlen, der andere ein Hobeleisen oder Messer, der dritte gar ein Beil. Am liebsten hätten sie sich diese Dinge schenken lassen, doch das ging nicht wohl an. Mochten sie selbst schon die Vorstellung haben, daß die Perlen im Lande der weißen Leute massenhaft auf den Bäumen wüchsen, und das Eisen dort wie die Steine in einem Gießbachbette herumläge, so waren doch diese Artikel nur mit großen Kosten von Deutschland zu beziehen. Die Leute mußten sich daher einen anderen Weg gefallen lassen, um zur Erfüllung ihrer Wünsche zu gelangen.

Da waren Leute, die mir Feld- oder Baumfrüchte, wie Taro, Yam, Kokosnüsse, Brotfrüchte, Bananen ꝛc., zum Tausche anboten — also alles Dinge für den schnellen Verbrauch. „Gut,“ sagte ich, „ihr sollt — je nachdem, was ihr wollt — Perlen, rote Farbe, oder Fischangeln dafür bekommen“ — Sachen und Gegenstände, welche auch von ihnen schnell verbraucht waren.*)

„Aber wir wollen Eisen und Messer!“ sagte da wohl jemand. „Gut“, entgegnete ich, „auch dieses könnt ihr haben; aber nicht für Feldfrüchte und dergl., — ihr müßt dafür arbeiten. Kommt zu mir, um auf meinem Felde zu graben! Arbeitet ihr vom Morgen an bis die Sonne in halber Mittagshöhe angekommen ist (ungefähr 3 Stunden), so will ich euch ein Küchenmesser geben. Arbeitet ihr aber bis die Sonne sich mitten über

---

*) Nur bei Leuten, die stundenweit herkamen, machte ich später eine Ausnahme, und zwar, weil diese nicht so leicht die Möglichkeit hatten, bei mir zu arbeiten. Ihnen gab ich je und dann auch für Konsumgegenstände Bandeisenstücke; aber auch nur solche. Doch bekam ich in solchem Falle für ein Eisenstück von 15 Pfennig Wert eine Traglast von wenigstens 10 Pfund Yam.

dem Orte befindet"*) (also vom Morgen bis zum vollen Mittag), so sollt ihr ein Eisenstück haben. Arbeitet ihr noch länger, so erhaltet ihr ein Hobeleisen."**)

„Wir wollen Beile und große Buschmesser!" rief ein anderer. „Ujanak! es ist gut", erwiderte ich. „Bringt ihr sechs gute, 8 Fuß lange Eisenholzpfähle, so sollt ihr dafür ein Beil erhalten oder ein großes Buschmesser, und macht ihr mir einmal auf meinen Ziegenstall oder auf mein Küchenhaus ein neues Dach von Palmenblättern, so sollt ihr auch dafür Beile und Buschmesser bekommen Ich aber bestimme die Zahl der Arbeiter."***)

Indem ich auf diese Weise meine Tauschgegenstände nach entsprechenden Gegenleistungen bemaß, wollte ich nicht nur einer zu baldigen Entwertung†) der einzelnen Gegenstände vorbeugen, sondern auch den Leuten einen Antrieb zur mannigfachsten Arbeit geben.††)

---

*) Als sprachlich interessantes Beispiel sei erwähnt, daß der Papua den Satz: „wenn die Sonne sich mitten über dem Ort befindet" ausdrückt mit den Worten: „ahd pannu titinge jenpe". — tingai (Wortstamm: tinga) heißt: Eingeweide; davon wird durch Reduplikation der ersten Silbe (ti) das Wort: titingai, Mitte, mitten und in Verbindung mit einem Bestimmungswort titinge (pannu titinge = Ortsmitte), indem sich hier die Endung a des reinen Wortstammes in e verändert.

**) Die Hobeleisen und die vorerwähnten Bandeisenstücke (von Handlänge und so breit und dick wie ein mittelmäßiges Lineal) verwenden die Papua jetzt an Stelle ihrer früheren Steine und Muschelstücke, welche sie sich wetzen und an ihre Beilstiele binden.

***) Ich hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß sich bei solcher Arbeit oft über alle Maßen viele Leute, Männer, Kinder und Weiber, beteiligten, die dann alle den Anspruch auf Beile und Buschmesser erhoben. Um dem zu entgehen, setzte ich die Zahl derer fest, die für Fertigstellung der Arbeit einzustehen hatten. Brauchten sie Helfer und Handlanger, so bekamen letztere nur Perlen und dergl.

†) Ist es doch thatsächlich so, daß der Papua, wenn er von Messern, Beilen, Eisen je ein Stück besitzt, sich schon vollständig befriedigt fühlt und also kaum noch Verlangen trägt, sich mehr davon zu erwerben; es wäre denn, daß er gerade ein zweites nötig hat, um dafür bei irgend einem seiner Freunde etwas ihm Begehrenswertes einhandeln zu können. Hat ein Papua von diesen Gegenständen je zwei oder gar drei Stück in seinem Besitz, so darf man gewiß sein, daß er die Sachen schon verachtet. — Unter solchen Umständen kann das Papuavolk natürlich von einem zu starken Zufluß solcher Dinge sehr schnell übersättigt werden.

††) Leider ist diese Art, die Tauschwaren unter die Papua zu bringen, nur von den Missionaren konsequent beobachtet worden. — Beamte der Neu-Guinea-Compagnie und Reisende haben dieselben oft so unweise und verschwenderisch verausgabt, daß sie in der Nähe der Compagnie-Stationen schon binnen kurzer Zeit vollständig entwertet waren. Ist es doch vorgekommen, daß man für eine Holzschüssel voll Yam (in Deutschland würde man sagen: für 5 bis 6 Pfund Kartoffeln) den Papua ein Beil im Werte von 2 Mark bezahlte. Daß die Leute auf solchem Wege verwöhnt werden, und der Europäer selbst zur Entartung des Volkscharakters bei-

Gute und böse Erfahrungen in Handel und Wandel mit den Papua.

Unsere Eingeborenen auf der Dampier-Insel versäumten denn auch nicht, die Wege zu benutzen, welche ich ihnen zur Erlangung der von ihnen gewünschten Dinge zeigte. Wenn sie nun ihre Yam- oder Taroernte hatten, so konnten wir uns damit leicht den täglichen Bedarf an solchen Knollenfrüchten verschaffen. Leider aber bauten sie bei weitem nicht so viel Feldfrüchte, als sie bei gutem Willen hätten thun können. Es kam vor, daß wir monatelang nichts von ihnen eintauschen konnten; und es blieb für uns nichts anderes übrig, als ein ansehnliches Feld mit Taro bestellen zu lassen, dessen Ertrag uns in solchen Zeiten nähren konnte. In erster Linie ließ ich dies durch unsere Miokesen besorgen; aber da ihre Kräfte allein nicht ausreichten, mußte ich mich noch nach Hülfe bei den Eingeborenen umsehen. Diesen kam das ganz gelegen; erhielten sie doch, wie vorhin bemerkt, dadurch Gelegenheit, sich bei mir Eisen und Messer zu verdienen. Nicht nur aus unserem Nachbarort Kulobob, sondern auch aus Dörfern, die $1^{1}/_{2}$ bis 2 Stunden entfernt lagen, kamen sie herbei, um mir ihre Arbeitskräfte anzubieten. Bald entwickelte sich auf unserem Missionsgrundstücke ein sehr reges Leben und Treiben. Da sah man Papua-Männer und -Jünglinge, mit einem wahren Feuereifer die ihnen noch ungewohnten eisernen Hacken gebrauchen und schweißtriefend den Boden umarbeiten, wobei sie sich gegenseitig durch übermütiges Geplauder und Scherzen anspornten. Um sie herum hantierte eine Menge Weiblein, die, lebhaft schwatzend, die Wurzeln und das Unkraut aus dem Wege schaffte. Selbst ein Trupp Kinder, Knaben und Mädchen, fehlte nicht. Sie mußten den Vätern und Müttern die unvermeidliche Cigarette drehen und

---

trägt, will man aber vielfach nicht begreifen. Die schlauen Papua jedoch lachen hinter dem Rücken der „weißen", aber nicht weisen Leute, wenn es ihnen wieder mal gelungen ist, deren Eitelkeit zu schmeicheln und dadurch mehr, als billig zu erhalten. — Dazu kommt, daß die Scharen von Miokesen und Malaien, welche jetzt auf den Plantagen arbeiten, solche Dinge geradezu an Eingeborene verschleudern, so daß z. B. letztere für eine einzige Kokosnuß Gegenstände im Werte von 40 Pf. bis 1 Mk. 25 Pf. erhalten. Die Folge ist, daß die Eingeborenen ihre Forderungen immer höher schrauben, und da die Miokesen dieselben aus eigenen Mitteln nicht befriedigen können, so bleibt es nicht aus, daß sie schließlich auf der Plantage Werkzeuge, Hacken, Messer und Beile stehlen und diese dann gegen einzelne Kokosnüsse an die Papua abgeben. Wollte die Neu-Guinea-Compagnie sich selbst und den Papua einen Dienst erweisen, so könnte sie nichts Besseres thun, als wenn sie der Entwertung europäischer Gebrauchsgegenstände durch nicht zu umgehende Bestimmungen einen Damm setzte. —

sie an einem Glimmholz anzünden und anrauchen; auch mußten sie ihnen je und dann einen Trunk Wassers holen und in einem brennenden Unkrauthaufen eine Knolle oder Baumfrucht für sie braten.

War ein bestimmtes Stück Land umgehackt, so kam jung und alt im Bewußtsein, Großes vollbracht zu haben, vor unser Haus gerückt, um ausgelöhnt zu werden. Unter ziemlichem Lärm erinnerte mich jeder an das, was ich ihm in Aussicht gestellt hatte. Daneben versäumte natürlich fast keiner, um höhere Ansprüche geltend machen zu können, seinen Arbeitseifer und seine Arbeitsleistung zu rühmen, indem er mich auf die Blasen an seinen Händen aufmerksam machte oder des vergossenen Schweißes Erwähnung that.

Gewöhnlich ließ ich die Leute bei der Auslöhnung auf der Veranda niederhocken; sonst wurden sie leicht unruhig und liefen durcheinander, so daß es schwer für mich war, zu kontrollieren, wer etwas erhalten hatte und wer noch nicht. Ihre Schlauheit, mich irre zu führen und einen doppelten Lohn zu erhalten, war geradezu erstaunlich. Meist zogen sie nach ihrer Ablöhnung fröhlich heim. Zuweilen hörte ich sogar allerlei Komplimente, als: „O Kunze, tamol uja, ong lo — oh Kunze, ein guter Mann — du freigebig!“ Manchmal aber sagte auch jemand das gerade Gegenteil: „Oh Kunze, du ein schlechter Mann — du nicht freigebig!“ Das hinderte aber nicht, daß letzterer, nachdem er schon die Treppe hinabgegangen war, noch zu mir hinaufrief: „Morgen, Kunze, komm ich wieder, zu arbeiten; — andere Erde umhacken!“

Folgenden Tags erschienen entweder dieselben Leute wieder oder es meldete sich ein Trupp anderer, um sich dieselben Sachen zu verdienen, welche die ersteren erhalten hatten. Fast Tag für Tag waren wenigstens einige Frauen und Mädchen oder einige größere und kleinere Jungen aus dem Nachbardorfe bei uns im Garten, um bald kürzere, bald längere Zeit darin zu arbeiten. Die großen Jungen machten dann die Pflanzlöcher; die kleineren holten die Pflanzen herbei, und die Frauen und Mädchen pflanzten sie in die Erde. Hernach besorgte diese Schar meist auch das Ausjäten des Unkrautes und das Anhäufen der Pflanzen.

Manchmal hatten halbwüchsige Jungen und Mädchen Langeweile im Dorfe und erschienen zu vier bis zehn Mann stark in der heitersten Stimmung auf der Missionsstation. Meist kündigte ihr übermütiges, lustiges Lachen und Plaudern sie schon von weitem an. Sie wollten sich einmal nach mir und vor allem nach „Missis“, meiner Frau umsehen. Daß letztere sie gerne sah, hatten sie schon längst herausgefunden. Neugierig streckten sie ihre Köpfe bald hierhin, bald dahin, und folgten uns auf Schritt und Tritt. Saß

meine Frau eben an ihrer Handnähmaschine, so drängte sich die ganze Gesellschaft um sie, und eines nach dem anderen erhielt die Erlaubnis, ein Zeitlang drehen zu dürfen, was jedem eine besondere Freude bereitete. Auch schnitt sie ihnen aus schmalen Leinwandabfällen gezackte Bändchen, die sie sich gerne um ihre krause Haarperücke schlangen. Da es auf der Missionsstation nie an allerhand Arbeit fehlte, so hatte auch ich gewöhnlich schon eine Beschäftigung für sie in meinem Sinn bereit und hatte sie bald zu ihrem eigenen Ergötzen an irgend eine Arbeit gestellt. Da mußten die einen Holz spalten, andere bei der Herstellung eines Weges helfen oder den freien Platz vor dem Missionsgebäude fegen. Kam dann jemand aus dem Dorf zur Missionsstation herauf, so konnte sich ein solcher an die Arbeit gestellter Junge nicht enthalten, demselben unter vergnügtem Lachen zu erzählen, wie es ihm ergangen war. „Weißt du“, berichtete er, „ich war bei Kunze's Frau in der Küche und war innerlich froh (fröhlich). Da kommt Kunze und sagt: Serruau, komm, ich will dir etwas zeigen. Ich gehe mit ihm, er faßt mich bei der Hand, und wir gehen in den Garten; da bleibt Kunze auf dem Wege stehen, nimmt eine Hacke, giebt sie mir in die Hand und sagt: Serruau, dal wabi — kitäk, kitäk urat! — Serruau, säubere den Weg — arbeite ein wenig — ein wenig! Nun stehe ich hier und habe schon — sieh nur! — dies lange Stück Wegs gereinigt.“ — Und sich über sein Erlebnis belustigend, fügt er hinzu: „So macht Kunze Spaß. Immer sagt er: urat, urat, urat! kitäk mon, kitäk mon! — arbeite, arbeite, arbeite! — nur ein wenig, nur ein wenig!“ —

Natürlich gingen diese jugendlichen Helfershelfer, wenn sie ihre Sache einigermaßen gut machten und nicht zu früh die Geduld verloren, nicht leer aus. Waren sie doch immer voll von allerlei Wünschen; und bereiteten wir zuweilen dem einen oder anderen eine Ueberraschung und gaben ihm etwas, das all' sein Hoffen und Erwarten überstieg, so bekamen wir so strahlende Gesichter zu sehen, daß selbst die trübseligste Stimmung weichen mußte.

So entstand unter Mitwirkung vieler rühriger Eingeborenen sehr bald um unser Haus her ein großer Garten, worin uns jedes Stück Weg und jede links und rechts davon gelegene Rabatte an irgend einen unserer Papuagehilfen erinnerte.

Bald sah man im Garten* nicht nur Tausende der schönsten großblätterigen Taropflanzen, sondern auch im üppigsten Grün prangende Maisfelder.*) An den Wegen aber standen eine ganze

---

**) Der Mais war erst eingeführt worden; er ist auf Neu-Guinea nicht heimisch; ebenso die auf folgender Seite erwähnten Stangenbohnen.

Menge hoher Bananenstauden mit ihren großen grünen Blattspreiten. Selbst einige Beete mit Stangenbohnen fehlten nicht, und meine Frau ruhte nicht eher, bis sie auch einen schüchternen Versuch mit der Anpflanzung von Kartoffeln gemacht hatte. Selbst für ihre Lieblinge, die Blumen, fand sich ein Plätzlein im Garten.

An den Urwald, dem das Gartenland abgewonnen war, erinnerten nur noch einige Brotfruchtbäume und ein mächtiger Kangarbaum, dessen weitastige Krone die stille Begräbnisstätte des heimgegangenen Missionars Claus beschattete.

Zu diesen hochstämmigen Bäumen sollten sich noch überaus nützliche Kokospalmen gesellen. Zu diesem Zwecke pflanzte ich über hundert keimende Kokosnüsse aus, doch kaum zwanzig davon blieben erhalten. Der größte Teil derselben wurde uns bald, nachdem sie gepflanzt waren, nächtlicherweise von den Eingeborenen aus der Erde genommen; war doch der im Innern der Pflanznüsse befindliche weiße, wässerige Keimknoten für sie ein besonderer Leckerbissen.

Wie es aber einerseits schön war, wenn die Leute bei uns arbeiteten, so mußten wir doch andererseits manchmal recht unliebsame Erfahrungen in den Kauf nehmen. Das eine Mal lief ein Trupp Eingeborener mit unserem Gartengerät davon, ein anderes Mal benutzten sie ihre Arbeiten auf dem Missionsgrundstück zu einem Mais- und Tarodiebstahl; bald zertrat jemand aus Bosheit oder Tücke die eben aufgegangenen Pflanzen, bald brachen sie hinter unserem Rücken die eisernen Gehänge von den Gartenthüren, um sie für ihre eigenen Zwecke zu verwenden. Dazu kam, daß die geleistete Arbeit oft recht viel zu wünschen übrig ließ und man sich gerade dann am wenigsten auf die Leute verlassen konnte, wenn man sie am nötigsten hatte. Das alles würden wir uns erspart haben, wenn wir auf die Hilfe der Eingeborenen verzichtet, und unsere Feldarbeiten mit eigener Hand besorgt hätten, aber wir wären damit eines großen Segens für unsere Missionsarbeit und für uns selbst verlustig gegangen.

Im Zusammenarbeiten mit unseren Papua gewannen wir am ehesten einen Einblick in die Verderbtheit ihrer heidnischen Natur; und jeder von ihnen verübte Betrug, jeder Diebstahl u. s. w. bot uns erwünschte Veranlassung, ihnen die Erbärmlichkeit ihres Selbstruhmes: „ngai tamol ujak — ich bin ein Ehrenmann“ aufzudecken. Stand doch nichts der Gnadenbotschaft Christi so im Wege, als gerade dieser Tugendstolz.

Je mehr uns aber an dem Heidentum der Papua die Macht und Folgen der Gottentfremdung (vgl. Röm. 1, 19 ff.) vor Augen traten, desto größer und herrlicher erschien uns die in Christo geoffenbarte Langmut, Barmherzigkeit und Liebe Gottes. Erst jetzt, wo uns die Aufgabe gestellt war, die tückischen Papua

langmütig zu lieben, lernten wir verstehen, was es heißt: **Also** hat Gott die **Welt** geliebt. Wenn wir dieser unermeßlichen Gottesliebe gedachten, welche alles trägt, alles duldet und nie müde wird, die Sonne aufgehen zu lassen über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte, so empfanden wir, wie wenig es uns anstand, uns durch Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten ermüden zu lassen.

So gereichte es uns trotz aller wiederkehrenden Unannehmlichkeiten immer mehr zur Freude, wenn Papua bei uns arbeiteten. An Gelegenheit, sie zu beschäftigen, fehlte es ja nie, dafür sorgte nicht nur der Garten mit seinen immer wechselnden Arbeiten, sondern auch die weißen Ameisen, die in unserem Gartenzaun bei Tag und Nacht ein derartiges Zerstörungswerk trieben, daß derselbe fast alle halben Jahre erneuert werden mußte. Nicht besser, als den Zäunen, erging es dem Küchenhaus, dem Ziegenstall und Bootsschuppen; aus einheimischen Materialien hergestellt, fielen diese Nebengebäude ganz besonders leicht der Zerstörungswut der weißen Ameisen anheim.

Unser Wohnhaus, welches aus außerordentlich gerbsäurehaltigem Javaholz gebaut war und auf sehr hohen Pfosten stand, blieb von ihrer Gefräßigkeit verschont, doch mußten die Pfosten alle acht Tage untersucht und die etwaigen an ihnen klebenden, erdigen Ameisengänge beseitigt werden. Trotz Anwendung von Carbolineum, Teer u. a. gelang es nicht, sie dauernd davon fern zu halten. Auch das Bestreichen mit Petroleum, welches sich als das beste Mittel erwies, hatte nur so lange Erfolg, als der Geruch desselben vorhielt. Bestanden die Pfosten nicht aus ganz vorzüglichem sogen. Eisenholz, so waren sie schon nach einem halben Jahre innerlich so zerfressen, daß sie ausgewechselt werden mußten, wenn nicht das Haus selbst in Gefahr geraten sollte. Kein Wunder, wenn also die Ameisen Ursache eines ewigen Reparierens und Bauens waren, und ich mich, um wenigstens der Fürsorge für Ställe enthoben zu sein, am liebsten der Ziegen- und Hühnerzucht begeben hätte. Erwiesen sich doch beide, sowohl Hühner als Ziegen, oft recht undankbar. Es konnten Wochen vergehen, daß wir von 40 Hühnern kein einziges Ei erhielten, und legten sie welche, so betrug im günstigsten Falle die Zahl täglich vier bis sechs. Den größten Teil der Eier verlegten sie in den benachbarten Urwald, wo es sehr schwer war, sie aufzufinden. Nicht besser ging es mit den Ziegen. Wir hatten diese, da es auf Neu-Guinea kein Milchvieh giebt, erst von Australien eingeführt. Viele, besonders die Lämmer, gingen infolge des feuchten Inselklimas zu Grunde, so daß sich die Herde nie wesentlich vergrößerte. Auch hatten sie die böse Neigung, das nahe Meer aufzusuchen um am Strande zu „botanisieren“, wobei sie nur zu leicht einem Krokodil in den Rachen fielen. Was aber die Hauptsache, die Milch betraf, so

mußten wir schon dankbar sein, wenn wir von zehn Ziegen im günstigsten Falle täglich einhalb bis ein Liter Milch erhielten. Es erklärte sich dieser geringe Ertrag daraus, daß das ganze Ziegenvolk seine Nahrung im Freien suchte und die Lämmer sich von der Milch der Muttertiere nähren mußten; gewöhnlich besorgten unsere Miokesen das Melken. Dieses Geschäftes ungewohnt, ließen sie sich manchmal von den störrischen Ziegen das Milchgefäß aus den Händen stoßen, so daß wir trotz unseres Ziegenreichtums schwarzen Kaffee trinken mußten. War nur ein Teil verschüttet, so verstanden sich die Miokesen sogar auf Lebensmittelverfälschung, indem sie hinter unserem Rücken das Fehlende durch Wasser ersetzten. Schon machten wir infolgedessen unseren Ziegen auch den Vorwurf, daß sie zu dünne Milch lieferten, als endlich ein glücklicher Umstand mir den wahren Sachverhalt offenbarte. Trotz der soeben beschriebenen Mißernten an Eiern und Milch unterließen wir es nicht, stets aufs neue die von Ameisen zerfressenen Ställe auszubessern. Wir sagten uns: besser ein wenig Milch und Eier, als nichts, und bei den häufigen Fiebererkrankungen erfuhren wir es, wie sehr auch das Wenige zu schätzen war.

Viel Zeit und Kraft nahm vor allem die Instandhaltung der Boote in Anspruch. Nicht nur mußten sie, um gegen Fäulnis gesichert zu sein, fleißig mit Teer und Farbe angestrichen werden, sondern es waren auch häufige Reparaturen nötig. Bootsplanken, welche infolge der vielen Risse Brüche erhalten hatten, mußten gekupfert, morsch gewordene Bootsrippen oder Teile des Kieles u. s. w. erneuert werden, und alle diese Arbeiten konnte auf der Dampier-Insel nur ich ausführen. Rechne ich zusammen, wieviel Zeit ich auf die Instandhaltung der Boote verwendet habe, so kommen auf meinen fünfjährigen Aufenthalt in Neu-Guinea ungefähr zwölf Arbeitswochen.

Aeußere Arbeiten, für den Missionar ein notwendiges Uebel, und doch zugleich ein Segen für die Missionsarbeit.

Aus allem in den beiden vorigen Abschnitten Gesagten ersieht man, einen wie großen Teil seiner Zeit und Kraft der Missionar, zumal im Beginn seiner Wirksamkeit, auf rein äußerliche Dinge verwenden muß, um unter einer kulturlosen und vom Weltverkehr abgeschnittenen Bevölkerung überhaupt sein Leben zu fristen und das seiner Missionsgesellschaft gehörige Stations-Eigentum auf möglichst haushälterische Weise dauerhaft und gebräuchlich zu erhalten. Nur zu oft empfindet der Missionar diesen Zwang als ein schweres Kreuz; denn was möchte er lieber, als vom ersten Augenblick an

mit ganzer Kraft seinem Missionsberuf dienen. Dennoch sind auch diese rein äußerlichen Obliegenheiten und zwar, wie mir scheint, nach hoher göttlicher Weisheit, in die Thätigkeit des Missionars verflochten.

Man denke nur daran, wie vieler Gelegenheiten ein Missionar unter den Papua Tag ein, Tag aus bedarf, um von den Lippen einzelner den ganzen Wortschatz seines Volkes abzulauschen.

Nichts ist für einen Papua anziehender, als den Missionar zu beobachten — sei es, wenn er sein Boot mit Farbe anstreicht und daran Reparaturen vornimmt, sei es, wenn er das Gebälk zu einem Hause zurichtet oder einen Graben anlegt. Da stellen sich bald diese, bald jene braunen Zuschauer ein, und sind bald so gefesselt, daß sie sich über sein Thun aufs Lebhafteste unterhalten und dadurch dem Missionar Gelegenheit geben, Worte und Ausdrücke zu hören, welche ihm sonst nie zu Ohren oder nie zum Verständnis gekommen wären.

Auch bieten sich dem Missionar bei seinen verschiedenen äußerlichen Beschäftigungen oft die schönsten Bilder und Gleichnisse dar, darin er den ihm zuschauenden Leuten bald diese, bald jene tiefere Wahrheit verständlich oder eindringlich machen kann. So beispielsweise, wenn er das Boot anstreicht und dabei sagt: „Seht, äußerlich wird das Boot durch den Anstrich schön; aber im Innern des Holzes sitzt der Wurm, da ist es faul. So können auch wir Menschen uns schmücken; aber das Böse in unserem Herzen bleibt doch. — Ein Boot, dessen Bretter faul sind, kann leicht von den Wellen zerschlagen werden. Auf einem neuen Boot aber ist man sicher, denn ein solches ist fest. So kann auch der Mensch mit seinem bösen Herzen jederzeit verloren gehen; er wird nur gerettet werden, wenn ihm Jesus ein neues Herz giebt, das zur Sünde sagt: „ngaloksali — ich will dich nicht.“

Eines Tages arbeitete ich mit mehreren Papua in unserem Garten. Wir waren eben damit beschäftigt, Unkraut zu jäten. Da sagte einer von ihnen zu mir: „Weißt Du, Kunze, das Unkraut muß man ausreißen, das ist schlechtes Zeug. Bleibt es stehen, so sterben die guten Pflanzen.“ Dies war mir eine willkommene Gelegenheit zu einem Gleichnis, ich antwortete: „Weißt Du, die Sünde, das Böse ist wie das Unkraut. Es wächst auch in euren Herzen. Bald stehlt ihr, bald lügt ihr, bald mordet ihr. Wohl sagt euch innerlich eine Stimme: „Das ist böse“, trotzdem aber thut ihr es doch wieder. Sage ich euch nun ein Wort von Jesus, und daß ihr ins Verderben kommt, wenn ihr Böses thut, so kommt meine Rede zwar in euer Inneres, und ihr sagt: Kunze, Du redest eine wahre und gute Sprache. Aber die „gute Sprache“, die ich euch sage, stirbt bald in eurem Innern. Das viele Böse,

das in euch „wächst“, macht, daß das Gute stirbt. Wollt ihr, daß Jesu Worte in euer Inneres eingehen und das Gute in euch wachse, so muß aus eurem Innern das Böse ausgerissen werden. Jesus kann es ausreißen: thut er es nicht, so wächst es immer wieder und die „gute Sprache“, die in euer Inneres gepflanzt wird, muß sterben.

Diese Unterredung, welche ganz dem Verständnis der Papua angepaßt war, hatte zur Folge, daß ich von da an unzählige Male hörte: „Kunze sagt: Das Böse ist wie das Unkraut“, und gewöhnlich wurde dann nachdrücklich hinzugefügt: „itapulsi, itapulsi, itapulsi! — es wächst, es wächst, es wächst!“

Bei solchen Gelegenheiten traten die christlichen Wahrheiten unaufdringlich an die Herzen heran, und ich habe gefunden, daß dieselben den Papua so viel mehr zu denken gaben und weit mehr Wirkung auf sie hatten, als wenn ich ihre Dörfer aufsuchte und ihnen dabei die eine oder andere Wahrheit brachte. Merkten doch die Eingeborenen bald genug, daß ich meine Besuche nicht ohne Absichten auf ihren inneren Menschen machte. Je mehr ich sie besuchte, desto mehr zogen sie sich aus innerer Scheu vor mir zurück, und ich erkannte fast einen Segen darin, daß mich die vielen äußeren Arbeiten von manchem Besuch in den Dörfern abhielten. Auch nahm ich immer mehr wahr, daß schon ein kleines Körnlein christlicher Wahrheit wie eine starke Medizin an diesen Papuaherzen wirkte. Wenn der Herr Jesus sogar seinen Jüngern sagen muß: „Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnet es jetzt nicht ertragen“, so gilt dies noch viel mehr für ein heidnisches Naturvolk, wie die Papua. Man darf eben nie vergessen, daß ihnen das Evangelium bisher völlig fremd gewesen ist und nun mit einem Male eine Fülle neuer, überraschender Gedanken bringt, von denen schon ein einziger ihr Nachdenken wochenlang beschäftigt.

Mancherlei Erlebnisse. — Enttäuschte Hoffnungen.

Mannigfaltig wie unser Beginnen und Thun, war auch unser tägliches Erleben. Bald gab es die größten Nöte und Schwierigkeiten, bald die wunderbarste Durchhilfe Gottes, bald auch die launigsten Zwischenfälle.

Eines Sonntags saß ich eben am Vormittag mit meiner Frau auf der Veranda. Da kommt ein Eingeborener aus den Bergen und ruft mir von weitem zu: „Kunze, Dein Küchenhaus brennt!“ Ein großer Schrecken befällt uns. Hatte sich dies lediglich aus Holz- und Blätterwerk hergestellte Gebäude irgendwo entzündet, so mußte es bald lichterloh brennen und, wie zu befürchten war,



Wohnhaus deutscher Tabakspflanzer auf Neu-Guinea.

auch unser nahegelegenes Wohnhaus in Flammen setzen. Sofort eilte ich an Ort und Stelle, wo sich auch schon unsere Miokesen, gleichfalls durch das Rufen jenes Mannes aufmerksam gemacht, eingefunden hatten. Zum Glück war der Brand erst im Entstehen begriffen. Einer der Firstbalken und das ihm benachbarte Blätterwerk des Daches hatte von dem starkerhitzten Blechschornstein Feuer gefangen und rauchte gewaltig. Es galt die größte Eile, um das Feuer zu ersticken. Im Nu hatte einer der Miokesen das Dach erstiegen und die brennenden Holzteile losgerissen, die übrigen schleppten in Eimern Wasser herbei. Zum Glück waren die eisernen Kasten mit Regenwasser gefüllt. Auch meiner Frau ließ es keine Ruhe; in der Befürchtung, das Löschen gehe nicht schnell genug, reichte sie selbst die mit Wasser gefüllten Eimer empor. Aber diese Arbeit ging über ihre Kräfte; plötzlich als eben das Feuer gelöscht war, brach sie ohnmächtig zusammen. und es war eine freundliche Fügung Gottes, daß gerade ein Miokese in ihrer Nähe stand, der sie in seinen Armen auffing. Als wir sie ins Haus getragen hatten, kam sie zwar bald wieder zu sich, lag aber dann noch einige Wochen schwer krank darnieder, so daß mich oft um ihr Leben bangte. Diese Zeit war für uns um so schwerer, als wir auf unserer Insel von menschlichem Rat und menschlicher Hülfe vollständig abgeschnitten waren. Gott aber half wunderbar. Als später Dr. Frobenius uns unerwarteter Weise besuchte, fand er die Kranke bereits wieder auf dem Wege der Genesung.

Auffallend war es, daß die Eingeborenen während der Krankheit meiner Frau lange nicht mehr so oft und zahlreich auf der Missionsstation einkehrten. Namentlich war es die immer muntere Papuajugend, die sich in dieser Zeit fast gänzlich fern hielt. Ich merkte daran, wie ungemütlich sie es fanden, nur mit mir verkehren zu können. Desto dankbarer war ich, als meine Frau so weit gekräftigt war, daß sie ihre volle Thätigkeit wieder aufnehmen konnte; denn nun währte es nicht lange, und unser Missionshaus glich wieder einem Taubenschlag, wo die Papua, groß und klein, nach Herzenslust ein- und ausgingen.

Nach der Genesung meiner Frau brachten die Miokesen Dr. Frobenius mit unserem Boot nach Siar zurück. Das Boot blieb zwölf Tage aus; die Miokesen hatten, wie sie uns berichteten, eine böse Fahrt gehabt. Sie waren in der dunklen Nacht westwärts von Dampier vertrieben und hatten nur mit Mühe und Not bei dem Dorfe Kurum unsere Insel erreichen können. Kaum aber hatten die Kurumleute sie bemerkt, so waren sie sofort in großer Anzahl zu ihnen aufs Wasser hinausgefahren, hatten das Boot umringt und, die Insassen an den Armen festhaltend, die Ladung geplündert. Zu unserer Freude kamen wenigstens die Briefe unversehrt in unsere Hände. Solche erweckten stets Festesfreude in unserer

Inseleinsamkeit; vergingen doch meist drei, jeweilig sogar vier und fünf Monate, bis die von Deutschland eintreffende Post glücklich auf Dampier anlangte oder wir ein Lebenszeichen von den anderen Missionsstationen erhielten.

Zu dieser Zeit hatten wir noch eine besondere Freude. Zwei Papuaknaben aus unserem Nachbardorfe Kulobob hatten den Wunsch geäußert, bei uns auf der Missionsstation bleiben zu dürfen. „Du bist unser „Vater“ und „Missis“, so nannten sie meine Frau, ist unsere „Mutter“; — wir wollen auf Deinem pannu, Platze, schlafen, essen und arbeiten“, mit diesen Worten brachten mir die Jungen ihr Anliegen vor. Nichts war uns willkommener, als dies. Wir hofften, durch den täglichen Umgang würde es uns gelingen, ihnen den Samen christlicher Wahrheit tiefer ins Herz zu pflanzen. Die Knaben fühlten sich denn auch bald recht heimisch bei uns, so wie auch wir immer größere Freude an ihnen hatten. Es war eine wahre Lust, zu sehen, wie sehr sie an „Missis“ hingen. Am Abend beim Lampenscheine besahen sie mit ihr allerhand Bilder. Dabei schmiegten sie sich innig an meine Frau an; ja, der kleinere drängte sich nicht selten auf ihren Schoß oder schlang seinen braunen Arm um ihren Hals. Durch nimmer endendes Fragen und Antworten unterhielten sie ein so wonniges Geplauder mit meiner Frau und schauten mit solcher Liebe und Verehrung zu ihr auf, daß wir ganz vergaßen, daß es Papuajungen waren, die wir vor uns hatten. Auch wurden sie die Veranlassung, daß ich mit meiner Frau versuchte, ein christliches Volkslied in die Dampiersprache zu übersetzen. Wir nahmen das Lied zum Muster: „Es geht durch alle Lande ein Engel still einher“ und übertrugen, so gut es ging, den Sinn dieses Liedes in Papuaworte, wobei wir jedoch statt Engel „Jesus“ einschalteten, weil es uns wichtig erschien, die Gedanken auf den Heiland selbst zu lenken. Dann wurde nach einer für die Uebersetzung passenden Melodie gesucht. Eine solche fand sich in der Melodie: „Dort unten in der Mühle“, und es währte nicht lange, so konnte die erste Strophe:

„Fudjan pannulon
Alle Lande in
Jesus passak iso,
Jesus still kommt,
malak iläi tea;
mein Auge ihn sieht nicht
:,: Jesus fudjan iläi,
Jesus alles er sieht
Jesus fudjan ilong :,:
Jesus alles er weiß“

mit den beiden Knaben eingeübt werden. Anfangs waren sie beim Singen etwas schüchtern, aber mit jedem Tage ging es besser, und bald bildeten wir, meine Frau und ich, mit den Knaben das erste „Dampier-Quartett". Die Jungen sangen mit der Zeit so gern, daß sie oft vor meine Frau hintraten und sagten: „Missis, ong bar wabi! — Missis, singe doch wieder!" Kamen aber Freunde und Bekannte der Knaben auf die Missionsstation, so war das Erste, was sie ihnen erzählten, daß sie jetzt ebenso wie die weißen Leute singen könnten. Freunde und Bekannte waren natürlich sehr begierig, diesen Gesang zu hören, und die Jungen hatten keine Ruhe, bis wir mit ihnen zusammentraten und vor den Ohren der Papua unser Liedchen zum besten gaben. Verwundert lauschten unsere Zuhörer. Wohl mochten die Worte der gesungenen Strophe allerlei Gedanken und Fragen bei ihnen hervorrufen. Da waren denn die Knaben sofort bereit, ihnen Rede und Antwort zu geben, indem sie wieder erzählten, was sie von uns über Jesus gehört hatten. Ließen sie bei ihrer Erklärung Lücken, so bot dies mir und meiner Frau willkommene Gelegenheit, nicht nur das eine und andere zu ergänzen, sondern auch noch manch anderes Wörtlein an den Mann zu bringen. So kehrten die Leute mit etlichen neuen und heilsamen Gedanken bereichert in ihre Dörfer heim, und fanden sie sich am Abend bei strahlendem Sternenhimmel um ein trauliches Lagerfeuer zusammen, so wurde auch dort bald über unser Lied und das, was sie von Jesus vernommen hatten, lebhaft verhandelt.

Leider sollte sich dies schöne Band, welches uns mit den beiden Knaben verknüpfte und vielerlei Hoffnungen in uns erweckt hatte, plötzlich lösen. Die Knaben mochten etwa 6—8 Wochen bei uns gewesen sein, als ich entdeckte, daß der jüngere uns wiederholt bestohlen hatte. Nicht nur hatte er schon einzelne Dinge seinen guten Bekannten im Dorfe zugesteckt, sondern auch hie und da unter dem Kleiderspind und in anderen Winkeln unseres Zimmers eine Menge uns entwendeter Gegenstände verborgen. Ich nahm mir den kleinen Burschen vor. Strafen wollte ich ihn nicht, weil ich mir davon zu seiner Besserung nichts versprach. Wie hätte der Heidenjunge es auch anfangen sollen, sich zu bessern? Woher sollte er dazu die innere Kraft nehmen? Sein Heidentum, in dem er geboren und aufgewachsen war, bot sie ihm nicht, und das Evangelium, das er in unserem Hause kennen gelernt, hatte ihn erst oberflächlich berührt: noch war es nicht zu einer Macht in seinem Herzen geworden. Ich erinnerte ihn an Jesus, der alles sieht und alles hört, und hoffte dadurch sein Gewissen zu wecken. „Siehe", sagte ich, „wäre ich nicht ein Jesusfreund, so würde ich dich schlagen. Aber ich schlage Dich nicht, weil ich weiß, Du kennst Jesus noch nicht. Nicht darüber bin ich betrübt, daß Du mir diese

Dinge gestohlen hast, sondern darüber, daß Du auf dem bösen Wege bist, und ich weiß, daß Du so nicht in den Himmel zu Jesus kommst." Mit diesen Worten wollte ich es den Jungen fühlen lassen, daß wir nicht das Unsere, sondern ihn suchten. Wenn ich aber meinte, es werde dadurch in dem kleinen Missethäter etwas Scham erweckt werden, so täuschte ich mich. Sein sonst so freundliches Gesicht war wie umgewandelt. Trotzig, verschlossen schaute er drein; er schien es als ein Unrecht anzusehen, daß wir ihn auf Diebswegen ertappt hatten. Nichtsdestoweniger gaben meine Frau und ich uns alle Mühe, ihm freundlich zu begegnen, damit ihn nicht das Gefühl des Mißtrauens bedrücke. Unsere Bemühungen erwiesen sich jedoch als fruchtlos. Seine alte Vertraulichkeit und Offenheit waren dahin. Auch der ältere Knabe wurde von Tag zu Tag zurückhaltender gegen uns, und das fröhliche Singen, sowie die schönen Abende, an welchen wir mit den beiden Jungen Bilder besahen, hatten aufgehört. Eines Abends verschwand erst der kleinere und am folgenden Morgen auch der größere Knabe. Beide waren wieder in ihr Dorf zurückgekehrt, und wir bekamen sie wochen- und monatelang nicht mehr zu sehen.

So waren wir wieder um eine enttäuschte Hoffnung reicher geworden; aber ein Fortschritt in der Missionsarbeit kann eben nicht ohne viele Enttäuschungen errungen werden. Es war nicht das erste, noch das letzte Mal, daß unsere Arbeit an den Papua auf solche Weise gestört wurde. Uebte jemand einen Diebstahl oder dergleichen gegen uns aus, so empfanden dies nicht nur die Schuldigen, sondern auch die Unschuldigen als eine uns von ihnen trennende Kluft, und erst, wenn über derartige Vorfälle Gras gewachsen war, suchten sie wieder eine Annäherung.

Während nun die Kuloboleute sich fern hielten, kamen eines Tages Leute aus dem Dorfe Sehu zu uns und erboten sich, im Felde zu arbeiten. Die Bewohner dieses Dorfes waren mir als besonders diebisch bekannt, und ich verspürte darum gar keine Lust, sie zu beschäftigen, zumal ich ihnen zur Arbeit allerlei Werkzeuge, Hacken, Spaten und Buschmesser zur Verfügung stellen mußte. Doch, warum den Leuten immer Mißtrauen beweisen? wie konnten sie mir als Missionar Vertrauen entgegenbringen, wenn ich selbst es ihnen versagte?

So erfüllte ich ihr Begehren, und bald waren sie, mit einer Menge Gerätschaften ausgerüstet, wacker an der Arbeit. Wiederholt ging ich zu ihnen, um mich mit ihnen zu unterhalten und zum Rechten zu sehen. Gegen Mittag, als ich gerade zu Hause war, rief mir meine Frau, welche eben durch ein Zimmerfenster in den Garten hinausgeblickt hatte, zu: „Dort laufen die Sehu-Leute fort!" In der That, die ganze Schar sprang mitsamt den geliehenen Gerätschaften über Hecken und Zäune davon. Sofort eilte ich den

Spitzbuben nach; aber sie waren zu schnellfüßig, als daß ich sie hätte einholen können.

Somit war zu dem Diebstahl der Jungen noch ein weiterer gekommen, und unsere Liebe zu dem Papuavolke abermals auf eine harte Probe gestellt. Indes, das Wörtlein: „wer weiß, wozu es gut ist", das uns schon so manche Geduld- und Liebesprobe hatte bestehen helfen, erwies sich auch diesmal wieder als probat. Statt zu zürnen, konnten wir nur das arme Volk beklagen, das, wie von einem Diebesgeist besessen, stahl und stehlen mußte. Auch gingen wir mit uns selber ins Gericht. Waren wir nicht vielleicht zu träge in unserer Arbeit und zu lau in unserer Fürbitte für das Volk gewesen, so daß Gott es nötig fand, uns wieder einmal durch ihre Bosheit einen Sporn zu geben? Wie eine Antwort von oben drang in unser Herz das Wort des Apostels, welches ich in diesen Tagen „zufällig", wie Menschen zu sagen pflegen, gelesen hatte: „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören."

Bald darauf kamen endlich die ersten Kulobobleute wieder auf die Missionsstation. Als ich eines Morgens in den Garten ging, um nach den dort arbeitenden Miokesen zu sehen, bemerkte ich zu meinem großen Erstaunen bei ihnen einen Anverwandten des ältesten der diebischen Knaben nebst seiner Frau und seinen Kindern in eifriger Thätigkeit begriffen. Offenbar hatten sie nicht den Mut gehabt, sich zuvor bei mir anzumelden, aus Furcht, sie möchten wegen des Diebstahls der Knaben von mir abgewiesen werden. Dagegen hofften sie mich günstig zu stimmen, wenn sie in aller Stille und ohne Ausbedingung eines Lohnes den Miokesen bei ihrer Arbeit hülfen. Ich ließ sie denn auch ruhig schaffen und sagte auch meinerseits nichts von einer Bezahlung. Als aber die Miokesen gegen Mittag nach Hause kamen, schlossen jene sich ihnen an und setzten sich auf unsere Veranda vor das offene Zimmer. Ich ließ sie eine Zeit lang harren; dann ging ich zu ihnen und fragte sie, was sie von mir wollten. Sie antworteten: „Wir wollen nur sitzen — nur sitzen." Endlich sagte ein kleiner Junge schüchtern: „Meged, Kunze! — ein Messerchen, Kunze!" Darauf antwortete ich: „Ihr wißt, daß mich die beiden Knaben aus eurem Dorfe bestohlen haben, ihr wißt auch, daß die Sehu-Leute mich bestohlen haben. Ihr Leute von Kulobob und Sehu habt sehr „schlechte Finger"; ihr habt mir schon viel, sehr viel gestohlen; ich kann euch jetzt nichts geben," und fuhr dann fort: „Wißt ihr, Jesus sieht alles, er sieht auch in euer Inneres, er kennt alles Böse, was in euch ist. Er hat auch eure Namen in ein großes „garenggareng" (Buch) geschrieben und bei jedem steht, was er Böses und Gutes thut (vgl. Offb. Joh. 20, 12). Jesus hat euch lieb und ist euer Freund; gehet zu ihm! Er sagt: kommt alle zu mir, ich will eure Seele

gut machen. Sagt ihr aber: ich will nicht! und bleibt ihr böse, so werdet ihr in das große Feuer kommen und brennen.“

Ich sah, wie mein Wort die Frauen, welche dabei waren, bewegte: ihre Wangen färbten sich dunkel und sie senkten ihre Blicke zu Boden. Auch dem Manne ward es schwül ums Herz, aber er suchte sich über den Eindruck, den meine Worte auf ihn machten, durch gleichgültiges Lächeln hinwegzusetzen. Da wollte ich ihm denn doch noch etwas mehr zum Nachdenken verhelfen und sagte: „Heute lachst Du, heute sagst Du: wenn Kunze von Jesus redet, so macht er nur Scherz; Jesus ist sekok (d. h. etwas, was gar nicht da ist). Später, wenn Du einmal gestorben bist, wirst Du nicht mehr so sagen. Dann wirst Du weinen und sprechen: Kunze hat die Wahrheit geredet!“ (Vgl. Luk. 6, 25.)

Damit die Leute aber nicht auf den Gedanken kämen, ich hätte ihnen solches nur gesagt, um mich auf leichte Weise der Auszahlung eines Lohnes zu entziehen, gab ich dem Manne das Messerchen, auf welches der kleine Junge, offenbar als Dolmetsch der heimlichen Wünsche seines Vaters, schüchtern angespielt hatte. Auch die übrigen bekamen, was sie nicht mehr erwartet hatten, Tabak und sogar etliche runde Blechschachteln mit einem Spiegel auf dem Deckel, die umsomehr geschätzt wurden, als sie noch etwas Neues für sie waren. So zogen sie fröhlich und zufrieden heimwärts. Wir aber waren dankbar, daß uns Gott wieder ein Samenkörnlein hatte ausstreuen lassen, von dem wir hoffen durften, daß es tiefer in die Herzen eingedrungen war. Ja, es war uns als ob wir Gott dafür zu danken hätten, daß wir von den Knaben bestohlen waren; schien es doch fast, als ob dies eben dazu hätte dienen müssen, um diesen Leuten, an welche wir sonst nicht so leicht herangekommen wären, ein Wörtlein sagen zu können. Ich wußte, das gab ihnen für eine Zeit lang genug zu denken und, da sie es weiter sagen würden, auch noch anderen in ihrem Dorfe.

Ein Tag guter Botschaft. — Ein Besuch in Sehü.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Wir hatten eben unsere Morgenandacht gehalten, und noch klang das Wort, welches wir dabei gelesen hatten, in unseren Herzen fort: „Dies ist ein Tag guter Botschaft“ (2. Kön. 7, 9). Es war uns dabei ganz eigentümlich ums Herz; gerade, als ob uns eine freudige Ueberraschung bevorstände, und Gott diesen Sonntag zu einem Tag guter Botschaft für uns machen wollte. Je länger je mehr drängte sich uns der Gedanke auf: heute kommt der Dampfer, wiewohl das Schiff durchaus nicht zu erwarten war, am aller-

wenigsten an einem Sonntag. Immer wieder trieb es uns, hinaus auf die See zu schauen, die wir von unserem Hause aus leicht übersehen konnten. Vor uns lag die ausgedehnte, glatte Wasserfläche, aber ein Schiff oder ein Rauchwölkchen, das den Dampfer verraten hätte, war nirgends zu erblicken. Da nach einer Weile kommen unsere Miokesen vom Strande und rufen aus Leibeskräften: „Sailo! sailo! — das Schiff! das Schiff!“ Wir schauen abermals aus und richtig, da dampft das Schiff der Neu-Guinea-Compagnie herbei. Eine besondere Flagge auf dem Schiff verrät uns, daß sich auf demselben der Herr Reichskommissar befindet. Es dauert auch nicht lange, so stößt ein kleines Boot vom Dampfer ab und führt den Herrn Reichskommissar nach unserem Strande. Ich geleite ihn auf die Missionsstation; da stellt es sich heraus, was ihn hergeführt hat. Er hatte sich in Hatzfeldthafen aufgehalten und war eben im Begriff gewesen, nach seinem Wohnorte Stephansort (Bogadjim) zurückzukehren. In der Nähe der Dampier-Insel angekommen, erinnert er sich, daß wir auf Dampier — wie ihm von Dr. Frobenius mitgeteilt war — noch einen größeren Vorrat Chinin*) besäßen, woran die Neu-Guinea-Compagnie eben Mangel hatte. Sofort läßt er das Schiff seinen Kurs auf Dampier nehmen, um sich von uns Chinin zu erbitten. Dem Herrn Reichskommissar schien es auf unserer einsamen Missionsstation recht gut zu gefallen. Er verweilte ziemlich lange. Auch ließ er sich von uns eine kleine Erquickung anbieten und ergötzte sich herzlich, als einer unserer Miokesen, der eben einen Teller mit heimatlicher Leberwurst trug, denselben vor lauter Bestürzung über den hohen Besuch zur Erde fallen ließ und dadurch die Hausfrau in nicht geringe Verlegenheit brachte. Der Herr Reichskommissar wußte aber, daß zum Leben auf Neu-Guinea auch dergleichen gehört, und weder ihm noch uns wurde dadurch die Freude an seinem Aufenthalt auf Dampier im geringsten getrübt. Besonders wir, meine Frau und ich, freuten uns dieser Stunden von Herzen, nachdem wir in unserer Inseleinsamkeit den Umgang mit Volksgenossen so lange entbehrt hatten. Als der Herr Reichskommissar unsere Insel wieder verließ, war es uns klar, daß er seinen Besuch nicht „zufällig“, sondern nach einer freundlichen Führung unseres treuen Gottes gemacht hatte, damit uns dieses Zeichen Seiner Fürsorge wieder den Mut und Glauben zu geduldigem Ausharren stärkte.

Doch dieser Sonntag sollte uns noch eine andere Freude bringen. Am Abend stand ich mit meiner Frau auf dem Hofe der Missionsstation, als Madom, der angesehenste Mann unseres Nachbardorfes Kulobob, mit dreien seiner Söhne zu uns kam.

*) Ein Mittel gegen das Fieber.

Unbemerkt hatten sie sich genaht, und als ich endlich auf sie aufmerksam wurde, erkannte ich sofort, daß sie etwas Besonderes zu mir hergeführt hatte und sagte darum nichts zu ihnen. Schüchtern wartete Madom, bis ich in seine Nähe trat. Dann redete er mich an und sprach: „Kunze, Du hast gestern zu den Leuten, die bei Dir waren, gesagt: ganz Kulobob, Männer, Frauen und Kinder, haben schlechte Finger. Die beiden Knaben, die bei Dir gewohnt haben, haben gestohlen; ich weiß es. Nun bringen wir Dir die Sachen, die sie weggenommen haben"; bei diesen Worten zogen Madom und seine Söhne unter ihrem Lendengurt einige Gegenstände hervor und händigten sie mir ein; dann fuhr Madom fort: „Siehe, nun weißt Du, daß ich und meine Söhne keine „schlechten Finger", sondern „gute" haben." Als ich ihm meine Freude darüber äußerte, daß er mir einen Teil der gestohlenen Sachen — denn daß es alle waren, mußte ich sehr bezweifeln — zurückbrachte, erwiderte er: „Also Kunze, nun weißt Du es, daß ich und meine Söhne brave Leute sind." Dabei leckte er sehr behaglich und selbstzufrieden an dem langen Holzspatel, mittelst dessen er sich soeben aus seiner Kalkbüchse etwas Kalk geholt und seinem Munde zugeführt hatte, um es zu einem Stück Betelnuß zu kauen. Doch ich wußte nur zu gut, daß es mit der vielgerühmten Ehrlichkeit des Madom und seiner Sprößlinge nicht weit her war; kamen mir doch in diesem Augenblick all' die vielen Fälle in Erinnerung, wo sie mich gleicherweise bestohlen hatten. Ich hielt es seiner prahlerischen Rede gegenüber für meine Pflicht, ihn und seine Söhne an das zu erinnern, was sie bei mir auf dem „Kerbholz" hatten.

Dies war ihnen natürlich sehr unangenehm, und Madom war schnell darauf bedacht, die Rede auf ein anderes Thema zu bringen. Eines meiner Schweine, das gerade an uns vorbeilief, bot ihm dazu die beste Gelegenheit; weiß doch der Papua über Schweine, seine Lieblingstiere, immer eine Unterhaltung anzuknüpfen. Eine Zeitlang hörte ich ihm zu; damit aber die Schweine nicht seine letzten Gedanken waren, womit er mich verließ, sagte ich ihm: „Es war gut, Madom, daß Du mir das Gestohlene gebracht hast; aber, wenn Du sagst, Du habest „gute Finger", so ist das nicht wahr. Du selbst weißt, daß Du „böse Finger" hast, und daß alle Kulobobleute „böse Finger" haben. Auch Jesus im Himmel weiß dies. Er schaut in euer Inneres, kennt eure Namen und schreibt alles Böse, das ihr thut, in sein großes „garenggareng" (Buch), und wenn ihr sterbt, wird Jesus das große Buch aufmachen und jedem das Schlechte sagen, was er gethan hat. Sieht er, daß ihr sehr schlecht seid, so wird er es machen, wie ihr es mit Unkraut oder mit dürrem, faulem Holz macht. Er wird die Bösen fortwerfen ins Feuer, und sie

werden brennen. — Jesus will euch gut machen, doch macht er euch nur gut, wenn ihr ihm sagt: Jesus, mache Du uns gut. Ohne Jesus seid ihr wie ein Blinder, der am Strande geht; er fällt ins Meer und ertrinkt. Wenn ihr Jesus habt und Jesusfreunde seid, dann seid ihr keine Blinde, dann habt ihr offene Augen und wißt den „guten Weg“, und auf dem „guten Weg“ kommt ihr in das Jesusreich.“ Darüber wurde Madom sehr nachdenklich; auch seine Söhne hatten mir aufmerksam zugehört. Ehe sie mich verließen, sagte Madom: „Kunze, komm morgen ins Dorf! ich und Du wollen dann nach Sehu gehen; ich will es den schlechten Sehu-Leuten, die Deine Gerätschaften gestohlen haben, sagen, daß sie sie Dir zurückgeben.“ Ich sah daraus, daß ihn meine Worte innerlich bewegt und zu guten Entschlüssen veranlaßt hatten. Meine Frau und ich dankten Gott, daß auch bei einem solchen Papua die Empfänglichkeit für Besseres keineswegs erstorben war.

Um das Eisen zu schmieden, so lange es warm war, ging ich am anderen Morgen sofort ins Dorf. Madom arbeitete eben mit einigen anderen Männern an einem Kanoe, und ich sah, daß er sehr beschäftigt war. Dennoch forderte ich ihn zu dem Gang nach Sehu auf; aber er hatte keine Lust. „Ich muß mein Kanoe bauen“, sagte er, „ich kann nicht“. Ich wartete eine Weile, dann forderte ich ihn zum zweiten Male auf, mit mir zu gehen. „Gehe mit meinem Sohn Sagar, der weiß den Weg“, war seine Antwort. Ich entgegnete ihm: „Madom, Du hast mir gestern versprochen, Du selbst wolltest mit mir nach Sehu gehen, Du hast auch gesagt, Du seiest ein braver Mann. Wenn Du jetzt nicht mit mir nach Sehu gehst, so weiß ich: Du bist ein Lügner.“ Das leuchtete ihm ein, und da ich bemerkte, daß er nun williger war, nahm ich seinen in der Nähe befindlichen Speer und Schulterbeutel — Dinge, die ein Papua nie vermissen mag —, drückte ihm den Speer in die Hand, hing ihm den Beutel über die Schulter und sagte scherzhaft: „So, nun komm!“ Alle hatten Spaß an meinem Beginnen, und Madom nicht am wenigsten. Er begab sich mit mir auf den Marsch, und rüstig schritt er vor mir her. Unterwegs brachte er das Gespräch auf das große Schiff, welches uns am Tag vorher besucht hatte. Er fragte: „Kunze, hast Du das große Schiff gerufen? Ist es gekommen, weil die Sehu-Leute bei Dir gestohlen haben? Will es die Sehu-Leute schlagen (strafen)?“ Ich sagte: „Nein, ich habe das Schiff nicht gerufen. Der weiße Mann, der auf dem großen Schiff zu mir kam, hat mich nur gefragt, ob die Krakarleute (die Leute auf Dampier) gut seien oder böse.*) Ich habe ihm gesagt: Die Sehu-Leute haben

*) Der Herr Reichskommissar hatte sich bei seinem Besuche nach dem Verhalten der Leute gegen uns erkundigt.

mich bestohlen.“ „Das große Schiff kommt nun wohl wieder, um dann das Sehudorf zu schlagen?“ fragte Madom weiter. „Nein“, antwortete ich, „das große Schiff schlägt Sehu nicht. Wir sind „Jesusfreunde“, und wollen Sehu nicht strafen. Die Sehu-Leute werden das Gestohlene wieder zurückgeben. Sie stehlen jetzt nur, weil sie Jesus nicht kennen. So ist es auch mit den anderen Dörfern auf Dampier. Sie stehlen alle; aber sie stehlen nur, weil sie nichts von Jesus wissen. So mußt Du mit mir — ich weiß keine Wege — nach allen Dampier-Dörfern gehen, damit ich auch den Leuten dort von Jesus sagen kann, der sie gut macht.“ — Vor dem Dorfe Sehu trafen wir einige Knaben aus Kulobob, die sich uns anschlossen, während Madom einen Augenblick stehen blieb und überlegte, was er den Sehu-Leuten sagen wollte. Dann traten wir in das Dorf ein und setzten uns in das sogenannte „gogoi“, das Versammlungshaus der Männer. Die Leute waren gerade auf dem Felde beschäftigt. Da es aber zu regnen anfing, kamen sie heim, und die Männer kehrten einer nach dem andern bei uns ein. Bald war Madom mit ihnen in eine lebhafte Unterhaltung verflochten. Mit wahrer Herzensfreude vernahm ich, wie er den Leuten sagte, was er am Tage zuvor auf der Missionsstation und heute auf dem Wege von mir gehört hatte. Ich merkte, er hatte vortrefflich aufgepaßt, und wußte es sehr geschickt unter ausdrucksvollem Mienen- und Geberdenspiel wieder zu geben. Er redete so warm und überzeugend, daß die Leute kein Auge von ihm wandten. Dabei legten einige ihre Stirn in ernste Falten, andere neigten bedenklich ihr Haupt, hielten ihre Faust vor den Mund oder legten ihre Hand auf den Bauch — durch alles dies ihr inneres Ergriffensein zum Ausdruck bringend. Zuweilen unterbrachen sie auch Madom in seiner Rede und wendeten sich an mich: „Kunze, hast Du das Madom gesagt? — Ist es wahr, was Madom spricht?“ und gaben mir auf diese Weise Gelegenheit, noch das eine und andere hinzuzufügen oder weiter zu erklären.

Plötzlich fingen die Knaben aus Kulobob, die uns auf dem Wege angetroffen und nach Sehu begleitet hatten, zu singen an. Ich achtete gar nicht darauf, bis einer der Sehu-Leute Madom anstieß und fragte: „Höre! was singen die Jungen?“ „Ein Lied singen sie“, antwortete Madom, „ich weiß es nicht — es ist ein Jesus-bar (Jesusspruch). Sie haben es von Aitul und Gumäd*) gehört, die bei Kunze waren, nun aber nicht mehr bei ihm sind, weil sie gestohlen haben. Gestern habe ich das Gestohlene Kunze zurückgebracht.“ Sofort rief der Sehu-Mann die Jungen. Leider konnten sie aber nur die letzten Zeilen der ersten Strophe: „Jesus

*) So hießen die beiden Knaben, derer früher gedacht ist.

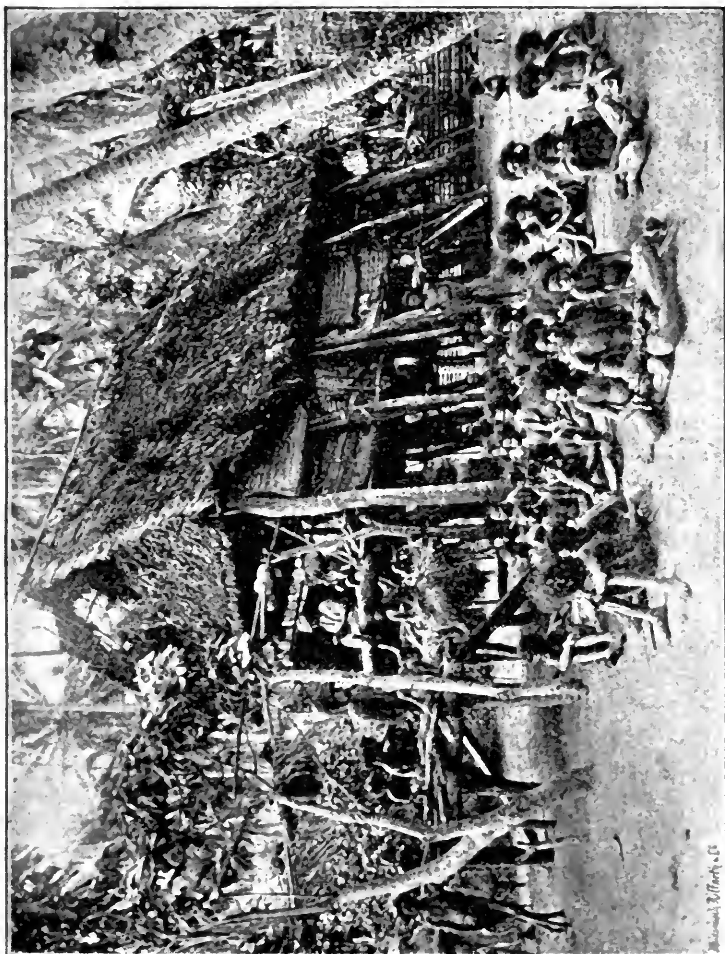
fudjan iläi, Jesus fudjan ilong (Jesus sieht alles, Jesus hört alles)". Doch war es gerade genug, um den Leuten aufs neue zu denken zu geben, und der Erfolg von Allem war, daß sie wirklich die gestohlenen Gerätschaften herausgaben. Aber nicht das allein. Bei einer Umschau im Dorfe und bei näherer Besichtigung der einzelnen Hütten waren mir bald eine Menge Bretter aufgefallen. Als ich sie näher betrachtete, fand ich auf einem großen Teil derselben ein rotes Zeichen und erkannte daran, daß diese Bretter von rechtswegen mir gehörten. Ich säumte nun nicht, dies den Leuten klar zu machen. Aber sie entgegneten: „Oh Kunze, Du machst Scherz; das sind Deine Bretter nicht, das sind unsere. Die haben wir ja vor langer Zeit aus dem Meere aufgefischt." „Jawohl", sagte ich, „so ist es. Ihr wißt, daß mir damals das große Schiff die Bretter für meinen Hausbau gebracht hat, da sind viele Bretter ins Meer gefallen, und ihr habt sie aufgefischt und gestohlen". „Nein, nein, Kunze, Du irrst", warf da einer der Sehu-Männer ein, „sieh doch! das Brett und das Brett und das Brett ist nicht Dein; diese Bretter da sind von weither bei uns angeschwemmt worden — da ist irgendwo auf dem Meere ein Schiff untergegangen, von dem sind die Bretter." „Es ist wahr", entgegnete ich, „viele der Bretter gehören mir nicht, aber alle, welche ein rotes garenggareng (Zeichen) haben, sind mein", und sogleich fing ich an, dieselben vor den Augen der Leute auszusuchen und auf die Seite zu legen. Dabei hörte ich, wie dieser und jener leise zu seinem Nebenmann sagte: „Kunze weiß es! — Kunze weiß alles!"

Als ich mit meiner Arbeit fertig war, sagte ich zu den Leuten: „Alle diese Bretter gehören mir, wie ihr selbst wißt. Wenn ihr nicht Leute seid, die „schlechte Finger" haben, so bringt mir die Bretter noch heute nach meinem Hause." Darauf traten ich und Madom mit den gestohlenen und wiedererlangten Gerätschaften den Heimweg an; und schon am selbigen und dem darauffolgenden Tage brachten mir die Sehu-Leute aus ihrem 1½ Stunde entfernt gelegenen Dorfe die entwendeten 12 Bretter.

Da standen wir abermals vor einem Gottessegen. Mehr, als ich in Sehu hatte suchen wollen, hatte ich gefunden. So war in der That der Sonntag ein „Tag guter Botschaft" gewesen; denn was wir in den folgenden Tagen ernteten, war die Frucht der Aussaat des Sonntages.

An einem der nächsten Tage nämlich erschien auch Aitul, der größte der entlaufenen Knaben, wieder einmal in der Nähe des Missionshauses. Wir sahen ihn mit einem anderen Knaben draußen im Garten stehen. Nicht lange, so schickte er diesen zu uns ins Haus, damit er mir einen der von ihm gestohlenen Gegenstände brächte. Selber zu kommen schämte er sich. Ich nahm aber den Gegen-

stand von dem andern Jungen nicht an, sondern sagte ihm, Aitul solle selber kommen; er brauche sich nicht zu fürchten, denn ich sei sein Freund. Gleich darauf kam er wirklich in unser Haus und brachte mir den gestohlenen Gegenstand. Unsere Freude



In einem Papuadorfe.

war groß: wurde es doch hierbei offenbar, daß ein Stachel in seinem Gewissen geblieben war und das Wenige, was wir ihm aus Gottes Wort hatten sagen können, einen gesegneten Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Wie sollte man da, obgleich man

vielleicht noch lange in Geduld wird warten müssen, nicht der Hoffnung sein, daß der Herr Jesus auch dereinst einmal unter dem Volke der Papua seine rechten Jünger haben werde?

Missionsversuche in den Dörfern. — Etwas vom papuanischen Heidentum.

Um auch meine Frau mit anderen Dörfern bekannt zu machen, fuhr ich eines Tages mit ihr auf dem Boot nach Potulu. Bei einem geeigneten Strandplatz stiegen wir ans Land und gingen den übrigen Teil des Weges zu Fuß. Unterwegs begegnete uns einer der angesehensten Potulu-Männer. Er hatte eben eine schwere Last Rohr auf der Schulter, um damit auf sein Feld zu gehen. Kaum wurde er unserer ansichtig, so rief der schwarze Freund — er hatte nämlich gerade besonders viel Schmutz auf seiner braunen Haut haften — voll freudiger Erregung: „O Kunze, o Kunze anen iwon, o Missis ipallu! — Oh Kunze, o Kunze's Frau, o Missis kommt!" Ohne sich zu besinnen, warf er seine Last an den Weg, geleitete uns nach seinem Dorfe und führte uns nach dem Versammlungshaus der Männer. Vor demselben lag etwas Holz umher; sofort gab er sich ans Wegräumen, fegte den Fußboden des Männerhauses rein und lud uns dann mit sehr feinen Manieren, wie ich sie von einem Papua zu sehen gar nicht gewohnt war, zum Eintritt in die Hütte und zum Sitzen ein. Es dauerte nicht lange, so fanden sich Männlein und Weiblein des Ortes ein, und betrachteten uns neugierig. Dieser und jener, der mir gerade nahe saß, konnte dabei nicht umhin, mir die Hosenbeine hoch zu schieben oder die Strümpfe herabzuziehen, um zu untersuchen, ob meine Beine wohl ebenso weiß seien, als mein Gesicht; und ein anderer, der der Sache auch dann noch nicht traute, schob mir sogar das Hemd von der Brust. Auch von meiner Brille hatten sie ihre besonderen Vorstellungen, und manche ließen mir keine Ruhe, bis ich ihnen die Brille auf die Nase gesetzt hatte. Meist ließen sie sich aber sehr bald wieder davon befreien, weil sie die Augen schmerzten. Dann mußte ich ihnen erklären, warum ich eine Brille nötig hätte, und sie nicht. Doch das alles interessierte sie bald nicht mehr. „Hast Du auch Perlen und Eisen mitgebracht?" das war die Hauptfrage, welche ihnen auf den Lippen brannte. Eisen hatte ich nicht bei mir, was lebhaft bedauert wurde; wohl hatte ich eine Büchse voll Perlen mitgebracht, und ich brauchte sie nur zu zeigen, so liefen auch schon Männer, Frauen und Kinder nach ihren Hütten und holten Taro, Yam, Bananen, Kokosnüsse herbei, um sie mir gegen Perlen zu verkaufen. Wie alle Papua, so wollten auch

sie, um möglichst viel zu erhalten, jede Knolle und Frucht einzeln von mir bezahlt haben; aber darauf ließ ich mich nicht ein. Ich sagte ihnen, sie müßten mir allemal so viele hinlegen, als sie Finger an der Hand hätten. Zugleich mußte ich darauf achten, daß sie mir keine schlechten, faulen Früchte unterschoben. Vor allem aber durfte ich nicht vergessen, das Gekaufte gleich beiseite in einen Sack zu legen, denn immer wußten diese schlauen Papua den rechten Augenblick wahrzunehmen, wo sie das bereits Verkaufte sich gegenseitig wieder in die Hände spielen konnten.

Als das Kaufgeschäft beendet war, holte ich einige biblische Bilder aus der Tasche und suchte ihnen durch Erklärung derselben noch ein gutes Samenkörnlein in die Herzen zu streuen. Aber sie lebten so in Handelsgedanken, daß es schlechterdings zu einem ernsteren Gespräch nicht mehr kommen wollte. Wir brachen darum bald samt unserem Miokesen, der den Sack mit gekauften Früchten trug, zum Boot auf, um nach der Missionsstation zurückzukehren.

Befriedigender als der Besuch in Potulu waren für uns die Besuche, welche wir in dieser und der nächstfolgenden Zeit bei unseren Nachbarn in Kulobob machten. — Eines Abends hörten wir von unserem Hause aus, wie dort die große Dorftrommel geschlagen wurde und Madom mit lauter Stimme und unter vielem Schreien in die stille Nacht hinaus eine große Rede hielt. Es war, so wurde uns auf unsere Erkundigungen berichtet, im Dorf jemand krank geworden, und Madom bedrohte und beschwor die Geister, welche die Krankheit hervorgerufen haben sollten. Dies veranlaßte mich, am folgenden Tage ins Dorf zu gehen und mich nach dem Kranken umzusehen. Ich fand einen an Rheumatismus darniederliegenden Mann, Namens Bonnage. Die Leute, sowie er selbst sahen seine Krankheit sehr gefährlich an, zumal er sehr elend und abgefallen aussah. Man hatte ihm ganz nahe dem Seestrande eine besondere Hütte erbaut, in welche manchmal die an den Strand schlagenden Wellen ihr Wasser spritzten. Dort, auf platter Erde, lag der arme Mann, nur eine Matte oder einige dicke, lederartige Blätter unter sich. Um seine traurige Lage zu verbessern, machte ich seiner Frau, die in seiner Nähe saß, und anderen Leuten im Dorfe den Vorschlag, den Kranken nach der Missionsstation zu bringen, damit ich ihn dort pflegen und mit Medizin behandeln könne. Allein die Leute hatten durchaus keine Neigung dazu. Das einzige, was ich und ebenso der Kranke von ihnen zu hören bekamen, war: „Der Nawir — der Teufel — hat ihn gebunden; er stirbt.“ Wie arm und trostlos ist doch das Heidentum! Meine Frau und ich ließen freilich dem Kranken so viel Pflege angedeihen, als unter solchen Verhältnissen möglich war. Tag für Tag sah ich mich, jeweilig auch von meiner Frau begleitet, nach ihm um,

und da er feste Speisen, wie sie der Papua fast ausschließlich zu sich nimmt, nicht mehr ertragen konnte, so versahen wir ihn bald mit Thee, bald mit Suppe oder gekochtem Reis.. Auch versuchten wir es mit Verabreichung von Medizin. Am Wohlthuendsten erwiesen sich Terpentineinreibungen, welche ich täglich, meist zweimal, an ihm vornahm. Gewöhnlich, wenn ich heimkehrte, glichen meine Hände denen eines Kohlenbrenners; haftete doch daran die ganze Schmutzkruste, welche sich vom Körper des Kranken gelöst hatte. Meist war der Aufenthalt in seiner niedrigen Hütte sehr unangenehm, zumal darin beständig ein Feuerchen qualmte, dessen beißender Rauch mir kaum gestattete, die Augen zu öffnen. So oft das der Kranke sah, sagte er zu mir: „Kunze, gehe hinaus: hier ist viel Rauch, er „schlägt" Deine Augen — ich komme auch hinaus." War das nicht freundliche Rücksichtnahme, wie man sie von einem Papua kaum erwartet hätte? Einmal fand ich ihn bei meinem Besuche traurig. Er sagte: „Oh Kunze, viele Leute haben bei Dir gearbeitet, und alle haben Sachen von Dir bekommen: Eisen, Messer und Perlen. Ich habe nichts, meine Hände bleiben leer, weil ich krank bin." Ich tröstete ihn mit den Worten: „Warte ein wenig; wenn Du gesund bist, kannst auch Du bei mir arbeiten, und dann sollst Du ebenfalls Sachen von mir erhalten. Du sagst: Kunze, deine Sachen (Eisen, Messer &c.) sind gut! Nun wisse, daß meine Sachen nicht gut, sondern schlecht sind; nur, was Jesus giebt, ist gut. Meine Beile werden schartig, meine Messer zerbrechen, Tabak verbrennt, die Perlen verliert ihr. Wenn Du stirbst, so kommen Deine Freunde und nehmen Dir alles weg: der eine nimmt Deine Töpfe, der andere Deine Speere, ein anderer Deine Eisen, und noch ein anderer Deine Schüsseln, Deine Messer und Beile. So ist es nicht mit der großen „Jesussache." Was Jesus giebt, bleibt; das bricht nicht und fault nicht, das kann Dir auch niemand wegnehmen. Das giebt er in Dein Inneres, in Deine Seele." — Ich hatte gerade ein Bildchen bei mir, eine kleine Kopie von dem bekannten Engelbild „Zu Gott". Das zeigte und erklärte ich ihm. „Siehe", sagte ich, „da unten auf dem Bilde siehst Du einen Ort und viele, sehr viele Häuser; darinnen wohnen weiße Leute, gute und böse, solche, die „Jesusfreunde" sind und solche, die es nicht sind. Jesus im Himmel kennt alle Menschen, er kennt die weißen und schwarzen, die guten und bösen, die, welche seine Freunde sind und die, welche es nicht sind. Stirbt einer der Jesusfreunde in dem Ort, so sendet Jesus einen anderen, der kein Mensch ist wie Du und ich, dem Jesus sagen kann, wie ich zu meinem Miokesen: gehe dahin! so gehet er — thue das! so thut er's. „Wir weißen Leute nennen diese anderen, die bei Jesus im Himmel sind und welche Jesus sendet, Engel. Ihr wißt nichts von Engeln, und deshalb habt ihr auch kein Wort dafür." Hierbei unterbrach mich

der Kranke und begehrte wieder das Bild zu sehen. Er betrachtete es sehr aufmerksam und ließ sich alles noch einmal zeigen und erklären; zugleich versuchte er, mir das Wort „Engel“ nachzusprechen. Dann fuhr ich fort: „Einen solchen Engel sendet Jesus in das Haus, wo ein „Jesusfreund“ stirbt, und er trägt die Seele des „Jesusfreundes“ in den Himmel, in das Jesusreich, wo keine Krankheit, kein Sterben, kein Weinen ist. — Eine Seele aber, die böse bleibt und von Jesus nichts wissen will, trägt der Engel nicht in den Himmel: die kommt in das große Feuer. So geht es mit den weißen Leuten, wenn sie böse bleiben, und so auch mit den schwarzen, mit euch, wenn ihr böse bleibt.“ Nachdenklich sprach darauf Bonnage vor sich hin: „Nutun ujanpe bini — nutun sajanpe jai nanim — wenn es eine gute Seele ist, bleibt sie — eine böse Seele verzehrt das Feuer.“

Als ich ihn später einmal mit meiner Frau aufsuchte, hatte sich sein Befinden wesentlich gebessert. Es waren gerade Leute von der benachbarten Rich-Insel bei ihm, die nach Kulobob zu Besuch gekommen waren. Einer derselben klagte ebenfalls über Gliederschmerzen; Bonnage, welcher dies hörte, sagte zu ihm: „Kunze hat „gutes Wasser“ (Medizin), laß Dich auch einmal von ihm einreiben“. Darauf wendete er sich an mich mit der Bitte, es zu thun. Natürlich erfüllte ich seinen Wunsch. Da ich aber befürchten mußte, daß man das Terpentin als ein Zaubermittel ansähe, bemerkte ich: „Mein „Wasser“ (Medizin) kann nicht gesund machen. Gesund machen kann nur Jesus. Wollt ihr gesund werden, so müßt ihr Jesus bitten, daß er die Krankheit von euch wegnehme: und wirst Du, Bonnage, gesund, so vergiß nicht, was ich Dir von Jesus gesagt habe. Sage ihm dann, daß er Dich auch innerlich gesund mache, daß Er die „böse Sprache“, die in Deinem Innern ist, wegnimmt. Du weißt, in Dir ist eine Sprache, die zu Dir sagt: Bonnage lüge, Bonnage stiehl, Bonnage thue Böses! Auf diese böse Sprache darfst Du nicht hören, wenn Du ein „Jesusfreund“ sein willst. Jesusfreunde hören auf die „gute Sprache“, die in Deinem und meinem Innern sagt: „Kunze, Bonnage, thue nicht Böses, thue Gutes.“ — Den um uns sitzenden Leuten von der Rich-Insel waren dies so neue Gedanken, daß sie neugierig zuhörten und, sich an Bonnage wendend, fragten: „Sage, was hat der tiwud, der weiße Mann, zu Dir gesprochen?“ Bonnage begann nun zu erklären, was er jetzt und früher von mir gehört hatte.

Solche und ähnliche Gespräche, bald mit einzelnen, bald mit einer größeren Menge von Leuten, waren gerade um diese Zeit sehr häufig, und wir durften bei diesen Gelegenheiten sehen, wie sich namentlich in unserem Nachbardorfe Kulobob die christlichen Gedanken von Person zu Person verbreiteten. Da war bald kein

einziger mehr im Dorfe, der nicht etwas über Jesus zu sagen wußte. — Dazu erzählten sie Freunden und Bekannten aus ferneren Dörfern, was sie von uns vernommen hatten.

Manchmal, wenn ich später nach weitabgelegenen Dörfern kam, wo man mich zum ersten Mal sah, war ich ganz erstaunt, dort Leute vorzufinden, die mich aufforderten: „Kunze, sage uns von Jesus; wir haben von andern gehört, was Du ihnen von Jesus erzählt hast. Wir haben es aber nicht ganz verstanden. Sage Du selbst uns jetzt davon, daß wir es wissen.“

Bei aller Freude, welche solche Erfahrungen in uns erweckten, verhehlten wir uns zwar nicht, daß diese Papua noch sehr weit davon entfernt waren, sich von ihren heidnischen Gewohnheiten und Sitten zu trennen und sich von dem Geist des Evangeliums regieren zu lassen. Das konnten wir aber auch noch gar nicht erwarten. Wenn sogar unter einem christlichen Volke die Sünde eine solche Macht hat, daß jemand von Jugend auf das Evangelium hören und die tiefsten Eindrücke davon empfangen kann, ohne daß das Christentum bei ihm zu einer Herzenssache wird, wie kann man denn erwarten, daß Glieder eines heidnischen Volkes, das noch vollständig von Finsternis umgeben ist, sich alsbald dem Lichte zuwenden? Waren sie auch nicht ohne jeden tieferen Eindruck geblieben, so hörten sie doch nicht auf, uns immer wieder neuen Verdruß zu bereiten. Es verging z. B. in dieser Zeit kein Tag, an welchem sie nicht unsere Taro- und Maisfelder bestahlen, welche eben vor der Ernte standen. Die Taro hatten unter der guten Pflege, die wir ihnen angedeihen ließen, herrliche Knollen angesetzt, und je öfter die Leute an unserem Garten vorüber gingen und die gesegneten Aecker sahen, destomehr erwachten in ihnen Neid und Diebesgelüste. Hauptsächlich waren es Knaben und Jünglinge oder Frauen und Mädchen, die diese Diebereien ausführten. Sie kletterten über unsere Zäune und, hinter den hohen, großblättrigen Tarostauden verborgen, plünderten und raubten sie, um endlich mit wohlgefüllten Säcken das Welte zu suchen. Wenn wir aber ihnen aufzupassen suchten, so benutzten sie die mondscheinlosen Nächte, und wir standen ihren Räubereien machtlos gegenüber. Das einzige, was wir thun konnten, war, daß wir uns schleunigst daran machten, die Früchte einzuernten, was freilich den Nachteil brachte, daß uns die meisten Früchte wegen ungenügender Reife verdarben. Der Mais, welchen wir erst auf Dampier eingeführt hatten, war zwar den Leuten unbekannt; aber es währte nicht lange, so wußten sie ihn als Leckerbissen zu schätzen. Um ihrem Stehlen vorzubeugen, hatte ich ihnen gleich zu Anfang Maiskolben geschenkt und sie aufgefordert, selber Maisfelder anzulegen. Zugleich hatte ich ihnen Samenkerne ihnen unbekannter Fruchtbäume gegeben, damit sie sich

dieselben ebenfalls anpflanzten. Aber das eine wie das andere hatten sie direkt aufgezehrt, denn sie fanden das Stehlen leichter als wie das Anpflanzen.

Selbst unsere Schweine waren bald nicht mehr sicher vor ihnen. Wenn sie konnten, fingen sie dieselben heimlich weg; auch kam es nicht selten vor, daß die Tiere, welche ihr Futter im Freien suchen mußten, mit Wunden heimkehrten, in denen noch die abgebrochenen Spitzen der Pfeile und Speere der Eingeborenen steckten.

Der „Barak" und das erste Weihnachtsfest auf der Dampier=Insel.

Gegen Mitte November wurde in Kulobob das „Barakfest" gefeiert, an welchem das papuanische Heidentum sich in einer Weise breit machte, wie ich es bisher auf Neu=Guinea noch nicht gesehen hatte. Unter dem Namen „Barak" verstanden die Leute einen von fern her gekommenen Geist, dem zu Ehren nun fünf Wochen lang gefeiert, gejubelt und gegessen oder richtiger „gefressen" wurde. Jung und Alt lebten in einem großen Festrausche. An Arbeit dachte niemand, Genuß und abermal Genuß war die Losung dieser Wochen. Natürlich waren die Leute in dieser ganzen Zeit für uns kaum zu haben; der Festgeist hielt sie so gefangen, daß sie für Ernsteres völlig unzugänglich waren. Der ganze „Barak" war eine Ausgeburt von Betrug und Lüge, wie sie nur das Heidentum ersinnen kann, der aber alle ohne Ausnahme mit Begeisterung huldigten. In einem anderen Büchlein soll ausführlicher davon erzählt werden.

Als der „Barak" wieder abgezogen war, welcher den Leuten nichts als einen heidnischen „Katzenjammer" hinterlassen hatte, stand für uns Weihnachten vor der Thür. Wie wünschten wir, daß es auch ein Weihnachten für unsere Papua werde. Arm und leer war unser Volk aus seiner heidnischen Festfreude gegangen. Welch ein Segen, wenn es bei unserer ersten Weihnachtsfeier den Eindruck bekäme, daß christliche Feste besser und befriedigender sind, als ihre Heidenfeste. So waren meine Frau und ich bald entschlossen, eine kleine Christfeier zu veranstalten, zu der wir auch unsere Papua=Nachbarn einladen wollten.

Meine Frau, eine geborene Rheinländerin, machte sich kurz vor Weihnachten daran, sogenannten „Spekulatius" und sogar einige Kuchen zu backen. Standen doch im Vorratsraum noch etliche große Blechkästen australischen Mehls, so daß es nicht gerade geboten war, mit unserem Proviant zu geizen. Auch fehlte es nicht an etlichen Büchsen dänischer Butter, die zur Verbesserung

des Weihnachtsgebäcks und zum besten der Weihnachtsfreude geopfert werden konnten. Ebenso war die Büchse, welche indischen Zucker enthielt, noch wohl gefüllt, so daß man es wagen konnte, für diesen außerordentlichen Zweck auch etwas Süßigkeit zu verwenden. Ja, sogar Rosinen und Citronat fehlten nicht; — beides war für unseren Hochzeitskuchen, auf welchen wir (vor 10 Monaten) hatten verzichten müssen, bestimmt gewesen und war in den verlöteten Blechbüchsen vortrefflich erhalten geblieben. Alles zusammen gab ein Gebäck, welches als ein Produkt der drei Erdteile, Australien, Asien und Europa, den Weihnachtsgedanken: „allen Menschen ein Wohlgefallen" auch einem Papuaauge sichtbar machen konnte.

Nach dem Barakfeste übte bald die Missionsstation ihre frühere Anziehungskraft aus. So fehlte es auch meiner Frau beim „Spekulatiusbacken" nicht an allerlei Zuschauern, die von den Seiten des Tisches neugierig zusahen, wie sie den Teig auswalzte, und dann mittelst kleiner Formen allerlei Figürchen aus demselben stach. Jedes derselben wurde von den Papuaaugen sorgfältig geprüft, und je nachdem die Figur einen Hahn, einen Mann oder ein Kind vorstellte, mit einer entsprechenden Bemerkung bedacht; gewiß würden sie sie auch mit ihren nicht gerade sehr sauberen Händen betastet haben, hätten sie nicht gewußt, daß solches strengstens verboten war. Ein solches Treiben hatten die Leute bei uns noch nicht gesehen und eines jeden Frage war: „Kunze, Missis, warum macht ihr das?" — So gut es in der schwerfälligen Papuasprache ging, gaben wir eine Erklärung von dem bevorstehenden Weihnachtsfest und verbanden damit zugleich die Einladung, daß alles, was Papua heiße, uns am Weihnachtsabend willkommen sei. Dann, sagten wir ihnen, sollten sie noch mehr sehen und vor allem auch hören; denn Weihnachten sei eine „Jesussache". Am meisten schien es sie zu beglücken, daß wir jedem, der am Weihnachtsabend komme, einige der gebackenen Figuren in Aussicht stellten.

Als ich zum ersten Mal auf Neu-Guinea — ich weilte damals bei Missionar Bergmann auf Siar — Weihnachten feierte, mußten wir uns erst einen Weihnachtsbaum aus dem Walde holen. Ein Tannenbaum ließ sich natürlich nicht auftreiben; wir mußten uns mit einem beliebigen Laubbaum zufrieden geben. Wir stutzten ihn ein wenig zu und stellten ihn, damit er in der Hitze nicht zu schnell verwelke, in einen mit feuchtem Sand gefüllten Eimer. Als die Siar-Papua ihn auf dem Tische stehen sahen, schüttelten sie bedenklich ihre Köpfe und sagten: „Oh Bergmai, o Kunze, was seid ihr dumm! Meint ihr denn, der Baum würde in dem Gefäß wachsen? Ihr habt ja die Wurzeln abgeschlagen und nur Sand in dem Gefäß. Darin muß ja der Baum vertrocknen; tragt ihn doch wieder hinaus!"

Nun, dergleichen hatten meine Frau und ich nicht zu erwarten. Unser Christbaum war in keinem Walde gewachsen; den hatte eine Freundin meiner Frau aus der Heimat gesandt; sein Stamm und seine Zweige bestanden aus Holz und Draht, und die Nadeln waren aus grünen Papierstreifen hergestellt.

So traf uns denn der Weihnachtsabend wohl vorbereitet an; aber wer nicht kam, das waren unsere Papua. Noch ermüdet vom Rausch der vergangenen „Barakwochen", hatten sie keine Lust, an unserer Festfreude teilzunehmen; auch mochte ihnen noch nicht hinlänglich klar geworden sein, worin diese bestehen sollte. Doch nicht dieses war der Hauptgrund ihres Fernbleibens. Sie wußten, daß wir an diesem Abend von Jesus reden würden. Schon vor einigen Tagen hatte ich über „Barak" und Jesus gesprochen, und es war mir nicht entgangen, wie sie sich dabei ihres „Barak" geschämt hatten. Sie hielten es jetzt für besser, von unserem Feste fernzubleiben, um nicht abermals in Scham und Verlegenheit zu geraten. Auch wußte ich schließlich nicht, ob ich über ihre Abwesenheit traurig sein sollte. Wie leicht hätte es geschehen können, daß sie in ihrem Aberglauben unsere Christfeier mit ihrem Weihnachtsbaum und Lichterschein für etwas Aehnliches angesehen hätten, als ihre Barakfeier. Dazu wurde unsere Festfreude getrübt durch die Sorge um vier unserer Miokesen. Wir hatten sie schon Anfang November wieder einmal mit dem Boot nach den Missionsstationen Siar und Bogadjim schicken müssen, und noch waren sie nicht zurückgekehrt. Wie leicht konnte ihnen auf dem Meere oder sonstwo ein Unglück zugestoßen sein! — So feierten wir denn in etwas gedrückter Stimmung Weihnachten, allein mit den beiden übrigen Miokesen. Die Bescherung fiel natürlich sehr bescheiden aus. Woher hätten wir auf unserer einsamen Insel auch Weihnachtsgeschenke nehmen sollen? Meine liebe Frau gab das Beste; sie beschenkte mich mit drei von ihr selbstverfertigten Hemden und einigen Originalbriefen des seligen Gerhard Terstegen, die sich in ihrem Elternhause fortgeerbt hatten. Ich hingegen hatte für sie nur ein Buch auf den Weihnachtstisch gelegt, welches mir nicht einmal gehörte, sondern das ein für sie in Deutschland bestelltes Buch vertrat. Unsere Miokesen erhielten außer einigem Weihnachtsgebäck Lederriemen mit Täschchen, etwas Tabak und einige Lendentücher. Zugleich nahm ich die Gelegenheit wahr, ihnen unter dem Lichterglanz unseres Christbäumchens von Dem zu sagen, der als „Licht der Welt" die rechte Weihnachtsfreude ins Herz giebt.

Am folgenden Tage kamen auch Leute aus unserem Dorfe Kulobob zu uns, nachdem sie von den beiden Miokesen vernommen, was wir am Abend vorher gethan hatten. Natürlich wollte nun mancher von ihnen den Weihnachtsbaum sehen; und an den Papuajungen, die uns aufsuchten, fanden wir auch Abnehmer für unser

Weihnachtsgebäck. Doch das beste war, daß wir nun auch bei ihnen hie und da ein Weihnachtswörtlein anbringen konnten. Freilich war dies keine leichte Sache, denn noch lebten sie im Rausch des Baratfestes, und waren noch immer zerstreut und gleichgiltig.

Aus diesem Rausch wurden sie jedoch eher aufgeweckt, als wir zu hoffen gewagt hatten. In der folgenden Nacht starb infolge von Mundfäule ein Mann ihres Dorfes; dieser Todesfall brachte sie auf ernstere Gedanken und bot mir zugleich Gelegenheit, ihnen am zweiten Feiertage das „Eine, was not thut" ans Herz zu legen. Ich fand dabei überaus aufmerksame Hörer, und der Same, den ich in dieser Stunde ausstreute, blieb nicht ganz ohne Frucht. Doch davon soll gleichfalls in einem anderen Büchlein weiteres mitgeteilt werden.

Endlich — das Weihnachtsfest war eben vorüber — kehrten auch unsere vier Miokesen heim. Sie hatten mit dem Boot in großer Gefahr geschwebt und waren nur durch Gottes freundliche Führung einem Ueberfall räuberischer Papua, der ihnen leicht das Leben hätte kosten können, entgangen. Diese Bewahrung der Miokesen und des Bootes erschien uns als der letzte, kräftige Schlußakkord des nun dahingeschiedenen Jahres, das zwar reich an mancherlei Widerwärtigkeiten, aber nicht minder reich an vielen erfreulichen Erfahrungen war. Schauten wir auf alle gnädige Durchhilfe Gottes, die uns zu teil geworden war, auf seine treue Bewahrung vor dem mörderischen Fieber, und auf seine mächtige Errettung aus so vieler Not und Gefahr, so konnten wir nicht anders, als mit dankendem Munde bekennen: „Du, Herr, bist gut und gnädig, von großer Güte allen, die Dich anrufen." (Psalm 86, 5.)

Ein übler Gast. — Zauberei und Mord.

Das neue Jahr hatte eben begonnen, als sich auf unserer Dampier-Insel ein übler Gast, die „Influenza" einstellte. Nachdem sie ganz Europa und andere Länder heimgesucht hatte, kam sie auf ihrer Reise um die Welt auch zu uns. Schon wochenlang litten fast sämtliche Eingeborenen an Husten und Schnupfen; doch hatten bisher weder sie, noch wir besonders darauf geachtet. Jetzt aber wurde die Sache bedenklicher. Eine ganze Reihe Leute in den umliegenden Dörfern wurde bedenklich krank, sie bekamen hohes Fieber und heftige Schmerzen im Genick. Die Eingeborenen standen der Krankheit völlig ratlos gegenüber, so daß wir uns veranlaßt sahen, die Schwerkranken zu besuchen und uns ihrer nach Kräften anzunehmen. Meine Frau, mit einem Kochgeschirr ausgerüstet, machte sich vor der Hütte eines Kranken ans Theekochen, um durch

ihr Beispiel die Leute zu ermuntern, für ihre Patienten das Gleiche zu thun. Wir zeigten uns erbötig, ihnen den Thee selbst zu liefern. Anfangs zwar legten die Papua eine große Abneigung gegen unsere Behandlung an den Tag; als aber die Not immer größer wurde, nahmen sie unseren Thee und unsere Medizin gerne an und schreckten sogar nicht zurück, das bittere Chinin einzunehmen. Da die Kranken in ihren Hütten ein recht dürftiges Lager hatten und nicht genügend gegen die nächtliche Kühle geschützt waren, manche gar auf nackter Erde lagen, so liehen wir ihnen Wolldecken, in welche sie sich sofort mit großem Behagen einhüllten. Am schwersten erkrankt war der älteste Sohn des vorhin erwähnten Madom. Seine Angehörigen hielten ihn für dem Tode verfallen; sie schlugen bereits die Totentrommel und weinten und klagten hoffnungslos an seinem Lager. Natürlich gab man auch in diesem Falle dem „Nawir" (Zauberer) die Schuld, der die Leute „binde", daß sie sterben müßten. Aus der Nähe und Ferne waren Männer herbeigerufen, die im Ruf standen, besonders große Zauberer zu sein; aber ihre Zaubermittel erwiesen sich als wirkungslos. So war es für Madom ein großer Trost, als auch ich zu seinem Sohn kam, der das Fieber im höchsten Grade hatte. Aufmerksam beobachtete er mich mit noch anderen Männern bei dem, was ich mit dem Kranken vornahm; — wie ich ihm das Fieberthermometer unter die Schultern steckte und den Puls fühlte. Voller Angst fragte Madom mich: „Wird Sagar sterben?" Ich sah es ihm an, wie viel Schmerz ihm der Tod des Sohnes bereiten würde. „Madom", sagte ich, „ich weiß es nicht, ich bin ein Mensch, wie Du. Ich bin schwach; Jesus allein ist stark. Er kann Deinen Sohn gesund machen." Um den Leuten zu zeigen, wie sie beten müßten, sprach ich neben dem Kranken ein schlichtes, einfaches Gebet. Auch mahnte ich die Leute gelegentlich, Jesus vor allem darum zu bitten, daß er ihr Inneres gesund mache und sie vom Bösen reinige. „Sein Blut", sagte ich ihnen, „wischt weg alles Böse, das ihr gethan habt; aber ihr müßt zu Jesus kommen und „Jesusfreunde" werden. Hat Jesus das Böse aus euch genommen, so werdet ihr euch nicht fürchten zu sterben, denn Jesusfreunde kommen in den Himmel, wo Jesus ist, und wo keine Krankheiten und keine Thränen mehr sind."

Da die Papua kaum andere Nahrungsmittel, als die schwer verdaulichen Taro- und Yamsknollen kennen, so fingen wir an, auf unserer Missionsstation für die Kranken Reis zu kochen, den ich, nach Papuaart in einige Blätter als in eine Düte eingewickelt, in die Häuser der Kranken brachte. In besonders schweren Krankheitsfällen kochte meine Frau Sagosuppe mit Ei und etwas Wein. Damit die Leute nicht durch das ungewohnte Aussehen dieser Speise vom Genuß abgeschreckt würden, schütteten wir sie in dunkle Glasflaschen, so daß sie den Inhalt nicht erkannten und

die Suppe mit großem Behagen zu sich nahmen. Ein Wort des Dankes durften wir natürlich für unsere Pflege nicht erwarten, denn das Wort „danke“ steht nicht in dem Wörterbuch eines Papua; daß sie aber dennoch dankbar waren, ließ uns mancher warme Händedruck und mancher Blick erkennen, wenn wir aus den Hütten der Kranken gingen. Auch war es uns schon Freude, zu sehen, wie man allmählig nach unseren Besuchen mit einer gewissen Sehnsucht ausschaute.

So hatten wir fast zehn Tage unseren Papua gedient, als die Influenza auch auf der Missionsstation einkehrte. Zuerst von uns mußte sich meine Frau legen, und ihre Krankheit steigerte sich derart, daß ich um sie sehr besorgt wurde. Kaum aber lag sie einige Tage, so wurde ich ebenfalls krank, und obschon sich meine Frau noch kaum aufrecht erhalten konnte, hatte sie keine Ruhe, bis ich mich legte, und sie mich trotz ihres elenden Befindens pflegen konnte. Das war für uns auf einsamer Insel eine schwere Zeit; aber Gott half hindurch, und ein neues Kapitel seiner Barmherzigkeit ward in unser Lebensbuch geschrieben.

Bald darauf starb in Kulobob ein Kind, von dem die Eltern behaupteten, es sei von einem Kulobobmann bezaubert worden. Da wir Böses ahnten, begab ich mich zu den Eltern, um sie zu trösten und womöglich von dem Irrtum ihrer heidnischen Meinung zu überzeugen. Leider erwies sich mein Versuch als vergeblich. Der Mann, welcher das Kind bezaubert haben sollte, wurde von dessen Vater, dem sich noch einige andere angeschlossen hatten, ermordet.*) Wir hatten den Eltern des Kindes, welche beide an Mundfäule erkrankt waren, eine zeitlang Reis und Mundwasser zugetragen. Jetzt aber wurden wir vorsichtig; konnte es doch leicht geschehen, daß man uns selbst der Zauberei beschuldigte und tötete. So sagte ich den beiden Leuten, wenn sie noch ferner Reis und Mundwasser haben wollten, sollten sie es selber bei uns holen. Thaten sie dies, so konnte ich mich für einen etwaigen Todesfall darauf berufen, daß ich ihnen nichts aufgenötigt hatte, sondern meine Mittel von ihnen selber begehrt worden seien.

In der That stellte sich der Vater des gestorbenen Kindes noch etliche Male zu diesem Zwecke auf der Missionsstation ein. Dabei setzte er sich immer, sehr scheu um sich blickend, in das Innere unseres Hauses, mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, um gegen einen etwaigen Angriff seines Bluträchers geschützt zu sein. Da er sich in Kulobob nicht mehr sicher fühlte, zog er bald nach einem ferner gelegenen Dorfe, wohin ihm nach einiger Zeit auch sein Anhang folgte. Zu diesem gehörte auch Bonnage mit

*) Näheres über diesen Zaubereifall siehe in dem dritten Heftchen von: „Im Dienst des Kreuzes.“

seiner Familie, der jetzt von seiner Krankheit völlig genesen war. Leider wurde dadurch die Einwohnerschaft von Kulobob, der wir lieber einen Zuwachs gewünscht hätten, um eine beträchtliche Anzahl Leute verringert, so daß ein Teil des Dorfes auf der kleinen Halbinsel Urit bald ganz verlassen war.

Zu dem Schmerz, den wir darüber empfanden, kam Anfang Februar noch ein anderer für mich. Als meine Frau eines Tages ein Ziegenlämmchen, welches von unserem Haushunde verfolgt wurde, in Sicherheit bringen wollte und dabei etwas eilte, brach sie plötzlich bewußtlos zusammen. Einer unserer Miokesen, welcher sie zuerst liegen sah, lud sie auf seine Arme und trug sie mit mir ins Haus, wo sie bald wieder zum Bewußtsein kam. Ein schweres Herzleiden nahm jetzt bei ihr seinen Anfang. Beengendes Herzklopfen, große Atemnot, verbunden mit plötzlich auftretenden, heftigen, stechenden Schmerzen ließen das Schlimmste befürchten. Oft war es so, daß sie jeden Augenblick ihrem Tod entgegensah, und ich nicht von ihrem Bette weichen mochte. Es war eine Zeit des Gebets und des Schreiens zu Gott. Und siehe, Gott half! Meine Frau blieb mir erhalten, und ich jubelte auf in meinem Herzen, als sie mir eines Tages mit großer innerer Gewißheit sagte: „Ich bleibe noch bei Dir!“ Zwar war sie gezwungen, sich vor jeder heftigen Bewegung oder Aufregung zu hüten; aber mit der Zeit konnte sie doch wieder ihre volle Thätigkeit aufnehmen. Welch eine Freude für sie, als sie sich wie früher unter der Papuajugend bewegen und in die Herzen den Samen des Lebens streuen durfte!

O, wie gerne hätten wir unser armes Papuavolk unter das Kreuz des Heilandes gebracht! Mit welcher Wehmut erfüllte es uns, wenn Madom und ein anderer mit dem finsteren Plane umging, sich an dem vorerwähnten Mörder, Naroi mit Namen, zu rächen. Fragte ich Madom, wenn er eilenden Schrittes und mit düsteren Geberden an unserem Hause vorüberging: „Wohin willst Du?“ so antwortete er zähneknirschend: „Ngai tamol sajak mok! ngai ju tamol! — ngai waggai — ich ein sehr böser Mann! — ich ein Speergewandter! — ich vernichte!“

Ernstes und Heiteres.

Die Näh- und Strickschule.

Unter all dem, was uns bedrückte, war es eine willkommene Abwechslung, daß wieder einmal ein Dampfer vor unserer Insel erschien, der uns nicht nur die Post, sondern auch eine Menge Kisten mit bestellten und unbestellten Waren aus der deutschen Heimat

zuführte. Da gab es wieder ein fröhliches Auspacken dessen, was fünf Monate zuvor liebe Freunde in der Ferne für uns zusammengetragen hatten, damit es uns auf Dampier ein Zeichen ihres liebenden Gedenkens sei. Natürlich hatte sich auch wieder die liebe Papuajugend neugierig und hilfsbereit zum Auspacken eingefunden. Die bestellten Waren mußte ich nach den Rechnungen sortieren und kontrollieren. Aufmerksam beobachteten mich dabei die Jungen, und da sie schon im Schreib- und Leseunterricht ein wenig mit den Buchstaben bekannt geworden waren, fingen sie alsbald an, mir im Ordnen der Sachen behilflich zu sein, wobei sie die auf manchen Gegenständen klebenden beschriebenen Zettel zu buchstabieren versuchten. Natürlich ging das sehr langsam, und sie konnten nicht begreifen, daß es für mich nur eines Blickes bedurfte, um das Geschriebene zu lesen. „Oh", riefen sie staunend, „was seid ihr weißen Leute doch mangau — klug!", worauf ich erwiderte: „Ja, das ist wahr; aber früher waren wir weißen Leute nicht klüger, als ihr. Vor langem waren die weißen Leute faul, wie ihr; als sie aber Jesusfreunde wurden, da sind sie fleißig geworden. Da haben sie auch schreiben und in dem großen „garenggareng" (Bibel) lesen gelernt. Das Schreiben und Lesen aber hat sie „mangau", klug, gemacht." — So bot uns auch das Kistenauspacken Gelegenheit, dieses und jenes Samenkörnlein auszustreuen und die Jungen zum Schreiben und Lesen anzuspornen.

Aehnliche Gespräche hatten wir auch mit den Miokesen. Fast ergreifend war es, als meine Frau einen derselben, der ihr gerade Bohnen für den Mittagstisch zurüsten half, fragte: „Du möchtest wohl nicht zu Jesus kommen? bist Du doch immer so mürrisch und unwillig!" und dieser ihr in seinem krüppelhaften Englisch wehmütig erwiderte: „Missis, me no sawy road — Frau, ich weiß den Weg zu Jesus nicht." Natürlich ließ es sich nun meine Frau angelegen sein, ihm den Weg zum Heiland zu zeigen.

Doch auch an launigen Zwischenfällen fehlte es nicht. Ernst und Heiterkeit, Weinen und Lachen liegen bei einem Missionar oft dicht nebeneinander.

Es fanden sich unter den ausgepackten Sachen einige sehr hübsche Puppen, die von einigen Freunden in der deutschen Heimat geschickt worden waren, damit die Papuakinder sich daran ergötzen möchten. Als gerade einige Knaben und etliche größere Leute bei uns waren, holte ich eine der Puppen und zeigte sie ihnen. Aber welche Augen, welche Mienen machten diese Papua! Einige wurden ganz verlegen, andere traten entsetzt davor zurück. Und als sie endlich dieselbe etwas näher betrachteten und sahen, wie sie so ganz einem kleinen Menschenkinde glich und sogar die Augen öffnen und zuschlagen konnte, da wußten sie schier nicht, was sie

denken und sagen sollten. Bald sahen sie mich, bald meine Frau an. Es war klar: sie hielten die Puppe für ein wirkliches Kind, das plötzlich seinen Einzug auf der Missionsstation gehalten hatte. Einem der größeren Jungen, der sich vor Erstaunen nicht fassen konnte, wollte ich die Puppe in die Hände legen. Aber kaum merkte er die Absicht, so sprang er auch schon mit Entsetzen von der Veranda auf den Hof, sich nicht einmal Zeit nehmend, die Treppe zu benutzen. Nachdem ich jedoch den Leuten einige Erklärungen gegeben hatte, bildeten sich in ihren Köpfen bald klarere und vernünftigere Vorstellungen, so daß sie die Puppe allmählig ganz gerne, wenn auch immer sehr zärtlich und sanft, wie ein menschliches Wesen, auf die Arme nahmen. Natürlich wurde das, was sie bei uns gesehen hatten, in ihren Dörfern eifrig besprochen, und Tag auf Tag fanden sich nun Leute bei uns ein, die kein anderes Begehren hatten, als das seltsame Kind zu sehen. Seiner ansichtig, gaben sie nach Papuaart ihrem Erstaunen durch Grunzen Ausdruck und riefen, die Köpfe schüttelnd: „Oh, ihr weißen Leute, was seid ihr geschickt!" — Eines Tages war ich eben im Begriff, meinen neuen Oelrock mit dazu gehörigem „Südwester"*) anzuprobieren. Beides war mir geschickt worden, um mir auf meinen Bootsfahrten gegen die heftigen Regengüsse Schutz zu bieten. Da erschienen einige Eingeborene. Kaum aber wird der Eintretende meiner ansichtig, so springt er auch schon mit dem Ruf: „Barak jen! — der „Barak" (ein gewisser Geist) ist da!" auf und davon. Doch andere, weniger ängstlich, traten näher, und als sie aus dem gelben Rock meine Stimme hörten, lachten sie ihren davon eilenden Begleiter kräftig aus; mir aber gaben sie den Rat: „Kunze, behalte den Rock an; alle Leute, die dann kommen, werden denken, Du wärest der „Barak", und wir würden uns sehr freuen, wenn sie, und besonders die Frauen, vor Angst davonliefen." Selbstverständlich erwies ich ihnen diesen Gefallen nicht; immerhin ließ mich jener Rat erkennen, welch einen Mummenschanz die Papua mit ihrem „Barak" trieben.

Kurze Zeit darauf kam eine junge Frau in Begleitung ihres Mannes und bat, meine Frau möchte sie doch das Nähen lehren. Nichts konnte meiner Frau willkommener sein als dies; erschien es ihr doch als das geeignetste Mittel, dem weiblichen Geschlechte unserer Papua näher zu treten und ihm von Dem zu sagen, der auch einem armen Heidenweib „lebendiges Wasser" zu geben bereit ist (vgl. Joh. 4, 5—42). So kamen wir, ehe wir es uns versahen, sogar zu einer Nähschule. Allerdings war es erst

*) Der „Südwester", eine Kapuze zum Schutze des Kopfes gegen Regen, wird an dem Oelrock (ein Regenmantel aus mit Oel getränktem Nessel, wie ihn Seeleute haben) angeknöpft.

eine Papuafrau, die sich daran beteiligte. Aber das schreckte meine Frau nicht ab, sie wußte zu gut, daß im Reiche Gottes alles klein anfängt. Zu ihrer Freude brachte die eine Papuafrau noch eine andere mit. Nach wenigen Tagen folgte als dritte im Bunde ein Mädchen, und im Laufe der Zeit stellte sich eine ganze Reihe größerer und kleinerer Mädchen ein, so daß meine Frau bald täglich acht bis zwölf weibliche Papuawesen um sich hatte. Leider ließ sich keine bestimmte Stunde für den Nähunterricht festsetzen, denn die Frauen und Mädchen wurden von ihren Männern bezw. Eltern für allerlei Arbeiten in Anspruch genommen. Oft stellten sie sich zu sehr ungeschickter Zeit ein, wenn meine Frau eben das Mittag- oder das Abendessen bereiten wollte, oder ihr ein Stündchen Ruhe not that.

Allein, sie ließ es sich nicht verdrießen, wußte sie doch, daß, wenn sie sich nicht im Anfang den Frauen und Mädchen anbequemte, diese bald überhaupt nicht mehr kommen würden. Meist wurde die Nähschule auf unserer Veranda abgehalten. Meine Frau saß dann auf einem Bänkchen, während die Papuafrauen und -Mädchen mit untergeschlagenen Beinen vor ihr und um sie herum hockten. Es war mir immer ein besonderes Vergnügen, je und dann den stillen Beobachter zu spielen und dabei sehen zu dürfen, wie sehr die ganze Schar an meiner Frau hing und jede sich bemühte, ihr möglichst nahe zu sitzen und sich ihr anzuschmiegen. Hatte meine Frau gerade ein frischgewaschenes Kleid angelegt, so war es bald nicht mehr als solches zu erkennen; pflegten doch diese Papuadamen Haar und Körper mit roter Ockerfarbe einzureiben, so daß bei ihrer freundschaftlichen Annäherung auch die Kleider meiner Frau damit bedacht wurden. Aber auch in dieser Hinsicht galt: „Die Liebe verträgt alles, sie duldet alles.“ Später ließe sich vielleicht auch bei diesen Papuaschönen eine größere Sauberkeit nach unserem Geschmack erzielen. Vorerst war es eine Freude zu sehen, wie jede an den bunten Lappen, die ihnen meine Frau ebenso wie die Nadeln gratis lieferte, emsig stichelte, und manche sogar recht saubere Nähte zustande brachten.

Natürlich wurde in dieser Nähschule nicht nur genäht, sondern auch recht munter geplaudert. Die schon ohnehin zu einem „Schwätzchen“ geneigten braunen Frauen und Mädchen hatten dafür gewöhnlich allerlei Gedanken und tausenderlei Fragen aufgespart, die zu beantworten meiner Frau nicht immer so ganz leicht gemacht wurde. Dabei sorgte sie aber immer dafür, daß auch die Herzen ihrer Schülerinnen nicht zu kurz kamen, sondern etwas von dem Heiland hörten. Auch war immer ein Notizbuch zu ihrer Hand, worin sie zur Bereicherung unseres Wortschatzes jede ihr fremde Ausdrucks- und Redeweise niederschrieb. — Anfangs befürchteten wir, diese Nähschule möchte wegen der Ungeduld

der Papuanerinnen nicht lange Bestand haben. Aber ihre Freude daran wuchs von Tag zu Tag; ja, manche der Frauen fanden sich noch zu besonderen Stunden ein, wann immer sie im Dorfe oder Felde abkommen konnten.

Gerne hätte ich gehabt, daß die Lese- und Schreibschule mit den Papuaknaben ebenso erfreulich gediehen wäre. Nicht selten mußte sie wochenlang still liegen, weil die Jungen entweder ihren Vätern den ganzen Tag über in den Feldern und beim Haus- und Kanoebau halfen, oder mit ihnen längerdauernde Reisen nach anderen Gegenden machten, wobei sie als Ruderer dienten. Auch war bald da, bald dort ein heidnisches Fest, bei dem sie zu tanzen und zu trommeln hatten. Zuweilen war wiederum ich bald durch Krankheit und Fieber, bald durch eine Menge äußerer Arbeiten verhindert. Schon lange hatte ich angefangen einzelne Knaben in der Lese- und Schreibkunst zu unterweisen; aber sie sahen in dieser Beschäftigung keinen Vorteil für ihr tägliches Leben und verloren immer wieder die Geduld. Sie meinten: „Siehe, Du hast Papier, Du mußt schreiben; aber wir haben keines. Du hast auch Bücher, Du mußt lesen; aber wir haben keine.“ Immerhin war es mir im Laufe der Zeit gelungen, einigen Knaben ein wenig Lust zum Schreiben und Lesen beizubringen. Freilich kamen sie sehr unregelmäßig; oft auch waren sie von anderen Arbeiten ermüdet, und wenn sie sich auf der Missionsstation einstellten, gingen ihre Gedanken vielmehr auf Spiel und Scherz. Hatten sie sich aber eine Zeitlang bei uns aufgehalten, so gelang es mir doch meist, einen von ihnen an die Schreibtafel zu bekommen, und war erst der eine gewonnen, so wollte bald keiner zurückstehen und jeder dem andern zeigen, was er im Schreiben leisten konnte. Namentlich war es einer der Jungen, der seine Sache vortrefflich machte — ein etwa 8jähriger, geistig sehr reger Bursche, dazu mit einem vortrefflichen Gedächtnis ausgerüstet, so daß er oft wochenlang weg bleiben konnte und dennoch allen anderen voraus blieb.

Auch waren uns die Jungen für die Erlernung der Sprache außerordentlich förderlich; besonders der Begabteste, an den wir uns in unserer sprachlichen Wißbegierde immer wieder wenden konnten, ohne daß er unseres vielen Fragens überdrüssig wurde. Zur Belohnung für seine große Geduld beschenkten wir ihn je und dann und zuweilen auch die übrigen mit etwas Tabak. Oft genug aber wollten die Jungen auch das Schreiben und Lesen in dieser „Münze“ bezahlt haben. Natürlich ging das nicht an. Nur selten, wenn sie brav geschrieben und nichts dafür erwartet hatten, empfingen sie eine Ermunterung in etwas Rauchbarem. Wiederholt erinnerten uns die Jungen an das Lied, welches wir in ihrer Sprache verfaßt hatten; und so kamen wir bald dazu, auch dieses

wieder üben zu können. Vor allem aber sahen sie mit großer Spannung dem Tage entgegen, an welchem ich die schöne Glocke, welche Missionsfreunde in Deutschland gestiftet hatten und die mit der letzten Sendung von dort angekommen war, draußen vor dem Hause aufhängen und läuten lassen würde. Endlich hing sie da, und groß war das Erstaunen, als „lengleng" (die Glocke) zum ersten Male ihre „ru" (Sprache) erklingen ließ. So oft sich Leute einfanden, sie zu besehen, machte ich darauf aufmerksam, daß die Glocke sie fortan an den Sonntag erinnere und zum „Jesuswort" einlade, und ebenso zur Schreib- und Leseschule. Leider läutete sie Sonntags vorerst für uns allein; — wie hätten auch unsere Papua den Sonntag beachten sollen, da sie noch kein wirkliches Verlangen nach Gottes Wort hatten? Sie sahen unseren Sonntag zunächst nur als den Ruhetag der weißen Leute an, so daß die Papua auf der Missionsstation Bogadjim, wenn sie einmal faul in ihren Hütten lagen, behaupteten, sie hätten „Zonndak".*) Indes nicht nur am Sonntag ließ unsere Glocke ihr Geläute ertönen, sondern jeden Tag — den Samstag ausgenommen — lud sie gegen 4 Uhr nachmittags die Kulobobjugend zur Schule, und es war wunderbar, wie das Glöcklein die Schule in Blüte brachte. Es wurden bald der Schüler so viele, daß wir uns nach einem besonderen Raum für sie umsehen mußten, der sich denn auch unter einer unserer Veranden bot. Die Bänke und Tische wurden aus Kisten und Brettern hergestellt. Da saßen dann die zehn, vierzehn und sechszehn Papuajungen zusammen mit unseren 6 Miokesen, jeder eine Schiefertafel oder in Ermangelung derselben ein Schreibheft vor sich und mit Griffel oder Bleistift ausgerüstet. Sehr kam es mir jetzt zu statten, daß etliche der Knaben schon über die ersten Anfänge im Schreiben hinaus waren und diesem und jenem zu ihrer Seite, der eben den ersten Versuch darin machte, helfen und raten konnten. Trotzdem war es keine leichte Sache, diese Schar zu unterrichten und zu beaufsichtigen. Da gab es Kinder von 5 Jahren und junge Männer von 18 Jahren, und wie verschieden sie waren an Alter, so verschieden auch an Fassungsgaben und Geschicklichkeit. Die Kleinsten waren nicht selten die begeistertsten und gewandtesten, und es bedurfte oft viel freundlichen Zuredens, damit die Größeren und Ungeschickteren nicht mutlos wurden. Da wurde geseufzt und gestöhnt, wenn ich durchaus nicht dulden wollte, daß die Griffel verkehrt zwischen den Fingern steckten oder statt der Hand die Schiefertafel bewegt wurde. Wo eine Schar frischer Papuajungen beisammen ist, geht es aber auch selbst in einer Schule nicht ohne Lachen und Scherzen ab. Daß während des Unter-

*) Das Wort „Sonntag" sprachen die Papua den Europäern etwas verstümmelt nach.



Unsere Jünglings- und Knabenschar.

richts geraucht wurde, durfte ebenfalls nicht stören, denn ohne diese Vergünstigung wären die Papuaknaben bald sehr ungemütliche Schüler geworden. Einer der Kleinsten, ein allerliebstes, munteres Büblein gab sich die erdenklichste Mühe; hatte er eine Zeile Buchstaben fertig, so rief er mich gewöhnlich zu sich und fragte: „Kunze, mache ich es so gut?“ Mußte ich antworten: „Nein, so ist es nicht gut,“ so fügte er mit dem freundlichsten Gesicht hinzu: „Ja, ja es ist nicht gut, ich mache dummes Zeug, aber ich will recht viel schreiben. Morgen kann ich es dann schon besser, und bald werde ich es ganz gut machen, so, wie Du!“

Bei Eintritt der Abenddämmerung — gegen $^1/_2$6 Uhr — wurde die Schule beendigt, und ich war dann ordentlich müde; die Jungen aber von der ungewohnten Arbeit auch, sie reckten und streckten sich beim Aufstehen von den Bänken und klagten: „O dok imat! — O meine Knochen sterben!“ Rief das Glöcklein aber zur nächsten Schulstunde, so stellten sie sich mit den fröhlichsten Geberden wieder ein und waren manchmal ganz außer Atem, wenn sie aus Gärten und Feldern herbeieilten. Natürlich blieb mit der Zeit der eine und andere, dem das Schreiben eine zu sauere Arbeit war, wieder weg. Ja, es geschah zuweilen, daß der Lehrer seine Schülerschar vergeblich erwartete, wenn sie gerade von ihren Eltern zu außergewöhnlichen Diensten herangezogen wurden; immerhin erhielt sich ihre Zahl auf 8 bis 10. Häufig auch kamen sie an schönen Abenden zu uns auf die Missionsstation, scharten sich dann beim Lampenschein um unseren Tisch und gaben uns Gelegenheit, ihnen Gutes zu sagen oder aus ihrem munteren Geplauder unsere noch immer sehr lückenhafte Sprachkenntnis zu bereichern. Lag dann gerade ein Stück Papier und ein Bleistift auf dem Tisch, so erprobte flugs der eine und andere seine Schreibkunst und malte ein „u“ oder „i“. Da konnte es vorkommen, daß ein ziemlich großer Knabe zu einem kleineren sagte: „Siehe da, ich habe ein „u“ gemacht“, das Büblein aber betrachtete sich die Sache und sagte zu dem Größeren: „Das ist doch kein „u“, das ist ein „i“, ein „u“ macht man so.“ — Je und dann brachten uns die Knaben auch beim Mondschein ein Ständchen, indem sie draußen nach Herzenslust auf ihren röhrenartigen Handtrommeln trommelten, auch wohl sangen und tanzten. Gingen sie heim, so riefen sie uns noch vom Wege her im Durcheinander zu: „O Missis — o Kunze — o Kunze — o Missis!“ Es war dies ihr Abschiedsgruß! Es konnte nicht anders sein, als daß wir diese Knabenschar ins Herz schlossen und uns bemühten, ihr den Aufenthalt auf der Missionsstation recht lieb zu machen, wußten wir doch: wer die Kinderherzen hat, gewinnt auch die der Eltern und des Volkes. So sahen wir auch nichts Verkehrtes darin, hie und da die gestrickten Bälle hervorzuholen und mit den Jungen $^1/_4$ Stündchen Ball zu spielen.

Das Kriegsschiff.

„Quasimodogeniti = wie von neuem geboren."

Ueber all dem „Sonnenschein," dessen wir uns zu dieser Zeit in unserer Missionsarbeit erfreuen durften, vergaßen wir fast ganz, daß wir Brunnen gruben im Jammerthal (Ps. 84, 7). Allein, nur zu bald sollten sich wieder düstere, schwere Wetterwolken über uns zusammenziehen.

Wir standen kurz vor der Karwoche. Schon seit mehreren Wochen fühlte sich meine Frau matt und hinfällig. Nichtsdestoweniger blieb sie die Seele des Hauses und nahm mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft an allem fröhlichen Anteil. Ich war daher auch nicht sehr in Sorge um sie, hielt es jedoch für angezeigt, wenige Tage vor Palmsonntag das Boot mit den Miokesen nach den beiden anderen Missionsstationen zu schicken, um Dr. Frobenius zu uns einzuladen. Ich rechnete dabei weniger auf seinen ärztlichen Beistand, als auf eine unserem inneren Menschen nötige Ermunterung und Erquickung. In unserer Inseleinsamkeit, unter ausschließlich heidnischer Umgebung, waren wir unter den vielerlei Bedrängnissen innerer und äußerer Art müde und matt geworden. Wir kamen uns vor wie Wüstenwanderer, die sich sehnen, jemand zu begegnen, der ihre Sprache redet und ihres Herzens Gedanken versteht. Dies war uns besonders für das bevorstehende Osterfest Bedürfnis. Auch hoffte ich, würde die Anregung, welche uns der Besuch des Dr. Frobenius brachte, nicht ohne heilsamen Einfluß auf das gesundheitliche Befinden meiner Frau bleiben. Allein Ostern ging vorüber, ohne daß der ersehnte Besuch eintraf. Das Boot war ausgeblieben. Da eines Tages, als sich meine Frau eben recht elend fühlte, erschien vor unserer Insel ein deutsches Kriegsschiff, welches außer dem Herrn Reichskommissar auch unseren Dr. Frobenius brachte. Das Kriegsschiff kam von Bogadjim und war im Begriff, nach der Malalalandschaft zu fahren, um, wenn möglich, die Mörder der Missionare Scheidt und Bösch einzufangen. Man hatte die Absicht, außer mir auch etliche Dampier-Leute, die in Malala bekannt waren, als Dolmetscher auf das Schiff zu nehmen, um die Malalaleute zur freiwilligen Auslieferung der Mörder zu bewegen. Auf Ersuchen des Herrn Reichskommissars bot ich im Dorfe alle meine Beredsamkeit auf, eine Anzahl unserer Papua zum Mitfahren zu bewegen, indem ich ihnen im Namen des Herrn Reichskommissars allerlei wertvolle Dinge: Wolldecken, Beile, große Messer, ja ganze Anzüge als Belohnung in Aussicht stellte. Allein, wie begehrenswert auch diese Sachen unseren

Papua waren, so war doch ihr Argwohn gegen das große Schiff mit seinen zwei Schornsteinen zu groß, als daß sie sich zum Mitgehen entschlossen hätten. So verzichtete denn das Kriegsschiff auch auf meine Begleitung, und Dr. Frobenius, der nur gekommen war, mich für den Fall meiner Abwesenheit auf Dampier zu vertreten, fuhr wieder mit dem Schiff davon, um nach Siar zurückzukehren. Es war uns dies sehr schmerzlich. Im Blick auf das besorgniserregende Befinden meiner Frau hätte ich ihn so gerne zurück gehalten, aber weil scheinbar Dringenderes seiner wartete, unterdrückte ich meine Wünsche. — Als ich nach Abfahrt des Schiffes aus dem Dorfe wieder auf die Missionsstation zurückkehrte, sagte meine Frau zu mir: „Mir ist sehr elend, ich habe den Herrn bitten müssen, daß er doch ein Hindernis in den Weg lege, damit Du nicht mit dem Schiff fortgehen müßtest.“ Da wurde es mir klar, daß es eine freundliche Gottesführung war, daß die entschiedene Weigerung der Papua, das Kriegsschiff zu begleiten, mir die Mitfahrt erspart hatte.

Noch desselben Tages (Mittwoch), als das Kriegsschiff uns verlassen hatte, kam bei meiner Frau ein schweres Fieber zum Ausbruch, welches am dritten Tage so heftig ward, daß ihr Leben ernstlich gefährdet schien. Wie dankte ich jetzt Gott dafür, daß ich nicht mit dem Schiff fortgereist war, sondern meiner Frau in der schweren Zeit, die nun über uns hereinbrach zur Seite stehen konnte. Es waren bange Stunden, in denen bald freudiger Glaube, bald ängstliches Zagen meine Seele erfüllte. Immer wieder aber warf ich meine Sorge auf den Herrn und legte ihm das Leben meiner Frau zu Füßen. Fast schien es, als ob der Herr meine Bitte erfüllen wollte. Das Fieber wurde geringer; aber schon am vierten Tage kehrte es mit verstärkter Heftigkeit zurück. Ich sah, wie furchtbare Fieberhitze den Körper der Kranken durchglühte und sie, von entsetzlicher Unruhe geplagt, kraftloser und matter wurde. Ich rief und betete zu Gott. Aber je länger ich rang, desto gewisser wurde es mir, daß der Herr ein Anderes über uns beschlossen hatte, so daß ich aufhören mußte, um ihre Genesung zu bitten.

Auch meine liebe Frau fühlte mit jeder Stunde bestimmter, daß sie aus dieser Welt scheiden werde. Sie betete: „Herr Jesus, gehe ich oder bleibe ich? ich bliebe gerne, aber ich gehe auch gerne,“ und so löste sich ihre Seele allmählich von dem, was ihr auf Erden lieb war, und streckte sich dem zu, was ihrer im Himmel wartete. Noch einmal wollte ich für ihre Genesung beten; sie hörte es und sprach zu mir: „Halte mich nicht mehr auf — ich gehe zu dem Herrn Jesus, ich gehe.“ — „Schreibe, bitte“, so bat sie mich am Samstag Abend, „auf einen Bogen Papier: „Uns ist bange; aber wir verzagen nicht“ (2. Cor. 4, 8), und hänge mir diesen

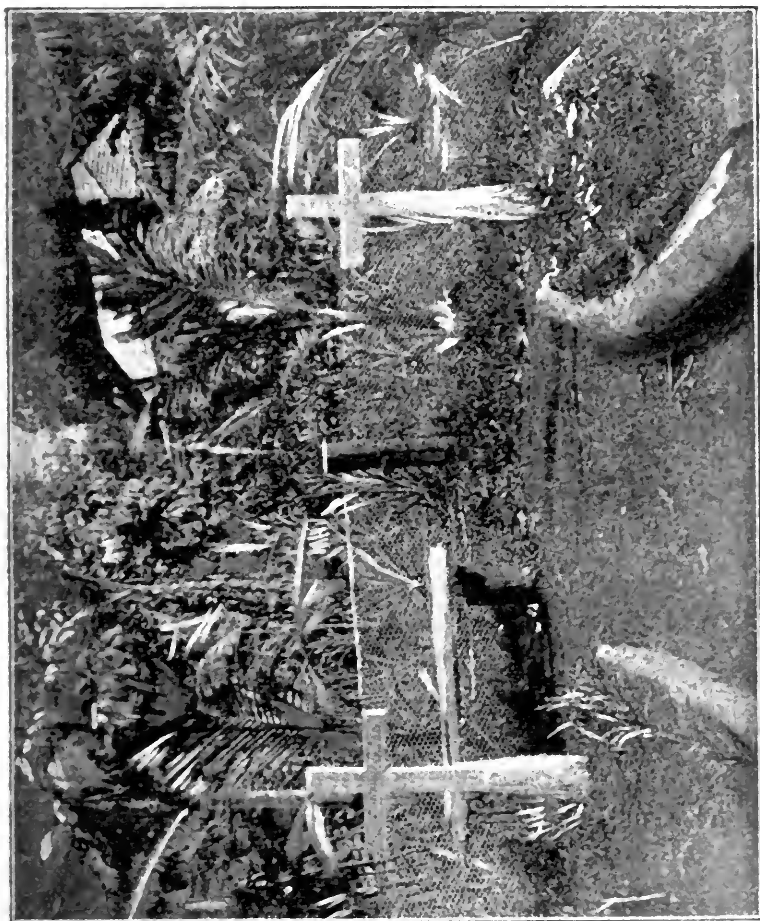
Spruch über das Fußende des Bettes." Der Sonntag kam. In dem Befinden meiner Frau trat keine Aenderung ein. Die Fieberglut verzehrte ihre Kräfte, und groß waren die Qualen ihres inneren Versiegens. Mit großer Fassung sah sie ihrem Ende entgegen, ihre Augen leuchteten von Friede und seliger Freude aufs Zukünftige und Ewige. „Jesus ist gut, ja Er ist gut; Er wird Dir helfen," redete sie mir tröstend zu. Noch einmal begehrte sie die Eingeborenen aus unserem Nachbardorfe zu sehen, um ihnen von ihrem Sterbebett aus noch ein Wort der Liebe von Jesus sagen zu können. Ich glaubte aber der Kranken eine ungestörte Ruhe gönnen zu sollen und rief deshalb nur die beiden anwesenden Miokesen herein. „Kommt zu Jesus — Jesus ist gut," sagte sie zu ihnen, „und wenn mein Mann euch mehr von Jesus sagt, so höret gut zu, daß auch ihr in den Himmel kommt!" Gegen Mittag, als ich neben ihrem Bette stand, sagte sie laut für sich: „Jesus ist mein Preis und Ruhm; nichts als sein teueres Blut ist meine Gerechtigkeit." Endlich nahm sie Abschied von mir und trug mir noch die letzten Grüße ihrer Liebe auf an alle, die ihr in der deutschen Heimat lieb und wert waren. Als sie sah, wie mich der Schmerz überwältigte, sagte sie: „Versprich mir, daß Du Dich in mein Sterben schicken willst — ja, willst Du dafür danken? bitte, versprich es mir, ich kann mich sonst nicht freuen." — Mit den Worten: „So, nun will ich mich stille hinlegen," rüstete sie sich zu ihrem letzten Stündlein. Sie versank in einen schlafähnlichen Zustand und nannte in demselben noch all die Namen der Mädchen und Frauen, welche zu ihr in die Nähschule gekommen waren und derer sie bis zu den letzten Augenblicken ihres Lebens liebend und segnend gedachte. Bald darauf entschlief sie zum ewigen Leben, wo nun ihrer Seele in Vollkommenheit zu teil ward, was der Name ihres Sterbetages, des Sonntages „Quasimodogeniti", d. h. „wie von neuem geboren", ausdrückte. Tiefes Weh durchwühlte mein Herz; die traute Gefährtin meines Lebens war von mir geschieden, und vereinsamter denn je, stand ich nun auf einsamem Missionsposten. Ich schlug die Losung des Tages (im Losungsbüchlein der Brüdergemeinde) auf und las: „Er rufet seine Schafe mit Namen" (Joh. 10, 3). Das war ein himmlisches Licht im irdischen Dunkel, ein göttliches „Amen" auf Leben und Heimgang der Entschlafenen, wie ich es mir schöner nicht hätte wünschen können.

Ich schickte jetzt ins Nachbardorf, um dort den Tod meiner Frau anzuzeigen. Der größte Teil der Bewohner war gerade nach der benachbarten Rich-Insel verreist; aber wer noch da war, kam, und Papuamännern und Papuafrauen sah ich es an: nicht nur ich, sondern auch sie trauerten. Sie hatten „ihre Missis" verloren. Madom, einer der wenigen, die im Dorfe zurückgeblieben

waren, machte noch am selbigen Abend unter meiner Anweisung den einfachen Brettersarg. Ich war an Seele und Leib zerschlagen, und konnte weder Säge noch Hammer rühren. In Gemeinschaft mit den beiden Miokesen und Madom sargte ich den Leichnam ein und am folgenden Morgen trugen sie ihn vor mir her zu der noch während der Nacht bereiteten Ruhestätte. Dort senkte ich das mir im Leben Teuerste vor den Augen meiner heidnischen Umgebung neben der Grabstätte des seligen Missionars Claus ein, in der gewissen Hoffnung eines Auferstehens in Herrlichkeit. Dabei standen die Eingeborenen des Nachbardorfes, Männer, Frauen, Jung und Alt, soviele ihrer nicht verreist waren, um das Grab her und lauschten, als ich sie anredete: „Sehet, meine Frau, eure „gute Missis“, wie ihr sie nanntet, ist nun gestorben, ebenso wie früher Missionar Claus. Sie haben gewußt, daß euer Land ein böses, ungesundes Land ist; aber sie sind doch zu euch und in euer Land gekommen, weil sie euch lieb hatten und euch den Weg zu Jesus zeigen wollten, damit auch ihr in das „Jesusreich“ kommen könntet. Hier liegen nun die Leiber von Claus und meiner Frau in der Erde begraben; aber nur die Leiber. Ihre Seelen sind zu Jesus in den Himmel gegangen. Sie waren „Jesusfreunde“ und wußten, daß sie ein böses Innere hatten und haben oft zu Jesus gesagt: mache Du doch unser Inneres von dem Bösen frei! Jesus hat sie als seine Freunde gekannt und ihnen zugerufen: kommet zu mir in den Himmel! Da sind ihre Leiber gestorben und ihre Seele ist zu Ihm gegangen. Nicht der „Nawir“ hat sie gebunden, wie ihr sagt, wenn Leute von euch sterben. Wer ein Jesusfreund ist, den kann der Nawir (Zauberer) nicht binden; denn Jesus ist stark — er macht los (erlöst) vom Bösen und vom „Nawir“. Ihr wißt, wenn ich ein Maiskorn in die Erde lege (dabei deutete ich auf das nahe Maisfeld), so fault und stirbt es; aber wenn es stirbt, kommt etwas Neues daraus hervor — ein Keim, ein neuer Halm und eine neue Frucht. So ist es auch, wenn wir Menschen sterben. Lange Zeit liegen unsere Leiber in der Erde; aber wenn der Herr Jesus wiederkommen und in unsere Gräber hineinrufen wird, dann wird auch aus unseren Leibern etwas Neues werden. Die zu Jesus gegangene Seele wird dann einen neuen Leib bekommen, der nicht mehr krank wird und nicht mehr stirbt. Mein Inneres ist traurig, weil ich meine Frau nicht mehr hier habe, und ich freue mich zu sterben; denn dann werde ich auch zu Jesus kommen und alle Jesusfreunde, die bei ihm sind, auch meine Frau und Claus, wiedersehen. Mein Herz ist aber auch darüber traurig, weil ich sehe, ihr habt das Böse lieb; denn ich weiß, die Bösen — die Leute, welche von Jesus gehört haben, aber nichts von ihm wissen wollen — kommen nicht in den Himmel, sondern in die Hölle, in das große Feuer. Kommet doch

zu Jesus, höret, wenn ich euch sein Wort sage, öffnet eure Herzen, daß sein Wort in euer Inneres eingehen kann!“

Am Abend des Begräbnistages kehrten die nach der Rich-Insel verreisten Eingeborenen heim. Mit Tagesanbruch stellten



Thränensaat auf der Dampier-Insel.

sich die Knaben und Jünglinge einer nach dem andern ein, traurig und weinend, daß sie meine Frau nicht mehr vorfanden. „Oh, hätten wir doch nur zwei Mal auf der Rich-Insel geschlafen; oh, wären wir doch schneller nach Kulobob zurückgekehrt — dann hätten

Christen*) seh'n sich nie zum letzten Mal!

O du Wort voll Hoffnung und voll Frieden,
Sel'ger Trost, wenn Lieb von Lieb geschieden,
Balsam du, in aller Trennungsqual:
Christen seh'n sich nie zum letzten Mal!

Wenn du warm umfaßt die Hand des andern,
Wolltest gern mit ihm noch weiter wandern,
Und doch schied euch eurer Wege Wahl:
Christen seh'n sich nie zum letzten Mal!

Oder, wenn ein heiß geliebtes Leben,
Dem du gern noch Dank und Treu gegeben,
Früh vollendet seiner Jahre Zahl:
Christen seh'n sich nie zum letzten Mal!

Wohl in bangem Weh rinnt uns die Zähre,
Wohl empfinden wir des Daseins Leere;
Dennoch, wird's auf Erden öd' und kahl:
Christen seh'n sich nie zum letzten Mal!

Ob durch Leben, ob durch Tod getrennet,
Alles, was nach Jesus Christ sich nennet,
Trifft bei ihm sich einst im Freudensaal:
Christen seh'n sich nie zum letzten Mal!



*) Meine heimgegangene Frau hatte dies Gedicht, als sie als Braut nach Neu Guinea reiste, unterwegs in einer Zeitschrift gelesen und aufgeschrieben. Der unbekannte Verleger bezw. Autor wolle mir gütigst den Abdruck des Gedichtes erlauben.

wir die „gute Missis“ noch einmal sehen können!“ — „Ach, meine Missis — meine Missis ist gestorben!“ jammerten sie, „sie war immer so freundlich gegen mich, und wenn ich in ihre sanften Augen sah, schämte ich mich.“ — Andere sagten: „Oh Kunze, wie schmerzt es uns, Dich jetzt allein zu sehen! Siehe, Du hast jetzt niemand, der nachts bei Dir ist. Wir wollen abends zu Dir kommen und bei Dir schlafen, damit Du Dich nicht zu fürchten brauchst.“ Darauf antwortete ich: „Wohl ist es wahr, ich bin allein; aber Jesus ist bei mir, auch des Nachts; ich fürchte mich nicht, ich weiß, Er ist mein „Schild und Speer““. Mancher sagte: „Ach Kunze, ich mag gar nicht mehr zu Deinem Hause kommen. Wenn ich sehe, daß Du jetzt keine Frau mehr hast und allein bist, schmerzen mich meine Eingeweide.“ So kam bald dieser, bald jener, mir seine Teilnahme auszudrücken. Die Männer und Frauen setzten sich gewöhnlich still auf meine Veranda und weinten, um darnach wieder weiterzugehen.

Einer derselben fragte mich: „Ihr weißen Leute wißt doch, daß ihr hier sterbet; warum kommt ihr doch hierher und bleibt nicht in eurem Lande, wo ihr gesund bleibt?“ Ich erwiderte ihm: „Wenn wir nicht zu euch kämen und euch nicht von Jesus sagten, wären wir böse Leute. Weißt Du, wenn Du mit einem anderen durch den Wald gehst, so liegen oft viele Zweige mit Dornen auf dem Wege. Sieht nun einer von euch die Dornen, so sagt er zum anderen: paß auf! tritt nicht auf die Dornen, sonst verwundest Du Dir die Füße. So ist es auch mit den „Jesusfreunden.“ Sie wissen, daß alle, die nichts von Jesus wissen, auf schlechtem Wege sind. Da müssen sie zu diesen Leuten hingehen und sagen: paß auf! Du bist auf einem bösen Weg, auf dem Du verloren gehst — gehe den „Jesusweg“; auf dem nur kommst Du in den Himmel. — Gehst Du auf einem Wege, auf dem Dornen liegen, und der andere zeigt Dir nicht die Dornen und Du trittst hinein, so schiltst Du. So ist auch der Herr Jesus böse, wenn ich schweige und euch nicht zeige, daß euer Weg schlecht ist, und nur Jesus den Weg führt, der gut ist. Schweige ich, so bin ich kein „Jesusfreund“ und auch euer Freund nicht; dann komme auch ich in das große Feuer. Darum muß ich reden und euch von Jesus sagen.“ —

Dem Herrn geweiht.

Wie tröstlich mir nun auch einerseits die Teilnahme der Eingeborenen war, ebenso drückend war sie andererseits. Nicht nur deswegen, weil es einzelne unter ihnen gab, die lediglich ihre Teilnahme zur Schau trugen, um Tabaksgeschenke zu erbetteln oder

mich wohl gar zu bestehlen, sondern vor allem, weil ich immer wieder empfand, welch ein Segen meine Frau für die ganze Missionsarbeit gewesen war. Ich kann mit Recht von ihr sagen: sie war eine Missionarsfrau von Gottes Gnaden.

Als Kind einfacher Bürgersleute war sie in Mülheim a. d. Ruhr geboren. Schon bei der Geburt hatte die fromme Mutter ihr Kindlein dem HErrn übergeben mit der Bitte, daß es — wenn es Sein gnädiger Wille wäre — Ihm einmal in der Mission dienen dürfe. Beide Eltern hatten für alle Angelegenheiten des Reiches Gottes und insonderheit für das Werk der Mission ein warmes Herz und eine offene Hand. Schon seit Jahren pflegten die Missionare, wenn sie erholungsbedürftig aus der Heidenwelt zurückkamen, in ihrem Hause einzukehren und waren stets willkommene Gäste. — Vater und Mutter gehörten mit zu jenem kleinen Kreise der Stillen im Lande, die keine größere Freude kannten, als nach vollbrachtem Tagewerk sich mit einer Anzahl gleichgesinnter Freunde und Freundinnen um Gottes Wort zu versammeln. Es waren Leute der verschiedenartigsten Berufsklassen, die sich zu diesem Zweck zusammenfanden, Kaufleute, Bäcker, Schuster und Schiebkarrenmacher; aber wie bescheiden diese auch in ihren einfachen Kitteln aussahen, so brachten sie doch aus dem Schatz ihrer Erfahrung viel edles Gold hervor. In diesen Versammlungen, welche bald in dem Hause des einen, bald in dem Hause des andern abgehalten wurden, hatte auch das Andenken an den Mülheimer Liederdichter Tersteegen seine besondere Heimstätte. Tersteegens Schriften und Lieder waren jedem einzelnen dieses Kreises aufs beste bekannt und bildeten oft die Grundlage der tieferen, religiösen Gespräche, die hier gepflegt wurden.

Unter dem segensreichen Einfluß eines solchen Kreises wuchs Bernhardine auf. Vorläufig freilich ging sie in die Schule und war eine lustige „Springinsfeld", dabei aber voll zärtlicher Anhänglichkeit an ihre Eltern. Da die Geschwister zum Teil erwachsen waren und sich bald verheirateten, ward Bernhardine der Liebling des gealterten Vaters, während die Mutter sie durch gelinde Strenge vor väterlicher Verwöhnung zu schützen suchte. Im ganzen aber machte das Kind seinen Eltern kaum Not, da ihr Herz für die Wahrheit sehr offen stand und der Eltern Leben und Wandel tiefen Eindruck auf sie machte. Aus den Gesprächen der Eltern hörte sie auch schon frühe von den armen Heiden. Wie sehr ihr kindliches Gemüt davon bewegt ward, das zeigte sich bei einem Besuch, den um jene Zeit ein Missionar im Hause der Eltern machte. Das Kind sollte denselben eine Strecke Wegs durch die Stadt begleiten. Als sich der Missionar von dem Mädchen verabschiedete, brach es plötzlich in Thränen aus und bat: „Ach, nimm

mich doch mit zu den armen Heiden!" Der Missionar antwortete gerührt: „Jetzt bist Du noch zu klein, warte noch; vielleicht darfst Du, wenn Du groß bist, einmal zu den armen Heiden gehen."

Nachdem Bernhardine konfirmiert und aus der Schule entlassen war, nahm sie je länger je mehr Anteil an den Leiden und Freuden des Elternhauses, das von nun an durch viel Kreuz und Demütigung geführt wurde. Die Tochter sah, mit welcher Geduld und Beugung unter Gottes Hand die Eltern alle Trübsale ertrugen, und ward so selber in der Kunst geübt, stille zu sein und auf die Hilfe des Herrn zu harren.

Eine freudenreiche Abwechslung bereiteten ihr die Sonntage. Da durfte sie zusammen mit älteren Freundinnen in die Sonntagsschule gehen und den lauschenden Kindern biblische Geschichten erzählen.

Endlich kam die Zeit, wo sie das Elternhaus verlassen sollte. Ihre Eltern hatten sie in ein Pfarrhaus auf dem Lande in Pension gegeben. Hier umwehte sie nicht nur frische Wald- und Bergluft, sondern, was noch wichtiger war, ihre Seele atmete Himmelsluft. Auch lernte sie, sich zu bücken und in fremde Verhältnisse zu schicken.

Manchmal wollte sie das Heimweh befallen; da war denn die Freude groß, wenn ein Brief von der geliebten Mutter eintraf. Darin erinnerte sie die Mutter an den fleißigen Gebrauch des Bibelbuches und ans Gebet und ermahnte sie, doch ja der lieben Pfarrerin bei ihrer vielen Arbeit recht zur Hand zu gehen und ein offenes Auge für alle Gelegenheiten zu haben, wo sie ihr dienen könnte.

Je und dann nahm auch der Pfarrer seine „Pensionstochter" auf seinen Gemeindegängen mit, wobei sie die Not in den Hütten der Armen und Leidenden kennen lernte. Hier ward der Grund gelegt zu ihrer späteren, großen Dankbarkeit für alle Güte Gottes, die sie genießen durfte. Auch an den Singabenden des Kirchenchors ließ sie der Pfarrer teilnehmen. Es war dies ein besonderer Genuß für sie, namentlich, wenn der Pfarrer dabei auch noch aus der Mission erzählte.

An Leib und Seele gekräftigt, kehrte sie ins Elternhaus zurück. Keinem war ihre Rückkehr willkommener als dem Vater, der bald von Tag zu Tage schwächer und hilfloser wurde. Es gab nun eine schwere, langwierige Krankenpflege für Mutter und Tochter, welche aber dazu diente, daß sich beide immer inniger an einander schlossen und ihre Hände und Herzen im gemeinsamen Gebet zu Gott stärkten. Endlich durfte der Vater im Alter von 82 Jahren als ein müder Pilger heimgehen.

Von jetzt an lebte Bernhardine allein mit der Mutter und einer Tante zusammen. Das Geschäft führten sie gemeinsam fort

In der Sonntagsschule und später in einem Missionsnähverein, der im mütterlichen Hause sich versammelte, fand die Tochter ihre Erholung. Auch fernerhin fehlte es nicht an allerlei Kreuz und Not; bald traten Krankheiten ein, bald lasteten schwere Sorgen auf den Herzen; doch immer wieder half Gott durch.

Während dieses stillen, aber doch im ganzen glücklichen Zusammenlebens mit ihrer Mutter tauchte in Bernhardine immer mehr der Wunsch auf, Diakonissin zu werden. Doch Gott wies ihr einen anderen Weg. Bevor ich als Missionar nach Neu-Guinea ausging, hatte ich dies Haus wiederholt besucht, und je länger je mehr erkannte ich, daß ich nicht ohne göttliche Fügung dieser Familie nahe getreten war. Ich hielt um die Hand Bernhardinens an und zu meiner Freude gaben Mutter und Tochter ihr fröhliches „Ja“.

So ging in Erfüllung, was die Mutter gebetet und die Tochter als kleines Mädchen sich gewünscht hatte. Sie kam zu den armen Heiden nach Neu-Guinea und ist diesen Weg gerne gegangen, obschon sie wußte, daß ihrer hier viel Trübsal und vielleicht ein früher Tod wartete.

Als sie — damals noch Braut — in Bogadjim auf Neu-Guinea eintraf, war es mir leider — wie dies schon berichtet worden ist — nicht möglich gewesen, von der fernen Dampier-Insel zu ihrem Empfange zu erscheinen. So fand sie zunächst eine Unterkunft auf der Missionsstation Bogadjim. Dort wartete ihrer alsbald eine schwere Aufgabe. Die Missionsgeschwister auf Bogadjim, Missionar Arff und Frau sowie auch Dr. Frobenius, waren ernstlich erkrankt, und ihr, als der einzig Gesunden, fiel die Pflege der Kranken zu. Viele Nächte lang kam sie in kein Bett, sondern lag auf einem unbequemen Rohrstuhl, um für die nötigen Hilfeleistungen bereit zu sein. Am Tage aber durfte sie auch nicht müde sein; dann gab es in Küche und Haus Arbeit die Hülle und Fülle. — Der kranke Dr. Frobenius wollte ihr das Wachen erleichtern. Er ließ einen Miokesen neben seinem Bett schlafen, an dessen Arm er einen Bindfaden befestigt hatte, um ihn damit vom Bett aus wecken zu können, wenn er einer Handreichung bedurfte. Allein der Miokese schlief sehr fest und wachte vom Ziehen des Bindfadens nur selten auf. Dies konnte meine Braut nicht lange ansehen. Sie ging eines Abends heimlich hin und löste den Faden von dem Arm des Miokesen und legte ihn an ihren eigenen. Nun brauchte der Kranke nicht mehr vergeblich zu ziehen; meine Braut stand, ohne daß er es wußte, sofort zu seinem Dienst bereit. Zu allem ängstete sie auch die Sorge um mich; herrschte doch tagelang ein heftiger Sturm, welcher meinem Boot leicht gefährlich werden konnte. Oft suchte sie Zuflucht im Garten, um dort in einem stillen Augenblick sich Herz und Mut im Gebet zu stärken.



† Frau Missionar Kunze.

Ein Wonneblick.*)

Es bringt mich oft in seliges Entzücken
Der Wonneblick aufs große Hochzeitsmahl,
Dem ich auch selbst darf einst entgegenrücken,
Dem Opferlamm, erwürgt am Marterpfahl.
Durch Liebe ward mir solches zugedacht,
Mein Heiland hat es all zuweg gebracht.

Im Himmel ist vereint die sel'ge Schar,
Die durch viel Not aus allem Volke kam.
Sie stehet froh vor Gottes Gnad'altar,
Auf ihrer Stirn das Mal**) vom Bräutigam.
Das Lamm, das sie von ihrer Sünd befreit,
Man lobt und preiset es in Ewigkeit.

Dort ist kein Leid, noch Sünde, Elend, Jammer,
In weißem Kleide pranget Jedermann.
Auch keine Sonne geht aus ihrer Kammer†),
Denn Schild und Sonne ist Jehovah††) dann.
Der Nächte Dunkel tritt dort nicht mehr ein,
Es wird verdrängt vom ew'gen Gnadenschein.

Mit großer Freude werde ich begrüßen
All meine Lieben dort im Himmelslicht,
Vereint wir werden dann die Ruh genießen,
Die uns der Herr in seinem Wort verspricht;
Und jeder dort sein Halleluja singt,
Lob, Ehr und Preis dem teuern Jesus bringt.

---

*) Dies sinnige Gedichtchen, welches vielleicht auch dem Leser zur Erquickung gereicht, fand sich auf einem Zettel unter dem Nachlaß meiner sel. Frau. Daß es von ihr selbst gefertigt ist, kann ich nicht behaupten. Ich weiß nur, daß sie jeweilig schüchterne Versuche machte, die Gedanken ihres innigen Gemütes in Verse zu fassen; aber sie war zu bescheiden als daß sie davon ihrem Manne viel verraten hätte. Sie war eine Freundin guter Lieder und Gedichte, deren sie eine Fülle wußte. Sie waren ihr ein edler Schatz in allen Lebenslagen.

**) Offb. 22, 4; †) Psalm 19, 6; ††) Offb. 21, 23 u. 7, 13—17.

Endlich kam ich, und wir konnten unsere Hochzeit feiern, welcher am Anfang dieses Büchleins gedacht ist. Missionar Bergmann von Siar hielt uns die Hochzeitspredigt. Sein Text, Hebr. 6, 12: „Werdet Nachfolger derer, die durch den Glauben und Geduld ererben die Verheißungen", sollte zugleich die Ueberschrift unserer nur kurzen Ehe sein.

Gar oft galt es — wie wir gesehen haben — auf dem einsamen Posten der Dampier-Insel Glauben und Geduld zu beweisen, und ich darf es der nun Heimgegangenen nachrühmen, sie hat mich oft beschämt. Wie manchmal hat sie mich getröstet und gestärkt, wenn ich den Mut verlor und Schweres und Betrübendes über uns kam! Wieviel Glauben und Geduld hatte sie nicht auch den Papua gegenüber! Immer wieder sagte sie: „Wir müssen den Widerwärtigsten die größte Liebe erweisen." Und was sie sagte, das that sie. Sie brauchte nur die Stimme eines Eingeborenen zu hören, der uns viel Verdruß zugefügt hatte, so war sie auch schon auf der Veranda, um ihn aufs Freundlichste anzublicken und anzureden. Einmal bemerkte sie mir gegenüber: „Siehe, was wir haben, ist alles des Herrn; laß uns mit allem dem Herrn dienen! Es soll nichts in unserem Hause sein, was wir nicht gerne benutzten, um den Papua Liebe zu erweisen, und sie dadurch dem Herrn Jesus näher zu bringen."

Bestahlen uns die Eingeborenen, so pflegte sie zu sagen: „Es ist genug, daß der Herr Jesus alles weiß: wir wollen für das arme Volk beten!" Mit großer Liebe umfaßte sie vor allem die Papuajugend, und weil sie schon in der Sonntagsschule ihrer Heimat im Umgang mit Kindern viel Uebung erlangt hatte, so wurde es ihr sehr leicht, die Jugend an sich zu fesseln. Kamen eingeborene Frauen über unsere Missionsstation, so setzte sie sich gerne mit ihnen im Hof auf einen Holzklotz oder Baumstamm, um sich mit ihnen zu unterhalten und ihnen dabei ein Wort des Lebens ins Herz zu senken. Einst traf ich sie auf der Veranda in Thränen. Als ich sie nach dem Grunde ihrer Betrübnis fragte, antwortete sie: „Ach, da sind eben wieder Leute vorbeigegangen. Wenn ich daran denke, was für arme Menschen sie in ihrem Heidentum sind, dann wird mir das Herz schwer, zumal wir ihnen noch so wenig vom Heiland sagen können." — Als ihr eines Tages einer der Knaben, die uns bestohlen und sich längere Zeit von uns fern gehalten hatten, zu Gesicht kam, sagte sie unter Thränen: „Der ist auch ein solch verirrtes Schäfelein; ich kann ihn gar nicht vergessen — möchte ihm doch der gute Hirte nachgehen!"

Mit großer Einfachheit wußte sie Jungen und Alten dies und jenes aus der Bibel zu erzählen, obgleich sie der Sprache noch so wenig mächtig war. So berichtete sie mir einmal ein Gespräch, welches sie eben mit einem Heiden gehabt hatte und

fügte am Schluß hinzu: „Ach, das hast Du doch längst schon viel besser gesagt.“ Ich war erstaunt über die schlichte und doch so klare Art, worin sie dem Manne eine Wahrheit ans Herz gelegt hatte, und mußte ihr aufrichtig gestehen: „Nein, so gut wie Du, habe ich es noch niemals gemacht.“ Eines Sonntags sagte sie zu mir: „Ich will nur gar kein gutes Kleid anziehen, ich kann mich dann den Leuten nicht so hingeben, wie ich es möchte, sondern muß immer aufpassen, daß sie mich nicht beschmutzen. Wenn die Leute sehen, daß ich mich wegen meines Kleides vor ihnen in acht nehme, sind sie gar nicht so zuthunlich und offen.“ Dies einige Züge aus dem Leben und Wirken meiner unvergeßlichen Gattin. Wie oft habe ich ihren stillen Lebenswandel betrachten müssen. Ich sah es mit meinen Augen, wie sie abnahm, Jesus aber in ihr zunahm, und eine innere Stimme sagte mir: „Deine Frau reift der Ewigkeit entgegen, wundere dich nicht, wenn der himmlische Schnitter kommt, diese Aehre heimzuholen.“ Das ist geschehen, und wie könnte ich mit Gott hadern, daß er es gethan hat? Die Heimgegangene war in den ersten Lebensstunden von frommem Mutterherzen dem Herrn und seinem Dienst geweiht worden; als eine dem Herrn Geweihte hat Er sie zu sich gezogen aus lauter Güte.

Wartezeit. — Wiedersehen.
Das dritte Grab.

Nach dem Heimgang meiner Frau folgte für mich eine dreiwöchentliche, stille Wartezeit mit vielen inneren Nöten und Kämpfen. Gott hatte mich „besonders“ genommen, und was Er mir in der Stille des Herzens sagte, war ernst und demütigend. Die Wartezeit wurde zur heiligen Gerichtszeit, aber Gott Lob! ich glaube sagen zu dürfen, auch zu einer reichen Segenszeit, die mich hineinschauen lehrte in die Tiefen Seiner Barmherzigkeit und Gnade, so daß ich Ihm von Herzen danken konnte.

Drei Wochen nach dem Tode meiner Frau saß ich eines Sonntags auf der Veranda und las, da höre ich vom Meere her ein eigentümliches Getön, wie das Klappern der Ruder eines nahenden Bootes. Ich schaue auf, kann aber von einem Boot nichts erblicken. Plötzlich kommt einer meiner Miokesen und meldet: „Dr. Frobenius ist soeben mit dem Boot angekommen!“ und in wenigen Minuten steht der Gemeldete vor mir. Ach, es war ein schmerzliches Wiedersehn. Der liebe Freund war von Siar abgefahren in dem guten Glauben, meine Frau und mich anzutreffen, und nun lag die erstere schon seit Wochen in der Gruft.

Dazu hatte mir Dr. Frobenius noch eine weitere Trauerkunde zu überbringen, nämlich die Nachricht von dem Heimgang meiner lieben Mutter, welcher wenige Wochen später auch mein Vater in die Ewigkeit folgte. Das war allerdings des Leids viel in dieser kurzen Zeit.

Doch war ich dem treuen Gott dankbar, daß er mir wenigstens den treuen Freund zugeführt hatte, dessen mehrwöchentlicher Aufenthalt mir zum großen Trost werden sollte. Auch war ich jetzt, da Dr. Frobenius mich auf Dampier vertreten konnte, in der Lage, nach Siar und Bogadjim zu fahren, um von dort aus Verwandte und Freunde in der Heimat von dem Tode meiner Gattin zu benachrichtigen. Es that mir wohl, nach Verlauf eines Jahres wieder einmal im Kreise teilnehmender Missionsgeschwister sein und mich an ihrer Gemeinschaft erquicken zu dürfen. Gestärkt kehrte ich nach achttägigem Aufenthalt von dort zurück und konnte mich nun wieder der Missionsarbeit widmen, bis ich im Juli abermals dorthin fuhr, um den inzwischen von Deutschland eingetroffenen Bruder Pilkuhn abzuholen, der den Auftrag erhalten hatte, mir in meiner Arbeit auf Dampier zur Seite zu stehen. Als ich in dessen Begleitung zurückgekehrt war, verließ uns Dr. Frobenius, um in seine eigene Arbeit auf Siar zurückzutreten.

Leider litt Br. Pilkuhn sehr bald stark am Fieber und erholte sich nur sehr langsam. Es schien, als ob sein sonst so kräftiger Körper das Klima gar nicht ertragen könne. Als er reichlich drei Monate bei mir gewesen war, befiel ihn abermals ein heftiges Fieber. Tag um Tag verging, und es trat keine Besserung ein, im Gegenteil, sein Zustand wurde immer bedenklicher, und noch waren nicht $^{3}/_{4}$ Jahr seit dem Tode meiner Frau verstrichen, da mußte ich zum dritten Male allein auf meiner einsamen Insel an einem Grabe stehen. Wieder hatte unsere Mission eines ihrer Glieder verloren, einen Mann von aufrichtiger Demut und großer Dienelust. Schmerzlich empfand ich die Lücke; um so dankbarer war ich, daß ich bald einen lieben Gefährten erhielt. Im Dezember schon kam Missionar Dassel von Deutschland an, um Freud und Leid auf der Dampier-Insel mit mir zu teilen.

* * *

Mit dem hier vorliegenden zweiten Heft habe ich dem Leser einen Einblick in Lust, Leid und Arbeit eines Missionars auf einsamem Missionsposten gegeben. Er sieht dabei in den Beginn einer Missionsthätigkeit, und ich hoffe, daß aus dem Gelesenen klar geworden ist, daß die Missionsarbeit unter solch wildem Volk, wie

es die Papua sind, nicht einer Pflanze gleicht, die über Nacht hervorschießt und alsbald herrliche Früchte trägt; im Gegenteil, sie gleicht den Palmen, die da langsam wachsen, und auf deren edle Früchte man in Geduld und Glauben warten muß. „Siehe, ein Ackersmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis sie empfange den Frühregen und Spatregen. Seid ihr auch geduldig und stärket eure Herzen! Wisset, daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, **Geduld** wirket." (Jac. 5, V. 7 u. 8; 1, V. 3). Solches gebe in Gnaden allen, die in der Mission und für die Mission arbeiten: der Gott der Geduld und des Trostes.

Will's Gott, so folgt in Kürze noch ein drittes und viertes Heft, wie dieses.



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft:

„Schwierige Missionsanfänge auf einsamer Südsee-Insel.“

Seite

Eine Umschau 5
Unser Reisegepäck und unsere Reisebegleitung 8
Unsere Landung auf der Insel 9
Auf einsamem Strande 12
Ein Zelt, welches kein Zelt war 13
Uebersiedelung nach Kulobob 16
Der erste Abend in Kulobob 17
Ein Tag geringer Dinge 22
Der Platzkauf 26
Im Kampf mit dem Urwald und der Selbstsucht der Papua 30
Unsere Erfahrungen bei der Erlernung der Sprache. — Reiselustige Wasserkasten 34
In der eigenen Hütte 37
Wie wir wohnen, kochen und baden 40
Die neue Missionsstation 43
Im Urwald verirrt und ernster Lebensgefahr entgangen 45
Die Papua als Diebe. — Ein seltsamer Aufzug. — Im bösen Verdacht 49
Schwere Krankheit in der Missionshütte. — Flucht der Miokesen. — Unerwarteter Besuch 53
Der Bau des Hauses kann begonnen werden. — Das erste Grab auf der Dampier-Insel 60
Ein seltsamer Aufstieg zum Dachgerüst. — Meine erste Bootsfahrt über See 66
Wieder einmal ein Postschiff! — Auch die Bretter kommen! In großer Not — der gnädige Gott! 69
Das Missionshaus wird endlich fertig. Wie es aussieht 74

(Siehe folgende Seite.)

Zweites Heft:
„Ein schönes Tagewerk in einem Lande der Thränen und Trübsale."

Seite
Eine seltsame Hochzeit. — Was Missionar Scheidt während meiner Abwesenheit auf der Dampier-Insel erlebte 3
Meine Frau und die Papua 6
Was noch mehr mit dem Einzug meiner Frau verbunden war 9
Die Papua besehen unsere Hauseinrichtung und haben ihre eigenen Gedanken über Uhren und Engel . . . 11
Noch mehr von einem Papuabesuche. — Was Missionsleute dabei lernen und was sie erfreut 13
Warum wir keine Papua als Dienstboten erhalten . . 16
Die Miokesen, unsere dienstbaren Geister 17
Eine erschütternde Kunde. — Die Blutthat von Malala 24
Bange Tage und Nächte. — Malala gestraft . . . 30
Wundbehandlung und „Nawir". — Am Schleifstein. — Tauschwaren, für die Papua ein Antrieb zu Arbeit und Erwerb 34
Gute und böse Erfahrungen in Handel und Wandel mit den Papua 39
Aeußere Arbeiten, für den Missionar ein notwendiges Uebel und doch zugleich ein Segen für die Missionsarbeit 44
Mancherlei Erlebnisse. — Enttäuschte Hoffnungen . . 46
Ein Tag guter Botschaft. — Ein Besuch in Sehu . . 53
Missionsversuche in den Dörfern. — Etwas vom papuanischen Heidentum 60
Der „Barak" und das erste Weihnachtsfest auf der Dampier-Insel 65
Ein übler Gast. — Zauberei und Mord 68
Ernstes und Heiteres. — Die Näh- und Strickschule . 71
Das Kriegsschiff. — „Quasimodogeniti = wie von neuem geboren" 79
Christen seh'n sich nie zum letzten Mal. (Gedicht) . . 84
Dem Herrn geweiht. (Ein Lebensbild) 85
Ein Wonneblick. (Gedicht) 90
Wartezeit. — Wiedersehen. — Das dritte Grab . . 92

Druck von Ernst Siedhoff in Bielefeld.

Allerlei Bilder aus dem Leben der Papua.

Ein schlichter Beitrag zur Kenntnis der Bewohner Neu-Guineas

von

G. Kunze,
Rheinischem Missionar,
ehedem auf der Dampier-Insel.



Barmen 1897.
Im Verlage des Missionshauses.

Warum es gut ist, sich unter den Papua umzusehen.

Es ist einem Arzte nicht gleichgültig, in welchen äußeren Verhältnissen der Kranke, den er zu behandeln hat, lebt, — ob er in einem dumpfigen Winkel wohnt, fern von gesunder Luft und fern von jedem Strahl der Sonne, oder in einem luftigen Zimmer mit einigen Fenstern nach der Sonnenseite. Der Arzt weiß recht wohl, die Genesung eines Kranken, wenn er überhaupt heilbar ist, hängt in nicht geringem Maße von einer freundlichen Wohnung und sonstigen, der Gesundheit förderlichen Umständen ab. Aehnliches gilt aber auch von den heidnischen Völkern, welchen die Mission durch die Predigt des Namens Jesu Heilung ihres Volks- und Seelenschadens bringen will.

Wenn dieser innere Heilungsprozeß bei dem einen Volke langsamer, bei dem anderen schneller vor sich geht, so beruht diese Verschiedenheit nicht zum wenigsten auf dem Einfluß von allerlei äußeren Verhältnissen, die entweder dem Evangelium günstig oder ungünstig sind.

Hat zum Beispiel ein Volk in seinem Lande gute Wege und Straßen, Wagen oder Reittiere, so kann sich hier natürlich die Mission weit schneller ausbreiten, als in einer Gegend, wo Verkehrsstraßen und Verkehrsmittel fehlen. Ebenso kann ein Volk, welches in Dörfern zusammenlebt und darin einen Sammelpunkt hat, viel leichter von dem Evangelium Kenntnis erhalten, als ein solches, das, wie die Zigeuner, überall und nirgends wohnt. So ist es auch nicht gleichgültig, ob bei einem heidnischen Volke das Familienleben und die Kindererziehung völlig verderbt ist oder in dieser Hinsicht noch auf Zucht und Sitte gehalten wird. Wo das Familienleben noch gepflegt wird, wenn auch in sehr dürftiger Weise, da findet das Evangelium meist leicht eine Heimstätte, während es dort, wo das Familienleben zerrüttet ist, lange Zeit ein Fremdling bleibt, so daß die Sonne der Gnade die Sümpfe heidnischen, sittlichen Verfalls nicht so bald auszutrocknen vermag.

Wer also wünscht, daß das Wort vom Kreuz unter einem Volke erfolgreichen Eingang habe, dem muß daran liegen, die Verhältnisse, darinnen es lebt, kennen zu lernen. Er wird es nicht unterlassen, nachzuschauen, ob das Heidentum des betreffenden Volkes nicht etliche nach der „Sonnenseite“ gelegene „Fenster“ aufweise, durch welche Licht und Wärme des Evangeliums einzudringen vermag. So denke ich, wird es auch dem Bedürfnis aller

rechten Missionsfreunde entsprechen, wenn ich sie im Nachfolgenden einen Blick thun lasse in die äußeren Verhältnisse der Papua auf Neu-Guinea, eines der jüngsten Pfleglinge deutscher Missionsliebe.

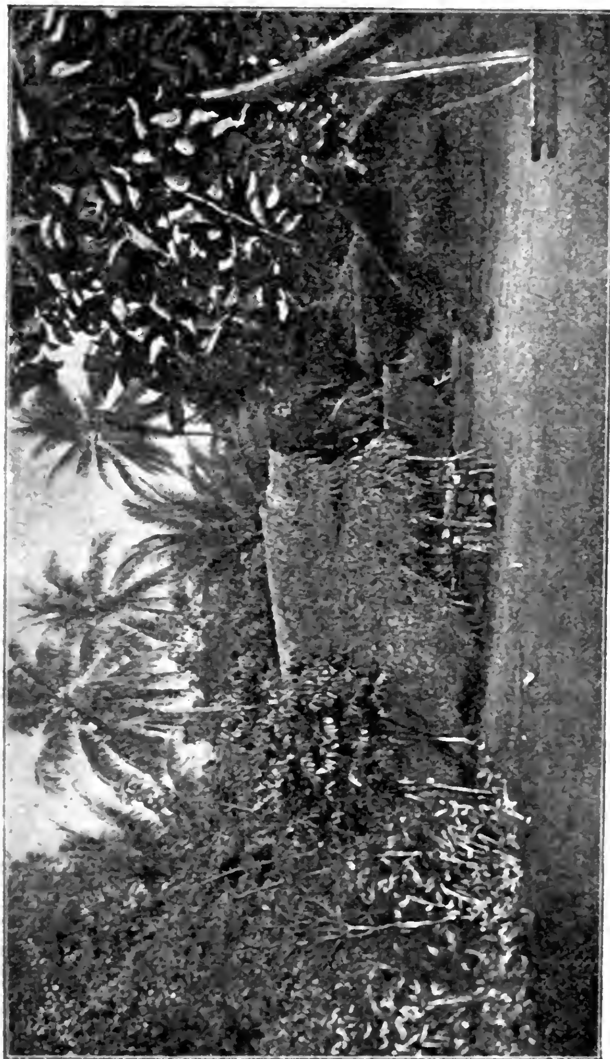
Ein Sprichwort sagt: „Was man nicht kennt, das liebt man nicht." Dienen diese Blätter dazu, daß jemand die Papua kennen lernt, so zweifle ich nicht, daß er sie auch lieb gewinnen wird, selbst, wenn meine Mitteilungen manches zur Kenntnis bringen, was am Papua keineswegs anmutet.

Sehen wir uns also ein wenig unter diesem Volke um und schauen zunächst

Wie es in einem Papuadorfe aussieht.

„Es liegt doch allerliebst, so ein Papuadörfchen! welch' lauschiges Plätzlein haben sich diese Wilden zum Wohnsitz gewählt!" so oder ähnlich wird vielleicht sagen, wer sinnend das nebenstehende Bild betrachtet, welches einen Teil eines Papuadorfes vor Augen führt. Aber es ist weniger der Sinn für das Schöne, der die Papua bestimmt, sich mit ihren Hütten hinter dem üppigen Grün der Bäume und Palmen, als in einem lieblichen Versteck, zu verbergen, als vielmehr die Furcht vor Sturm. Wie leicht könnte ein heftiger Wind die Hütten umwerfen oder deren leichte Dächer abdecken, wenn sich nicht seine Gewalt an den das Dorf umgebenden Bäumen bräche; und wie würde den Papua im Schlafe die Haut zittern, wenn die kühlen Nachtwinde ohne Hemmnis durch ihre luftigen Wohnungen strichen! Freilich herrscht dann zu Zeiten, wo der Wind nur spärlich weht und die heißen Strahlen der Tropensonne auf dem Dorfe ruhen, in demselben eine solche Stickluft, daß man schwer begreift, warum die Papua nicht etliche Bäume fällen und ein Loch in der Natur machen, welches ihnen das Luftschnappen erleichtert. Allein der Papua nimmt diesen Uebelstand gerne in Kauf, wenn die Bäume zu anderen Zeiten die Freundlichkeit haben, ihn gegen Meister Blasius zu schützen.

Da sind es vor allem die herrlichen Kokospalmen, welche dem bescheidenen Papuadörfchen ein fast Achtung gebietendes Ansehen verleihen. Zwischen andere Bäume oder auf freie Dorfplätze gepflanzt, breiten sie auf 50—90 Fuß hohen, kahlen Stämmen ihre großen Blattwedel, gewaltigen Fächern gleich, aus und schauen auf alles, was zu ihren Füßen ist, wie stolze Königinnen herab. Es sind fürstliche Gestalten, diese Palmen, und fürstliches Wesen verraten sie auch dann, wenn sie nicht gerade und schlank in die Höhe steigen, sondern sich schief und krumm über den Dorfplatz oder die benachbarten Hütten hinweg neigen. Als echte Kinder



Blick in ein Papuadorf.

der Sonne entziehen sie sich dem Schatten benachbarter Bäume und strecken sich aus nach dem oberen Lichte. Wieviel können diese Königinnen unter den Bäumen einen Menschen lehren, der, obschon von höherer Art als sie, dennoch von Natur die Finsternis lieber hat, als das Licht! — Neben den Kokospalmen finden sich als gute Nachbarinnen auch Betelpalmen, die auf schlankem, leicht beweglichem Stamme hoch in der Luft ihre Blätterhäupter wiegen. Außer dem Baum- und Palmenschmuck, der jedes Papuadorf ziert, sieht man bei den Hütten und auf freien Plätzen noch buntfarbige Sträucher, deren vorzugsweise in Rot und Gelb prangende Blätterfülle das Auge des Besuchers erfreut und zugleich die Lieblingsfarben der Papua verrät.

So mutet ein Papuadorf mit den zur ganzen Umgebung harmonisch passenden, gebräunten Blätterdächern seiner Hütten sehr freundlich an, namentlich wenn die Bewohner des Dorfes auch noch dafür sorgen, daß die freien Plätze desselben jeden Tag regelmäßig von den Frauen rein gefegt werden, so daß sie das Aussehen einer sauberen Tenne haben. Leider aber geschieht dies nicht überall. Es giebt genug Papuadörfer, wo man im Reinhalten und Fegen der Plätze sehr lässig ist und auf denselben Gras und Unkraut wuchern läßt.

Wie die Häuser bezw. Hütten eines Papuadorfes beschaffen sind, zeigt das Bild auf Seite 5. Wir erblicken in der Hauptsache nur mächtige Dächer; gewöhnlich ruhen diese auf vier bis sechszehn Fuß hohen Pfählen und reichen häufig bis zum Erdboden herab. Sie sind mit den Blättern der Nipa- oder Sagopalme oder, wo diese nicht zu haben sind, mit langen Pandanus*)-blättern, Gras oder Baumrinde gedeckt. In gleicher Höhe mit den Pfählen, welche das Dach tragen, befindet sich der hölzerne Fußboden, aus den gewölbten Schwarten (Rindenstücken) einer gewissen Palme hergestellt. Ein solcher Fußboden ist natürlich sehr wellig und holperig, so daß es schwer sein würde, darauf einen Stuhl sicher hinzustellen. Auch dünkt es einen nicht gerade angenehm, darauf langausgestreckt zu schlafen, wie der Papua es thut. —

Vor der ersten Hütte links sitzt mit verschränkten Armen ein Papuamädchen. Diese Hütte ist eine Familienwohnung, darin nur verheiratete Männer oder Frauen wohnen. Solche Hütten haben Giebelwände aus Blättergeflechten und am Vordergiebel eine kleine, überdeckte Veranda, von welcher man durch einen kleinen Eingang ins Innere der Hütte gelangt. Doch wer hinein will, für den heißt es: Joachimchen, bücke dich! Denn der Eingang

*) Näheres über Pandanus siehe: Im Dienst des Kreuzes (erstes Heft) Seite 39.

ist nicht viel größer als ein mittelmäßiger Fensterflügel alten Stils. Die Thür bildet ein mattenartiges Geflecht, das nur des Nachts oder, wenn die Insassen abwesend sind, vor den Eingang gestellt und mittelst Stöcken, welche die Stelle von Riegeln versehen, geschlossen wird. Nach Fenstern sieht man sich in einer Papuahütte vergeblich um. Doch halt! im Vordergiebel ist unter dem Dachfirst eine dreieckige Oeffnung. Das ist das Fenster einer Papuahütte, wenn auch ohne Glas und Rahmen. Durch diese Oeffnung dringt so viel Luft und Licht herein, als es der Papua für nötig hält. Da die Leute sich nur des Nachts oder bei unwirtlichem Wetter in ihren Hütten aufhalten, so empfinden sie es auch nicht als eine allzugroße Unbequemlichkeit, nur unter dem Dachfirst aufrecht stehen zu können und sich desto tiefer bücken zu müssen, je weiter sie sich nach den Seiten der Hütte begeben.

Gegenüber dieser Familienhütte, an der rechten Seite, sehen wir eine Schlaf- und Unterkunftshütte für unverheiratete Männer und Gäste. Sie entbehrt der Veranda, hat aber an beiden Giebeln, welche nicht selten ganz offen sind, ein gegen Regen und Sonne schützendes Vordach. Im Innenraum dieser Hütte befindet sich an einer ihrer Längsseiten ein nicht sehr breiter Gang, daneben eine Art Podium, auf dem die Männer sitzen oder schlafen. Will man in eine solche Unterkunftshütte gelangen, so bleibt nichts übrig, als hineinzuklettern, wenn man nicht, wie der Papua, durch einen kühnen Sprung oder gewandten Schwung seinen Körper hinein zu bringen vermag. Anders ist es mit den Familienhütten. Vor ihnen findet sich meist eine schräg an die Veranda angelegte Latte oder ein mit einigen Kerben versehener Baumstamm. Dem beschuhten Europäer ist eine solche schiefe Ebene freilich kein anmutender Ersatz für eine Treppe, während sie den bloßfüßigen Papua vollkommen genügt. Statt dieses schrägen Steges bringt der Papua wohl auch eine aus etlichen Stangen und kurzen Stäben zusammengebundene kleine Leiter an, wie sie das Bild bei einer der hinteren Hütten zeigt; er zweifelt dann aber auch nicht, seiner und anderer Bequemlichkeit im weitgehendsten Maße Rechnung getragen zu haben.

Jedoch nicht immer bauen die Papua ihre Hütten so, wie sie auf dem Bilde zu sehen sind. Nicht nur, daß sie dieselben jeweilig mit Seitenwänden von rohen Brettern, Blättergeflechten oder Baumrinde versehen, sondern sie bauen sogar zwei- und dreistöckige Hütten. Ja, manchmal errichten sie dieselben 50, 60 und mehr Fuß hoch auf den starken Aesten eines Baumes, so daß man nur an einer langen Strickleiter in das Wolkenkuckucksheim gelangen kann. Diese Baumhäuser*) sind die Festungen der Papua; zuweilen aber dienen sie noch einem andern Zweck. Da hat ein Papua

*) Vgl. „Im Dienst des Kreuzes" (erstes Heft), S. 46.

seine Hütte auf einen Baum am Meeresstrande gebaut. (Siehe nebenstehendes Bild.) Man könnte meinen, er wolle hier zur Luftkur hausen; aber das ist weit gefehlt. Während er hoch über dem Wasserspiegel residiert, sieht er dem Treiben der Fische zu, und wagt sich ein Fischlein an die Oberfläche, flugs hat er seinen Bogen gespannt und erschießt es mit dem Pfeil.

Unter den Hütten eines Papuadorfes zeichnet sich eine durch Größe und gediegenen Bau vor allen anderen aus. Sie ist nach Art der Unterkunftshäuser eingerichtet und hat gewöhnlich zwei Eingänge, die aber stets durch davor gestellte Blättermatten verschlossen werden. Zuweilen haben diese Hütten an den Seiten des Vordergiebels als besondere Zierde zwei götzenartige Schnitzfiguren von sehr fratzenhaftem Aussehen, dazu mit roter und weißer Farbe bemalt. Am Vordergiebel hängt, an dem Firstbalken befestigt, meist auch ein Fetisch, ein aus Holz geschnitzter Fisch oder dergl., worin nach Meinung der Papua eine Zauberkraft wohnen soll. (Vgl. Bild S. 81.)

Als ich in Begleitung anderer zum ersten Mal eines solchen Gebäudes ansichtig wurde und wir uns demselben näherten, traten alsbald etliche Papua herzu und bedeuteten uns, daß wir als weiße Leute dieser Hütte gegenüber nicht zu neugierig sein dürften. „In diese Hütte", sagten sie mit der ernstesten Miene von der Welt, „dürft ihr nicht, ebensowenig wie unsere Frauen. Da hinein dürfen nur wir Papuamänner. Würden unsere Frauen in die Hütte sehen oder kommen, so müßten sie sterben. Darum sehet auch ihr ja nicht hinein! — auch ihr müßtet sterben." Doch, wenn die Leute meinten, sie hätten uns auf diese Weise eingeschüchtert, so hatten sie sich geirrt. Sie waren schließlich nicht einmal abgeneigt, uns für ein wenig Tabak selber in die Hütte einzuführen. Einer der Männer zog das den Eingang verschließende Mattengeflecht ein wenig zur Seite, so daß wir uns einer nach dem andern durch die Oeffnung hindurchzwängen konnten. Nachdem der öffnende Papua ebenfalls hindurchgeschlüpft war, verschloß er den Eingang wieder sorgfältig, damit uns kein Unberufener nachblicke. Obgleich in der Hütte gar nichts besonders Auffallendes zu sehen war, so thaten die uns umstehenden Papua dennoch sehr wichtig, namentlich, als sie uns ein großes Blasinstrument zeigten. Es war dies eine hohle, von Rauch geschwärzte Kalabasse (Flaschenkürbis) und hatte etwa die Gestalt eines Nachtwächterhornes aus früherer Zeit. Durch dies Instrument, bedeuteten sie uns, rede jeweilig ein Geist. Auch behaupteten sie, diesen Geist schon gesehen zu haben; ihre Frauen hingegen dürften ihn nicht sehen, ebensowenig wie das Instrument, sonst müßten sie sterben. Wir sollten darum auch die Frauen nicht merken lassen, daß wir das Instrument gesehen hätten, und noch viel weniger ihnen sagen,

wie dasselbe beschaffen sei. — Es ward uns bald klar, daß wir uns hier in einem Schlupfwinkel papuanischen Heidentums befanden, und an den zum Teil spöttischen Mienen der Männer erkannten wir, daß das Geheimnisvolle dieser stattlichen Hütte nichts als ein Gespinst heidnischen Luges und Truges war.



Baumhaus am Meeresstrande.

So wie wir in die Hütte hineingeschlüpft waren, mußten wir nun wieder herausschlüpfen, und über all der Geheimthuerei, welche die Papua dabei aufs neue an den Tag legten, hätten wir uns fast einbilden können, es sei uns eine besondere Ehre widerfahren.

In diesen Hütten feiern die Papua ihre großen Feste, während zu anderer Zeit die Männer und Jünglinge sie als Schlaf- und Versammlungsstätten benutzen. In einem Bergdorfe auf der Dampier-Insel fand ich ein solches Gebäude, das nach seiner ganzen Bauart ein deutsches Dorfkirchlein hätte sein können; fehlte ihm doch nicht einmal ein rundes, spitzes Türmchen auf dem Dache. Beim Eintritt ins Innere wurde mir freilich der Gedanke an ein Kirchlein sofort ausgetrieben, denn ich erblickte eine große, scheußliche Schnitzfigur, welche dem Türmchen als Träger diente.

Erstaunlich ist, daß der Papua alle seine Bauten ohne Nägel verfertigt. Jedes Ding in oder an einer Papuahütte wird mit vorzüglichen Bindematerialien, welche die Natur dem Papua liefert, festgeknüpft oder festgeflochten, und das nicht nur geschickt und solid, sondern auch so, daß es einen das Auge erfreuenden Anblick bietet.

Auffallend weiter sind in einem Papuadorfe die großen, tischartigen Gestelle, welche man fast bei jeder Familienhütte wahrnimmt. Sie bestehen aus starken, in der Erde befestigten Pfählen und einem darüber angebrachten Fußboden von Palmenschwarten. Häufig sind sie auch mit einer niedrigen Lehne versehen. Auf diesem Gestell, vom Papua padim*) genannt, pflegt der Hausherr seine Hauptmahlzeiten einzunehmen; hier, im Freien, pflegt er auch mit seinen Gästen, die ihn aus nah und fern besuchen, zu sitzen, sie zu bewirten oder sich mit ihnen zu unterhalten.

Hie und da sieht man in der Nähe der Hütten einen kleinen Pferch. Innerhalb desselben stehen junge Kokospalmen oder andere, dem Papua wichtige Nutzpflanzen, die sich hier, vor den Schweinen des Dorfes geschützt, entwickeln und hernach an Ort und Stelle ausgepflanzt werden. Nicht selten bemerkt man auch in der Nähe der Hütten auf ganz beliebigen Bäumen Kokosnüsse, die, zu 4 bis 6 Stück an einander gebunden, von den Aesten herniederhangen. Es sind dies solche, die man zum Pflanzen bestimmt hat, und die man hier so lange hängen läßt, bis die sich vom Inhalt der Nuß nährenden Keime eine Länge von zwei bis drei Fuß erlangt haben. Dann pflanzt man sie mitsamt der Nußschale in die Erde, wo sie im Lauf der Jahre zu stattlichen Palmen heranwachsen.

Bietet so schon ein Papuadorf vielerlei, was die Aufmerksamkeit des Besuchers in Anspruch nimmt, so nicht minder

Der Papua häusliche Einrichtung und ein Blick in ihr Dorfleben.

Die häusliche Einrichtung einer Papuafamilie ist natürlich höchst einfacher Art. Vergeblich sieht man sich nach Tischen, Stühlen

*) Auf Dampier.

und Bettstellen um. Das alles sind Dinge, die der Papua entbehren kann. Er schläft auf dem nackten, welligen Fußboden, worauf im besten Falle ein Mattengeflecht oder ein lederartiges Stück Rinde ausgebreitet ist. Bettdecken giebt es ebensowenig. Wie der Papua am Tage dahingegangen ist, so liegt und schläft er des Nachts. Nur seinen breiten Bambuskamm hat er aus den Haaren genommen und über seinem Haupte in dem Blätterdach festgesteckt. Dort hängt auch sein gestrickter Schulterbeutel, den er beim Morgengrauen mitsamt dem Kamm wieder zu sich nimmt. Als Kissen dient ihm ein rundes Holzstück oder auch, wenn mehrere Leute nebeneinander schlafen, ein langer, abgeschälter Baumstamm. Darauf legt der Papua seinen Kopf, so daß ihm das Rundholz im Nacken liegt. Ist ihm dies zu unbequem, so faltet er wohl noch einen Lappen Baumbast zusammen und legt ihn zwischen Kopf und Rundholz. Hin und wieder findet man auf Neu-Guinea auch Kopfkissen aus Holz, welche für ein kleines papuanisches Kunstwerk gelten können. Sie sind mit Schnitzfiguren verziert und haben einige Aehnlichkeit mit den Kopfkissen der Chinesen; doch dienen sie den Papua fast lediglich als Perückenschoner. Sie gebrauchen dieselben, wenn sie ihre Haare wohl frisiert haben und verhindern wollen, daß diese während der Nacht in Unordnung geraten. Dieses Kopfkissen hat nämlich eine so schmale Fläche, daß es, schräg auf den Boden gestellt, genau in den Nacken des Schläfers faßt und mit seinen Haaren nicht in Berührung kommt. Ein Wunder nur, daß der darauf ruhende Papua nicht während der Nacht die Genickstarre bekommt.

Unter dem Dachfirst ist vielfach eine Art hängendes Regal angebracht; in Hütten mit niedrigen Dächern hängt dasselbe oft so tief, daß sich Erwachsene darunter nur „katzenbucklig“ bewegen können. Auf ihm befindet sich der Waffenvorrat des Hausherrn: eine Menge Speere und Pfeile; daneben häufig die kugelrunden, aus Thon gebrannten Kochtöpfe der Hausfrau, Holzschüsseln, Trinkschalen und ein großer hölzerner Mörser mit einem Stößel. Letzterer verrät, daß der Papua jeweilig auch gern etwas Besonderes ißt. Er wird zum Zerstampfen von Nußkernen und gekochtem Taro (kartoffelartige Knolle) benutzt; beides vermischt, giebt für einen Papuagaumen einen ganz vortrefflichen Pudding. Daß der Papua auch kein Verächter von Fischspeisen ist, zeigen die an den Seiten oder unter der Hütte aufgehängten verschiedenartigen Fischnetze oder Fischkörbe.

Ist die Familienwohnung eines Papua in zwei Räume geteilt, so dient der kleinere Hinterraum gewöhnlich zur Aufbewahrung des Haus- und Küchengerätes, sowie des kleinen Vorrates von Knollenfrüchten, der für einen mehrtägigen Bedarf aus dem Felde geholt wird. Häufig ist auch dafür unter dem

Dachfirst ein Bodenraum eingerichtet, welcher dann zugleich die Familienschätze birgt, Schmuckgegenstände aus Muscheln, Schildpatt, Schweine- und Hundezähnen. Hier findet der Papua auch ein vorzügliches Versteck für Eisenstücke und Beile, welche er sich von weißen Leuten erworben hat, sowie für alles, was auf keinem ehrlichen Wege in seinen Besitz gelangt ist und eine Zeitlang das Licht nicht sehen darf.

Ist dem Papua aber diese Schatzkammer noch nicht sicher genug, so hilft er sich auf andere Weise. Er hat eine Kommode sehr seltsamer Art, darin seine „Kleinode" und alles zweifelhafte Eigentum fast unauffindbar sind. Diese Kommode ist das Dach. Soviele Dachlatten vorhanden sind, so viele Kommodenfächer giebt es. Auf den Dachlatten nämlich sind die als Dachdeckungsmaterial verwendeten Palmenblätter reihenweise und so lose übereinander befestigt, daß man sie von innen leicht mit der Hand aufheben und zwischen dem Blätterwerk unterbringen kann, was in sicheres Gewahrsam gebracht werden soll.

Nahe dem Eingang der Hütte befindet sich der Herd, das Bodenstück eines kaputten Topfes oder etliche aneinandergerückte platte Kieselsteine, worauf das kleine Holzfeuer brennt. An ihm erwärmen sich bei kühlem, regnerischem Wetter die Hüttenbewohner, oder sie zünden sich daran ihre selbstverfertigten Cigaretten an. Vornehmlich aber dient das kleine Feuerchen der Zubereitung des kleinen Frühstücks, welches aus etlichen gerösteten Feld- oder Baumfrüchten besteht. Die Hauptmahlzeit dagegen wird im Freien, vor der Hütte, oder, wenn es regnet, unter der bekanntlich auf Pfählen errichteten Hütte zubereitet. Dann freilich ist der Aufenthalt in der Hütte nicht gerade angenehm. Der beißende Rauch des Holzfeuers dringt bald durch alle Fugen des darüber befindlichen Fußbodens, so daß ein jeder sich die Augen reiben und nach Luft schnappen muß. Allein, der Papua kann darin schon viel vertragen. Wohl verrückt er vielleicht ein wenig seine Stellung; aber um des Rauches und Qualmes willen aus der Hütte zu gehen, fällt ihm in den seltensten Fällen ein.

Gilt es Festmahlzeiten für eine große Menge Volkes zuzurichten, so genügt allerdings ein solches Feuer nicht. Es werden dann auf den Dorfplätzen zwei lange Baumstämme nebeneinander gerollt, so daß zwischen ihnen noch ein fußbreiter Raum ist. Diese werden an beiden Seiten mittelst in die Erde gesteckter Pflöcke festgelegt und zwischen ihnen eine ganze Reihe, sechs, zwölf und noch mehr Holzfeuer angezündet. Darüber, auf den Rücken der beiden Baumstämme, stellt man ebensoviele runde, irdene Töpfe und füllt sie teils mit Feldfrüchten, teils mit Hunde- und Schweinefleisch und anderen Leckerbissen. Die Töpfe werden etwas schräg gestellt, so daß die Topföffnung vornüber neigt. Auf diese Weise können die

davorhockenden Papuafrauen oder deren Eheherren, die sich ebenfalls auf die Kochkunst verstehen, unbehindert von Rauch und Qualm des Feuers in die Töpfe sehen und die Speisen mittelst eines spitzen Stäbchens von Zeit zu Zeit auf ihr Garsein hin prüfen. Den Deckel ersetzt gewöhnlich eine über die Topföffnung gestülpte Kokosnußschale, die ein schräg darangelehntes Stück Holz am Herunterfallen hindert. Weil das Kochgeschäft nicht gerade kurzweilig ist, so zündet sich wohl die Frau (oder der Herr) Papua dabei eine duftende Cigarette an, um so auf angenehme Weise Ungeduld und Langeweile zu vertreiben.

Einer Papuahütte näher tretend, bemerken wir die Frau des Hauses samt ihren Töchtern mit untergeschlagenen Beinen auf der kleinen Veranda sitzen, eben damit beschäftigt, die für die Mahlzeit bestimmten Feldfrüchte herzurichten. Wir sehen sie Bananen abschälen oder Knollenfrüchte, wie Taro und Yam, mit einer kleinen, scharfrandigen Muschel abschaben. — Nicht weit davon erblickt man auf einem freien Platze vor der Hütte eine Anzahl Mädchen und Frauen. Unter fröhlichem Geplauder stellen sie aus den breiten Blättern einer gewissen Pflanze feine Fasern her. Später knüpfen sie diese in langen Strähnen an eine Schnur und verfertigen auf solche Weise eine Art Schürze, das einzige Kleidungsstück der Papuafrauen. Um sie herum kriechen und klettern splitternackte Kinder. Bald hängt sich das eine, bald das andere um den Hals seiner auf der Erde sitzenden Mutter oder Schwester oder wippt auf ihrem Schoß auf und nieder. Macht es dabei einmal eines dieser kleinen Geschöpfe seiner Schwester oder Mutter zu arg, so giebt sie ihm ärgerlich mit der flachen Hand einen derben Klaps und macht ihrem Unmut durch heftiges Zanken Luft. Manche der Frauen hat auf ihrem Rücken einen großen Netzsack, der mittelst einer Handhabe um die Stirn hängt. Er birgt ihre süßeste Last — ihr Jüngstgeborenes. Wie ruhig und sanft schlummert doch das nackte Würmlein darin! Aber plötzlich erwacht es und fängt zu schreien an. Die Mutter steht nun von ihrer Arbeit auf, neigt sich ein wenig vornüber und beginnt den Oberkörper seitlich zu bewegen. Dadurch gerät der Netzsack auf ihrem Rücken in ein sanftes Schwingen und siehe da! das Geschrei verstummt, und die Mutter kann wieder niedersitzen, um an ihrer Schürze weiter zu knüpfen.

In einiger Entfernung von diesen Frauengruppen bemerken wir einen Mann. Ein Steinbeil (in der Form eines Hohldächsels) in der Hand, steht er mit gespreizten Beinen über einem 10 Meter langen und annähernd $^3/_4$ Meter dicken Baumstamm, der von der Rinde entblößt und an beiden Enden zugespitzt ist. Ohne aufzublicken, schwingt der Mann kraftvoll sein Werkzeug, daß die Späne nur so herumfliegen und ihm der Schweiß in Strömen über den

nackten Rücken rinnt. Er hat vor, den mächtigen Baumstamm auszuhöhlen; es soll der Rumpf eines neuen Kanoes werden.

Vor einer anderen Hütte steht ein Papua, mit der Herstellung von Brettern beschäftigt. Vor wenigen Tagen hat er mit mehreren seiner Dorfgenossen einen Baumstamm aus dem Urwalde geholt und denselben mittelst starker, spitzer Stangen seiner Länge nach in zwei Hälften gespalten. Eine dieser Hälften hat er jetzt zwischen seinen Füßen und behaut mit einem Steinbeil die gewölbte Fläche so lange, bis aus der Baumhälfte glücklich ein Brett entstanden ist. Das ist wahrlich mit einem so einfachen Instrument keine leichte Sache. Darum ist auch der Papua in der Verwendung von Brettern äußerst sparsam, vermag er doch aus einem Baumstamm nur zwei oder drei zu gewinnen. Welch einen Vorteil bietet dagegen die Säge, womit sich aus einem Baumstamm ein halbes Dutzend und mehr Bretter schneiden lassen! Aber von einer Säge weiß ja ein Papua nichts.

Blicken wir uns im Dorf noch etwas weiter um, so gewahren wir an einem Platze eine Gruppe von Männern und Jünglingen, eben im Begriff, die verschiedenen Teile eines Kanoes zusammenzustellen. Der Rumpf desselben, der ausgehöhlte Baumstamm, liegt fertig vor ihnen, ebenso einige dazu gehörige Bretter. Nun wird gemessen und probiert; denn die Bretter sollen als ein langer, kastenartiger Aufsatz auf dem ausgehöhlten Rumpf befestigt werden. Zu diesem Zwecke hat man bereits mittelst kleiner Meißel von Knochen oder Muschelstücken sowohl am Rande des ausgehöhlten Baumstammes als auch an einer der Längskanten jedes Brettes kleine viereckige Löcher eingeschlagen, durch die man jetzt starke Bänder aus Rohr oder Baumbast mehrere Male hindurchführt und darauf fest anzieht. Auf diese Weise werden die Bretter mit dem Bootsrumpf verbunden und darnach ebenso mit den zwischen ihnen angebrachten Bootsrippen. Ist dies geschehen, so gilt es noch, die vorhandenen Fugen wasserdicht zu verstopfen. Dazu dient eine gewisse Baumrinde, die man in großer Menge aus dem Walde geholt hat. Während etliche Jünglinge mit kleinen, scharfen Muscheln den eigenartigen, harzigen Bast in feinen Fasern davon abschaben, stopfen andere damit die Fugen und Löchlein zu. Bald ist der klebrige Bast in den Fugen getrocknet und haftet so fest darin, daß er nur mit größter Mühe wieder zu entfernen wäre. Da er auch im Wasser nicht aufweicht, so erweist er sich als ein vortreffliches Material zum Dichtmachen von Booten, und es gereicht den wilden Papua zur Ehre, daß sie es verstehen, in der Natur dasjenige aufzufinden, was dem jeweiligen Zwecke am besten entspricht.

Doch damit ist das Kanoe noch nicht fertig; es fehlt ihm noch der sogenannte Ausleger. Es ist dies ein langer, dicker, an beiden Enden zugespitzter, runder Balken, welcher an einer der

Längsseiten des Kanoerumpfes, demselben gleichlaufend (parallel), befestigt wird. Durch ihn erhält das Kanoe auf dem Wasser einen sicheren Stützpunkt; ohne Ausleger würde es bald kentern.

Um auf seinem Kanoe möglichst viel transportieren zu können, hat der Papua noch ein eigenartiges Gestell erfunden, welches quer über dem Bretteraufsatz angebracht wird. Es gleicht einer mit einem zierlichen Blätterdach versehenen Tragbahre und ist so groß, daß darauf ein bis zwei Mann nebst etlichen Schweinen, Töpfen und mancherlei anderem bequem oder unbequem Unterkunft finden können. Aber nicht genug damit. Auch bedarf das Kanoe eines Mastes, eines Segels (zuweilen hat es sogar zwei Maste und zwei Segel), der Ruder und manches anderen. Kein Wunder daher, daß die Papua alle Hände voll Arbeit haben, wenn es sich um Herstellung oder Ausrüstung eines Bootes handelt. So treffen wir denn auch, wenn wir einige Schritte weitergehen, bald einige Männer bei der Anfertigung eines Segels an. Auf der Erde niedergehockt, flechten sie es aus langen Baststreifen, welche in Haufen neben ihnen liegen. (s. Bild S. 43.)

Nicht weit von diesen ist ein anderer mit der Herstellung eines Fischkorbes beschäftigt. Betrachten wir uns letzteren genauer, so entdecken wir in ihm einen fein angelegten Irrgang, in den die Fische leicht hineingeraten, aus dem sie sich aber nicht wieder herauszufinden wissen. Dieser Fischkorb wird mit Steinen beschwert und auf den Meeresgrund hinabgelassen. Ein auf der Oberfläche schwimmendes Hölzchen, durch ein langes Seil*) mit dem Fischkorb verbunden, zeigt an, wo letzterer zu suchen ist. — Ein wenig seitab von dem Fischkorbmacher hockt auf der Erde ein anderer Mann. Von einer gewissen Schlingpflanze, wovon er eine Masse vor sich liegen hat, spleißt er mit den Zähnen die Rinde ab, löst davon die feinen Bastfasern und dreht je zwei derselben auf dem Oberschenkel seines linken Beines mit der flachen Hand — ähnlich, wie ein Schuhmacher seinen Schusterdraht — zusammen. Bald hat er auf diese einfache Manier eine Menge des schönsten Bindfadens hergestellt, woraus er später mit kleinen Holzstäbchen nette Täschchen und große Beutel strickt.

Aber nicht nur thätige Leute findet man in einem Papuadorf. Dort liegt auf der Veranda einer Hütte ein Mann lang ausgestreckt in süßem Schlummer; ein anderer sitzt da wie eine steinerne Bildsäule und schmaucht mit Behagen seine Cigarette, oder er greift plötzlich nach einer runden Büchse und fährt mit einem langen Holzspatel, dessen Stiel mit vielen Kerben versehen ist, am Rande der Büchsenöffnung auf und ab, wodurch ein fürchterliches Gerassel entsteht. Er thut dies, weil es ihm gerade gefällt, die

*) Als Seile dienen die Ranken von Schlinggewächsen, auch Rohr u. a.

Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Schaut man sich nach ihm um, so führt er unter lautem Geschmatz der Lippen mittelst des Holzspatels etwas fein gepulverten Kalk zu seinem Munde und kaut dazu den gerbsäurehaltigen Kern einer Betelnuß. Bald sind seine Lippen und Zähne mit einem roten Saft überzogen, und ehe man sich versieht, giebt er denselben von sich, und zwar in einer Weise, daß man meinen könnte, sein Mund habe sich in die Brause einer Gießkanne verwandelt. Daß der Fußboden seiner Veranda dabei sehr rotfleckig wird, kümmert ihn natürlich blutwenig. Kommt ein solch betelkauender Papua auf die Missionsstation, so kann er kaum begreifen, warum der Missionar und seine Frau so mißvergnügt sind, wenn der Fußboden ihres Hauses auch einmal solch rote Spritzer erhält.

Nahe beim Dorfe, am Strande, tummelt sich eine lustige Schar von Knaben und Mädchen. Ein Junge hat sich als Spielzeug ein kleines Kanoe verfertigt, das er eben seine erste Probefahrt machen läßt. Eine Anzahl von Knaben führt eine Art von Kriegsspiel auf, wobei sie sich mit langen Blattstielen gegenseitig beschießen oder auch mit wirklichen Pfeilen, auf deren Spitze, um Unheil zu verhüten, eine kleine wildwachsende Frucht gesteckt ist. Eine Gruppe Mädchen sitzt plaudernd und rauchend auf dem Erdboden; bald machen sich die Jungen ein Vergnügen daraus, sie mit allerlei ungefährlichen Dingen zu bombardieren, worauf die Mädchen lachend und raisonnierend die Flucht ergreifen und die Jungen vor Freude lärmen und Luftsprünge machen. Ein Alter aber, dem der Lärm zu arg geworden, läßt nun eine große Drohrede gegen das junge Volk los; verlegen ziehen diese die Köpfe ein und lassen ihren Uebermut nur noch neckisch aus den Augen blitzen.

Friedlich mit den Menschen zusammen leben in einem Papuadorfe Schweine und Hunde. Sie erfreuen sich genau derselben Bewegungsfreiheit, wie der Papua selbst. Die Papuaschweine sind nach europäischen Begriffen ziemlich häßlich; sie haben eine lange, spitze Schnauze, dazu lange Borsten, die oft schwarz oder grau, oft braun oder rötlich, selten aber weiß von Farbe sind. Infolge der großen Freiheit, die die Papua diesen ihren Lieblingen gewähren, sind sie sehr zudringlich, und es wird ihnen auch gar nicht übel genommen, wenn sie grunzend und schnuppernd sich zwischen die auf dem Erdboden hockenden Leute drängen. Andererseits sind sie freilich auch schnell verscheucht, wenn ihnen eine der dasitzenden Frauen wegen zu großer Aufdringlichkeit mit papuanischer Zungengeläufigkeit eine Standrede hält oder einen tüchtigen Klaps erteilt. Die Pflege der Schweine ist Sache der Hausfrau, die sie jeden Abend durch Lockrufe zur Hütte versammelt und sie mit etlichen Knollenfrüchten erfreut, damit sie nicht vergessen, wo ihr Eigen-

tümer wohnt. In der Hauptsache suchen die Schweine ihre Nahrung selber, indem sie mit ihren Schnauzen den reichlich im Walde vorhandenen Wurzeln und Knollen nachgraben.*) Zuweilen freilich ziehen sie es vor, in die umzäunten Papuafelder einzubrechen und darin große Verheerungen anzurichten, so daß der Feldbesitzer ganz untröstlich einmal übers andere ausruft: „O bor sajan mok, o bor sajan mok! — Oh, das miserable Schwein, oh, das miserable Schwein!“ Ist es sein eigenes Schwein, so bekommt es zur Abgewöhnung seiner Frevelthaten einen langen, starken Pfriemen quer durch die Nase gesteckt. Will es dann abermals ins Feld einbrechen, so rennt es mit dem Pfriemen gegen die Zaunwand. Das verursacht ihm in der Nase so große Schmerzen, daß es eine Zeitlang darauf verzichtet, den Feldern Besuche abzustatten.

Hunde, fuchsartige, bissige Geschöpfe, früher offenbar Raubtiere, sind die eigentlichen Haustiere des Papua. Sie hausen bei ihm in der Hütte, schlafen neben ihm und begleiten ihn oder die Frauen und Töchter in die Felder und auf sonstigen Gängen. Sie sind die ausgesprochenen Lieblinge, namentlich der Frauen. Nicht selten werden sie auf den Armen getragen oder auf den Schoß genommen, und verendet einer, so kann die Besitzerin ihn beweinen und beklagen, mehr als ein verstorbenes Kind. Kein Wunder also, wenn diese Tiere sehr verwöhnt sind und bei Mahlzeiten sehr begehrlich ihre Schnauze in die Schüsseln der Leute stecken.

So kann man keinen Gang durch ein Papuadorf machen, ohne fortwährend die mannigfachsten Stimmungsbilder in sich aufzunehmen. Verläßt man endlich, mit den verschiedensten und seltsamsten Eindrücken bereichert, das Dorf, so ruft mir wohl — wie ich es oft erlebt — aus der letzten Papuahütte eine Männerstimme zu: „Kunze, uau! — Kunze, Du gehst!“ Es ist Freund Tapul, der so ruft. In der Dämmerung sitzt er auf seiner Veranda, und ich habe ihn nicht bemerkt. Ich weiß, seine Worte sind der gewöhnliche Gruß der Papua, und wiedergrüßend rufe ich nach Papuaart zurück: „Tapul, umado! — Tapul, du bleibst!“ Weil Tapul freundlich gegen mich gesinnt ist, wiederholt er seinen Gruß jetzt in etwas verlängerter Form: „Kunze, gdagad uau! — Kunze, geh in Frieden! — Fahrwohl!“ Nicht wahr, ein schöner Abschiedsgruß, der dem Besucher eines Heidendorfes noch lange wohlthuend in der Seele nachklingt.

*) Bei dieser Lebensweise werden die Schweine nicht fett, und ist darum ihr Fleisch in diesem heißen Lande leichter zu genießen.

Wie die Papua für Lebensunterhalt sorgen.

„Ist es möglich! sorgen die Papua für Lebensunterhalt und Erwerb? — ich dachte, die Papua seien faul und lebten so in den Tag hinein;“ so oder ähnlich habe ich manchmal Leute sagen hören. Doch auch die Papua könnten darauf entgegnen: „Das Aergste weiß die Welt von mir; doch ich kann sagen: ich bin besser, als mein Ruf.“

Geht man einmal an den Feldern der Papua vorüber, so wird man bald gewahr, daß sie keineswegs Leute sind, die lediglich dem dolce far niente, dem „süßen Nichtsthun,“ huldigen; ja, weiß man, wie viel Mühe es diesen Leuten kostet, solche Felder herzustellen, so kann man kaum umhin, den Papua als Ackerbauer zu preisen. In den meisten Fällen liegen die Felder der Papua nicht fern von den Dörfern; doch kommt es auch vor, daß der Papua eine halbe oder eine ganze Stunde bis zu seinem Felde zu gehen hat, ja zuweilen sogar sein Kanoe besteigen und damit eine Strecke über eine Meeresbucht oder einen Fluß hinauf fahren muß. Gewöhnlich muß das Ackerfeld erst dem Urwald abgewonnen werden, und es kostet bei der Mangelhaftigkeit der Werkzeuge viel Schweißvergießens, bis eine hinreichende Fläche Urwaldes niedergelegt ist. Das einzige Gerät, welches dem Papua dabei zur Verfügung steht, ist sein schwaches Steinbeil, — ein mit einer Schneide versehener Kiesel oder Muschelstück, welches an einem stumpfwinkeligen Stiel festgebunden ist.

Man sollte kaum glauben, daß mit solch einem Instrument überhaupt etwas auszurichten wäre; desto größer ist unsere Verwunderung, wenn wir sehen, wie Vorzügliches der Papua damit zu stande bringt. Man betrachte nur einmal seine Hütten, seine Kanoes, welche sämtlich mit Hilfe dieses Steinbeiles hergestellt sind! Es ist erstaunlich, wie bald ein Papua hohe Urwaldbäume damit niederstreckt. Freilich, wenn die Bäume sehr dick oder von sehr hartem Holz sind, so reicht das Steinbeil nicht aus; aber auch dann weiß der Papua Rat. Er entfernt am unteren Stammende des Baumes die Rinde in einer Breite von mehreren Fuß und entzieht dadurch dem Baume den Zufluß von Nahrungssäften. Unter der ständigen Sonnenhitze, die auf Neu-Guinea herrscht, trocknet nun bald der Baumstamm aus. Ist das hinlänglich geschehen, so zündet der Papua um denselben herum große Holzfeuer an, die Tag und Nacht unterhalten werden. Auf diese Weise verkohlt je mehr und mehr der abgeschälte Teil des Baumes, bis er die Last des Wipfels nicht mehr tragen kann, und der Baum eines Tages, von einem Windstoß gepackt, unter lautem Hallo der Papua krachend und polternd zu Boden stürzt.

Sind auf diese Weise alle Bäume auf dem anzulegenden Felde gefällt, so geht man zunächst daran, von den umherliegenden Baumstämmen die Aeste und Zweige abzuhacken. Die schwersten Baumstämme läßt man liegen und mit der Zeit verfaulen. Weniger dicke Stämme hingegen, sowie Aeste finden sofort für die Errichtung von Zäunen, welche das Feld einfriedigen sollen, Verwendung. Es sind dies keine Lattenzäune sondern hohe pallisadenartige Gehege. Zu ihrer Herstellung werden lange Stäbe von lebendem Holz um den zum Feld bestimmten Platz in die Erde gesteckt, so daß sich je zwei derselben gegenüberstehen. Zwischen diese Stäbe, welche mittelst Schlingpflanzen umschnürt werden und sich Dank der Fruchtbarkeit des Bodens äußerst schnell bewurzeln, schichtet man die Baumstämme und Aeste, die dicken zu unterst und die dünneren zu oberst, bis eine Holzmauer von 5 bis 8 Fuß Höhe fertig dasteht. Die angewurzelten Stäbe aber geben ihr bald einen sicheren Halt, da die eingeschichteten Hölzer fest geklemmt dazwischen liegen.

Während nun die Männer auf ihren Schultern das gefällte Holz herbeischleppen und damit die Zäune aufführen, sind Frauen, Jungen und Mädchen damit beschäftigt, die Menge der Zweige und Reiser zu zerkleinern und auf Haufen zu schaffen. Nach einiger Zeit werden die Haufen verbrannt und ihre Asche kommt dem Boden als Düngemittel zu gute.

Jetzt gilt es noch den neugewonnenen Boden umzuarbeiten. Wiederum ein sehr mühsames Werk, da ja die Papua keine Pflüge und Hacken besitzen. Etliche Männer bewaffnen sich mit langen, festen Stangen, die am unteren Ende ähnlich wie eine eiserne Brechstange zugespitzt sind. Dann stellen sie sich nebeneinander auf, stoßen mit aller Körperkraft die Stangen in die Erde und wühlen weiterschreitend den Boden vor sich auf. Frauen, Mädchen und Jungen aber folgen ihnen auf dem Fuße, um zwischen ihren Händen die Erdschollen zu zerreiben oder mit Hölzchen zu zerklopfen.

Ist das Land auf diese Weise umgewühlt und zubereitet, so werden Pflanzlöcher gemacht. Auch dazu bedient man sich gut zugespitzter Stangen, welche etliche Männer oder Burschen mit kräftigem Stoße in die Erde bohren und so lange im Kreise drehen, bis das Loch eine genügende Weite hat. — Von nun an bleibt der Acker in der Hauptsache der Fürsorge der Frauen überlassen. Ihnen und zum Teil den Kindern liegt es ob, das hergestellte Feld zu bepflanzen, zu reinigen und später (nach 5 bis 6 Monaten) abzuernten.

Es ist bemerkenswert, daß beim Ackerbau, wie auch bei anderen Arbeiten die Papuamänner diejenigen Arbeiten auf sich nehmen, welche die Körperkraft am meisten anstrengen, daß also nicht — wie bei manchen anderen Natur- und Heidenvölkern — die Frauen die Arbeitssklavinnen der Männer sind.

„Was," fragt nun wohl der Leser, „ist denn auf einem Papuafelde zu finden? Etwa Weizen, Gerste und Roggen?" O nein, das sind Pflanzen, die ein Papua überhaupt nicht kennt, und welche wohl schwerlich unter der Sonnenhitze Neu-Guineas gedeihen würden. Zwar ist das Land außerordentlich fruchtbar und ergiebig; Kaffee, Kakao, Gewürze, Thee u. a. ließen sich mit gutem Erfolge bauen. Indes, all dieses ist dem Papua noch fremd. Was er anpflanzt, sind hauptsächlich kartoffelartige Erdfrüchte, Taro*) und Yam. Ersterer, eine großblättrige, ziemlich hohe Staude, wird in der regenreicheren Jahreshälfte (November bis April) gezogen. An jeder Staude befindet sich nur eine Knolle, die, in der Erde wurzelnd, zwei-, dreimal so groß wie ein mittelmäßiger Kohlrabi wird. Der Tarobau bietet den Papua den großen Vorteil, daß sie alle Knollen verzehren können, ohne in Verlegenheit zu kommen, was sie später pflanzen sollen. Man braucht nur von der Knolle das Kraut abzuschneiden, so daß daran noch eine dünne Scheibe haftet; diese, aufs neue eingepflanzt, wächst lustig weiter und bringt neue Frucht hervor. Aehnlich, wie wenn eine deutsche Hausfrau von einer Möhre das Kraut abschnitte und dieses wieder in die Erde pflanzte, — nur daß sie dann auf die neue Möhre vergeblich harren würde. Kein Wunder also, daß die Papua mit besonderer Vorliebe Taro pflanzen, zumal derselbe mit wenig Pflege fürlieb nimmt.

Anders verhält es sich mit dem Yam, einem Rankengewächs, dessen große, in der Erde wachsende Knollen zu mehreren an einem Büschel hängen. Man baut ihn in der weniger regenreichen Jahreshälfte (Mai bis Oktober), indem man entweder ganze Knollen oder Keimausschnitte pflanzt. Schießen die jungen Pflanzen aus der Erde hervor, so müssen sie, wie unsere Bohnen, mit Reisern oder Stöcken versehen werden. Manchmal werden letztere von den heftigen Ostwinden umgeworfen, wodurch leicht die Ernte vernichtet wird.

Tarogärten befinden sich meist auf ebenem Lande, Yamspflanzungen dagegen gewöhnlich auf Hügeln und Anhöhen. Jede dieser Pflanzungen bietet einen frischen, das Auge erfreuenden Anblick. Mit Yams bestellte Hügel nehmen sich von weitem wie liebliche Weinberge aus. — Die reifen Früchte werden nach Bedarf eingebracht. Ein Aufspeichern derselben geht nicht an, da sie infolge der feuchtwarmen Luft leicht schimmeln und faulen.

Beide Knollarten sind außerordentlich nahrhaft und lassen sich auf ebenso mannigfache Weise wie unsere Kartoffeln zubereiten. Im Feuer geröstet, mit gut knusperiger Schale, sind sie für den Papua ein besonderer Hochgenuß. Solange er solche Yams- oder Taroknollen in seiner Hand hält und davon nach Herzenslust ab-

*) Taro, ein Arongewächs (Colocasia).

beißen kann, ist er seelenvergnügt. Geht er auf Reisen, so kann man sicher sein, daß er nicht vergißt, in seinem Schulterbeutel etliche geröstete Knollen mitzunehmen. Mit einigen Taro in der Hand kommt er durch das ganze Land.

In die Taro- und Yamsfelder pflanzt der Papua aber noch eine Menge Bananenstauden. Es mag davon — ebenso wie von Taro und Yam — wohl fünfzig Sorten geben, welche der Papua nicht nur nach ihrem Namen, sondern auch nach ihren Unterscheidungsmerkmalen aufs genaueste kennt. Diese Bananenstauden mit ihren riesigen Blattspreiten sind ein herrlicher Schmuck jedes Papuafeldes. Sie bringen an 30 bis 50 Pfund schweren Büscheln eine Menge gurkenähnlicher Früchte von apfelartigem Geschmack. Geringe Sorten werden entweder gekocht und als Gemüse gegessen oder auch in rohem Zustande als Viehfutter verwendet.

Je und dann pflanzt der Papua noch Manioka (Arrowroot) an. Es sind dies schöne, hohe Sträucher, deren dicke, lange Pfahlwurzeln wegen ihres Bleisäuregehaltes giftig sind, nach starkem Kochen aber genießbar werden und ähnlich wie Taro schmecken. Außer derartigen Nutzpflanzen ziehen die Papua auf ihren Feldern fast immer etwas Tabak.*) — Sogar bunte Ziersträucher trifft man an; dazu große Büschel eines wohlriechenden Grases.**) Meist werden dieselben unter Anwendung eines Zauberspruches in das Feld gepflanzt, wodurch der Papua Gedeihen und Erntesegen mit seinem Felde zu verknüpfen meint.

Durchgängig besitzt jede Familie ein eigenes Feld, wovon jedem einzelnen Familiengliede bis zum kleinsten Jungen ein besonderer Teil angewiesen und durch Hölzer und Latten (welche auf den Erdboden gelegt sind) vom Nachbarteile abgegrenzt ist.

---

*) Bei den Papua raucht Alles: Männer, Frauen, Kinder. Sie haben den Tabak wohl früher gekannt, als wir Europäer. — Sind die Tabaksblätter geerntet, so werden sie einzeln mit Stäbchen geklopft, damit die Rippen zerbrechen, dann auf Schnüre gereiht, getrocknet und endlich in Büschelchen zusammengebunden. Letztere werden fest in lederartige Rindenstücke eingewickelt, wodurch der Tabak fermentiert wird und seine braune Farbe erhält. Oft freilich ist der „Tabakhunger" so stark, daß man schon die grünen Blätter raucht. Beim Gebrauch zerreißen sie das Tabaksblatt in quadratische Stücke, nehmen deren eines oder zwei, rollen sie mit etwas Bruch oder Rippen als Einlage zusammen und umwickeln die so entstandene Cigarette mit einem bestimmten Blatt.

**) Ein solcher Grashalm, zwischen den Fingern gerieben, giebt einen limonenartigen Duft.

Mancherlei Kost und Liebhabereien der Papua.

Doch nicht allein durch Feldbau gewinnt der Papua seinen Lebensunterhalt; ebenso wichtig sind für ihn in dieser Beziehung die Früchte mancher Bäume, allen voran die Nüsse der Kokospalmen, wovon jeder Dorfbewohner vom Jüngsten bis zum Aeltesten eine größere oder kleinere Anzahl sein eigen nennt. Meist sind sie in der Nähe der Dörfer, zuweilen aber auch in der Nachbarschaft der Felder oder auf kleinen unbewohnten Inseln angepflanzt. Wo man die weithin sichtbaren Wipfel dieser Palmen wahrnimmt, kann man stets mit ziemlicher Bestimmtheit auf eine nahe Ansiedlung der Papua schließen.

Die Anpflanzung und Pflege der Kokospalmen ist mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden. Gewöhnlich setzen die neugepflanzten Bäume erst im 6. Jahre Früchte an, bringen dann aber ein ganzes Menschenalter hindurch unter ihrem herrlichen Wipfel eine solche Fülle mannskopfgroßer Nüsse, daß sich der Papua für seine geringe Mühe und mehrjährige Wartezeit überaus reich entschädigt sieht. Es giebt kaum einen anderen Baum, der in allen seinen Teilen den verschiedensten Bedürfnissen der Papua so entgegenkommt, wie die Kokospalme. Die noch unreifen Früchte sind mit einem süßen, milchigen Saft (Kokosmilch) gefüllt und bieten dem unter der Glut der Neu-Guinea-Sonne durstig gewordenen Papua ein überaus erquickendes Getränk. Gelangen die Nüsse zu größerer Reife, so setzt die milchige Flüssigkeit ein weiches, wohlschmeckendes Mark ab, welches mittelst einer kleinen, scharfrandigen Muschel ausgeschabt und so genossen wird. Hat sich bei älteren Nüssen das Mark verhärtet, so dient dieses zur Bereitung des sehr geschätzten Kokosöles, das man durch Auskochen gewinnt.*) Aus der harten Nußschale verfertigt der Papua Trinkgefäße, Löffel und Armspangen, während die faserige**) Hülle, welche die Schale umgiebt, zur Herstellung von Seilen und Fangnetzen***) dient. Die

*) Unter dem Namen Kopra wird dieser markige Kern auch nach Europa gebracht, wo Oel, Kokosbutter und Seifen daraus fabriziert werden.

**) In Europa macht man aus diesen Fasern Matratzen, Teppiche, auch Bürsten u. a.

***) Im Urwalde verborgen leben viele wilde Schweine, denen die Papua gerne nachstellen, indem sie entweder Fangnetze auslegen oder im Walde mit Blättern leicht bedeckte Gruben herstellen, in welche die Nahrung suchenden Wildschweine unvermerkt tappen und fallen. Aus denselben wieder zu entkommen, ist den Tieren aber dadurch schwer gemacht, daß diese Gruben sehr steilwandig und am Boden auch noch mit senkrechtstehenden, kurzen, spitzen Stäben versehen sind, an welchen sie sich leicht verletzen. Häufig veranstaltet auch ein ganzes Dorf eine Treibjagd auf dieselben.

Blätter der Palme liefern dem Papua ein vortreffliches Material zu Geflechten und Matten aller Art, zu Körben und selbst zum Dachdecken. Sogar die dicken, glatten Blattstiele der Palme weiß man zu benützen. Der Papua schiebt sie unter die Kanoes, wenn er dieselben aus dem Wasser ziehen will, damit sie nicht in den Sand einsinken oder an Steinen verletzt werden. Ebenso hat das durchsichtige Gewebe, welches die Blattstiele der Palme umgiebt, seinen Wert; es dient zum Durchsieben oder Durchseihen körniger und flüssiger Dinge. Endlich ist auch der Stamm als Nutzholz wertvoll, doch macht der Papua wenig Gebrauch davon, da ihm viele andere für diesen Zweck geeignetere Hölzer zur Verfügung stehen.

Sind sumpfige Niederungen in der Nähe der Papuadörfer, so findet man daselbst auch eine große Anzahl wildwachsender Sagopalmen. Im Innern ihres Stammes bergen sie ein mehlartiges, weiches Mark, welches, getrocknet und in Brotform gebacken, ein sehr geschätztes Nahrungsmittel giebt. Nicht selten lassen sich einem einzigen Baum Zentner Sagos entnehmen. Daher sehen die Papua der Sagoernte stets mit besonderer Freude entgegen. Auf geschmückten Kanoes und unter lautem Singsang wird der Sago in riesigen Bündeln ins Dorf gebracht, wo sich Festfreunde aus nah und fern zahlreich eingefunden haben und der Festjubel von Stunde zu Stunde ausgelassener wird. — Nicht minder wichtig als jene Palmen sind für den Lebensunterhalt der Papua einige Arten von Fruchtbäumen, vor allem der Brotfruchtbaum, dessen kinderkopfgroße, grüne Früchte, auf dem Feuer geröstet, fast wie Brot schmecken und außerordentlich sättigen.

Der größte Leckerbissen bleibt natürlich für den Papua das Schweinefleisch, an dem sich freilich nur die Männer delektieren. Soll ein Schwein getötet werden, so legt man es geknebelt auf die Erde und versetzt ihm mittelst eines Speeres einen Stich ins Herz. Darauf wird es, um ihm die Borsten abzusengen, aufs Feuer gelegt, und einige Männer nehmen dann mit scharfen Bambusmessern das Ausschlachten vor. Die Fleischteile und edlen Eingeweide werden in Süß- oder Seewasser gewaschen und wandern dann in die Töpfe; andere Stücke werden geräuchert. Gewöhnlich wird das geschlachtete Schwein der Sitte gemäß von der gesamten Dorfbewohnerschaft, die Frauen ausgenommen, verzehrt. Das Fleischausteilen besorgt der Hausvater. Dabei holt er mit den Fingern die einzelnen Stücke aus dem Topfe und legt sie auf die mit gekochten Knollenfrüchten gefüllten Holzschüsseln. Sorgfältig wird darauf geachtet, daß jeder das Seine erhält, namentlich, daß kein Gast zu kurz kommt. Will man dem einen oder anderen noch einen besonderen Bissen zukommen lassen, so reicht man ihm ein Stück geschmorte Schweinsschwarte. Hie und da gebraucht man

auch zur Mahlzeit pfeffriges Gewürz, das in nicht sehr appetitlicher Weise den Speisen zugefügt wird. Statt des unbekannten Salzes bedient man sich eines Zusatzes von Seewasser, wenn solches zu haben ist.

Da auf Neu-Guinea größere vierfüßige Nutztiere, als Rinder, Schafe, Pferde, Ziegen u. dergl. fehlen, so greift der Papua, um doch einige Mannigfaltigkeit an Fleischkost zu haben, auch nach Tieren, die nach europäischen Begriffen nichts weniger als appetitlich sind. So verschmäht er es nicht, seine Mahlzeiten je und dann durch einen geschlachteten Hund, durch Ratten, Beuteltiere (Beutelbären und Känguruhratten), ja selbst durch Leguane (Rieseneidechsen) und Schlangen zu bereichern. — Zwar könnte der Papua auch seinen Mangel an Fleischspeisen durch Geflügel aller Art (wilde Tauben, wilde Hühner, Kakadus u. s. w.) ersetzen, welche die Urwälder in Menge beherbergen; aber er hat keine andere Schußwaffe als Pfeil und Bogen, und es ist keineswegs leicht, damit diese Tiere zu erlegen. Nur niedrig nistender Vögel,*) als Krontauben (so groß wie Enten) und Kasuare (ein dem Strauß ähnlicher Vogel) kann er jeweilig habhaft werden, welche er dann natürlich dem Rattenbraten vorzieht. Eine gedeihliche Hühnerzucht kann der Papua nicht betreiben; er müßte denn seine bissigen Hunde abschaffen. Da ihm dies aber nicht vorteilhaft erscheint, so beschränkt er sich nur auf den Besitz etlicher weniger Hühner, welche er sich lediglich der Federn wegen hält, um sich bei festlichen Gelegenheiten damit zu schmücken.

Mit großem Erfolg betreiben die Papua den Fischfang. Flußfische werden meist in kleinen Fischkörben, wie sie vorhin beschrieben sind, gefangen, oder man legt gewisse Giftpflanzen ins Wasser, welche die Fische betäuben. Der Fang von Seefischen geschieht auf sehr mannigfache Art, je nach der Gattung, der Oertlichkeit oder der Zeit. Auf den Riffen**) werden sie mit Pfeilen geschossen, oder man spannt daselbst lange Netze aus. Auch baut man dort zur Zeit der Ebbe größere Bassins aus Korallenblöcken, die sich bei Flut mit Wasser füllen. Beim Wiedereintritt der Ebbe fließt das Wasser ab; die Fische aber bleiben in den Bassins zurück, und die Papua brauchen nur zu kommen und sie aufzulesen. Zur Tiefseefischerei bedient man sich, wie schon (Seite 15) erwähnt, größerer

*) Der Papua erlegt zwar auch die hochnistenden Paradiesvögel, aber doch nur, indem er die Bäume bis zu beträchtlicher Höhe erklettert und dann von seinem Pfeil Gebrauch macht.

**) In der Nähe der Küste von Neu-Guinea und um die dazu gehörenden kleinen Nebeninseln liegen unter dem Meeresspiegel zahllose, aus kalkigen Korallenblöcken bestehende Riffe oder Klippen, die, oft mehrere Seemeilen breit, den Schiffen leicht gefährlich werden, andererseits aber dem Fischfang der Papua sehr günstig sind.

Fischkörbe, welche mit Steinen beschwert, auf den Meeresgrund hinabgelassen werden. Zu Zeiten wird der Fischfang während der Nacht betrieben. Ist die See ruhig und die Nacht ohne Mondschein, so fahren die Papua mit ihren Kanoes aufs Meer. Jedes Kanoe ist gewöhnlich mit drei jungen Burschen oder Männern bemannt. Der eine rudert und steuert, der andere zündet eine lange Fackel von dürrem Holz oder Palmenblättern an und leuchtet mit ausgestrecktem Arm über den Meeresspiegel hin, und, während nun die Fische in Schwärmen diesem Lichtschein folgen, spießt sie der dritte mit erstaunlicher Gewandtheit an seinem mehrzinkigen Fischspeer auf. Der Erfolg ist überraschend. In kurzer Zeit hängt der Fischspeer voll zappelnder Fische, die dann der Papua in das Innere des Kanoes schleudert. Damit dort die gefangenen Fische nicht sterben und in Fäulnis geraten, ist auf den Boden des Kanoes etwas Seewasser ausgeschüttet. Sind die fischenden Papua wieder in ihre Dörfer heimgekehrt, so werden die Fische getötet und noch in selbiger Nacht über qualmenden Holzfeuern geräuchert. Darauf werden die größeren einzeln, die kleineren kreuzweise zu mehreren zwischen zwei flache Holzstäbchen eingeklemmt, und diese oben und unten mit Bindfaden fest zusammengeschnürt. So kommen die Fische, häufig schon am folgenden Tag, auf den Markt, wo sie von dem Meer fernwohnenden Papua gegen andere Dinge eingetauscht werden. Die nicht geräucherten Fische brät man im Feuer oder kocht sie zusammen mit Taro und Yam. — Jedes Stranddorf hat seinen bestimmten Bezirk, in dem es fischen darf; werden die Grenzen des Fischereibezirkes überschritten, so entsteht leicht Streit und Blutvergießen.

Aber nicht nur Fische, sondern auch Schnecken, Austern, Krebse (Hummern) und Krabben werden mit großem Eifer gefangen. Kommt den auf ihren Kanoes fahrenden Papua eine Schildkröte zu Gesicht, so springen sie flugs ins Wasser, schwimmen der Schildkröte nach und suchen das nicht selten zentnerschwere Tier umzuwenden, so daß es auf den Rücken zu liegen kommt. Gelingt dies, so ist die Schildkröte völlig hilflos und kann ohne Mühe ins Kanoe gezogen werden. — Einfacher geht es bei dem Fang der Schaltiere, Schnecken und Austern, zu. Diese braucht der Papua zur Ebbezeit nur von den Riffen und Austernbänken aufzulesen; oft findet er schon in der Nähe seiner Hütte am Seestrande einen Haufen eßbarer Schnecken. Teils röstet er sie erst auf dem Feuer, teils verzehrt er sie roh, nachdem er die Muschel, darin sie sich verborgen halten, mit Steinen zerklopft hat.

In stillen Meeresbuchten oder in Flußläufen halten sich Krokodile auf. Häufig schleichen sie sich in die Nähe der Stranddörfer und holen nicht nur manches Schwein hinweg, auf dessen Genuß sich die Papua gespitzt hatten, sondern auch manches Kind.

Nicht einmal die Erwachsenen, wenn sie sich am Strande baden oder auf einem niedrigen Kanoe dahinfahren, sind vor ihrem schrecklichen Gebiß sicher. Bringt ein auf dem Kanoe sitzender Papua einmal sein bloßes Bein dem Wasser zu nahe, so kann es passieren, daß ein daherschwimmendes Krokodil plötzlich das Bein erfaßt, es abreißt oder den Mann selbst daran aus dem Boot zieht. Haben die Krokodile ein größeres Tier oder einen Menschen erschnappt, so tauchen sie, um ihr Opfer zu ersäufen, unter Wasser und schwimmen dann ihrem Schlupfwinkel zu, wo sie ihre Beute in Ruhe verzehren.

Kein Wunder daher, daß die Papua die erbittertsten Feinde dieser Scheusale sind und ihnen vor allen Tieren den Krieg erklären. Freilich ist es schwer für sie, ein solches Ungetüm zu töten, zumal sie dazu keine anderen Waffen als hölzerne Speere haben. Aber die Papua sind schlau und wissen ein Krokodil zu überlisten. Zuweilen geschieht es in recht origineller Weise. Das Krokodil pflegt nach eingenommener Riesenmahlzeit zu ruhen; liegt es dann am Strande und schläft, so wird es von einer Menge kräftiger Papuamänner, welche mit langen, zugespitzten Stangen bewaffnet sind, umstellt, und jeder bohrt dicht um das schlafende Tier herum das spitze Ende seiner Stange möglichst tief in den Erdboden, während er das obere Ende derselben fest in den Händen hält. In wenigen Minuten ist so um das Krokodil herum ein Gehege gebildet, darin es sich nicht zu bewegen vermag. Nun greifen einige das schlafende Ungetüm an, indem sie ihm in die Augen, in die Brust und in den Rachen Speere treiben. Hier nämlich ist das Krokodil verwundbar, während es auf dem Rücken einen festen Hornpanzer hat, der nicht nur Speeren, sondern selbst Flintenkugeln trotzt.

Ist das Krokodil glücklich überwunden und getötet, so wird dies seitens der Papua durch großen Jubel kundgethan; denn jeder freut sich schon der herrlichen Mahlzeit, bei welcher das Ungeheuer verspeist werden soll. Fragt man einen Papua, wie ein Krokodil schmecke, so sagt er, mit dem Munde schmatzend: „O anang balbal! bor ägin — das ist ein herrliches Essen — es schmeckt ebenso gut, wie Schweinefleisch“.

Gewerbthätigkeit der Papua in den Dörfern. Wie ein Papua den Tag verbringt.

Doch die Papua sind vielseitige Leute. Nicht genug, daß sie Ackerbauer, Fischer und schlaue Jäger sind, sie sind auch gewandte Händler; ja sie treiben sogar Hausindustrie, die sich natürlich nach den einzelnen Landschaften mit ihren verschiedenartigen Pro-

dukten sehr mannigfaltig gestaltet. In der einen Gegend findet sich Lehm- oder Thonerde;*) hier werden Töpfe angefertigt.

In einer anderen Gegend wächst in großer Menge der Papiermaulbeerbaum. Hier werden Baststoffe bereitet, welche den Männern als Lendentücher oder auch als Mäntel (Umschlagtücher) dienen. Die großen, langen Baststücke werden im Wasser eingeweicht, gereinigt und, um sie für den Gebrauch geschmeidig zu machen, mit gerippten Hölzern geklopft. Wenn dies im Dorf viele Leute zugleich thun, hört es sich an wie das taktmäßige Klappern einer Menge Dreschflegel. Will man zur Verzierung der Bastzeuge noch allerlei Muster und Schnörkel in dieselben einprägen, so wickelt man sie um hölzerne Walzen, in die man die Schnörkel und Muster erhaben eingeschnitzt hat. Durch Hin- und Herrollen oder Beschweren der Walzen drücken sich die darauf befindlichen Figuren auf den Bastzeugen ab. Um ein rotes Muster zu gewinnen, werden die Figuren auf der Walze mit roter Ockerfarbe bemalt.

Bietet eine Gegend, wie die Dampier- und die Rich-Insel, eine reiche Ausbeute an Schildpatt,**) Perlmutter und anderen Muscheln, so weiß man daraus allerlei Schmucksachen zu verfertigen. Das Schildpatt wird durch Abkratzen mit Muscheln und Reiben auf Steinen gereinigt und poliert. In heißes Wasser getaucht, wird es biegsam, und nun formt man daraus Ohrringe

---

*) So in der Nähe der Inseln Bilibili und Jomba, in der sogenannten Astrolabebai und in der Landschaft Tukain, nördlich von Kap Croisselles, gegenüber der Dampier-Insel. Da sich bei Bilibili und Jomba roter, bei Tukain schwarzer Thon vorfindet, so werden dort rote, hier schwarze Töpfe fabriziert. Merkwürdigerweise ruht die Töpferei bei den Papua in den Händen der Frauen. Die Herstellungsweise ist ungefähr folgende:

Aus steifem Thonbrei wird ein großer, runder Kloß geformt. In denselben drückt man mittelst einer Kokosnußschale eine Vertiefung und höhlt ihn dann aus. Darauf stülpt man den ausgehöhlten Thonkloß über die erhobene Faust, bringt ihn in leise Drehung und beseitigt mit den aufgebogenen Fingern der Faust den überflüssigen Thon, zugleich die inneren Topfwände glättend. Auf diese Weise bekommt der Kloß mehr und mehr die richtige Form eines Papuatopfes, und es ist nur noch nötig, daß etliche innerhalb und außerhalb des Topfgebildes übrig gebliebene Unebenheiten mit einem flachen Holzspatel entfernt werden und um die Oeffnung herum der runde, gebogene Rand hergestellt wird. Darnach kommen die rohen Töpfe zum Trocknen in mäßige Sonnenwärme und später übers Feuer, wo sie gebrannt werden, auch ihre rote oder schwarze Topffarbe erhalten. Zuweilen werden sie zuvor auf der Außenseite mit allerlei Verzierungen versehen, die man mittelst eines Hölzchens in den noch weichen Topf eingräbt. Die so verfertigten Papuatöpfe sind schön und sauber, und welcher Europäer sie zu Gesicht bekommt, muß aufrichtig staunen, daß die unscheinbaren Papuafrauen mit so einfachen Mitteln derartiges zu leisten vermögen. (Außer runden Töpfen giebt es auch längliche, gurkenähnlich geformte.)

**) So werden die Hornplatten des festen Rückenpanzers der Schildkröte genannt.

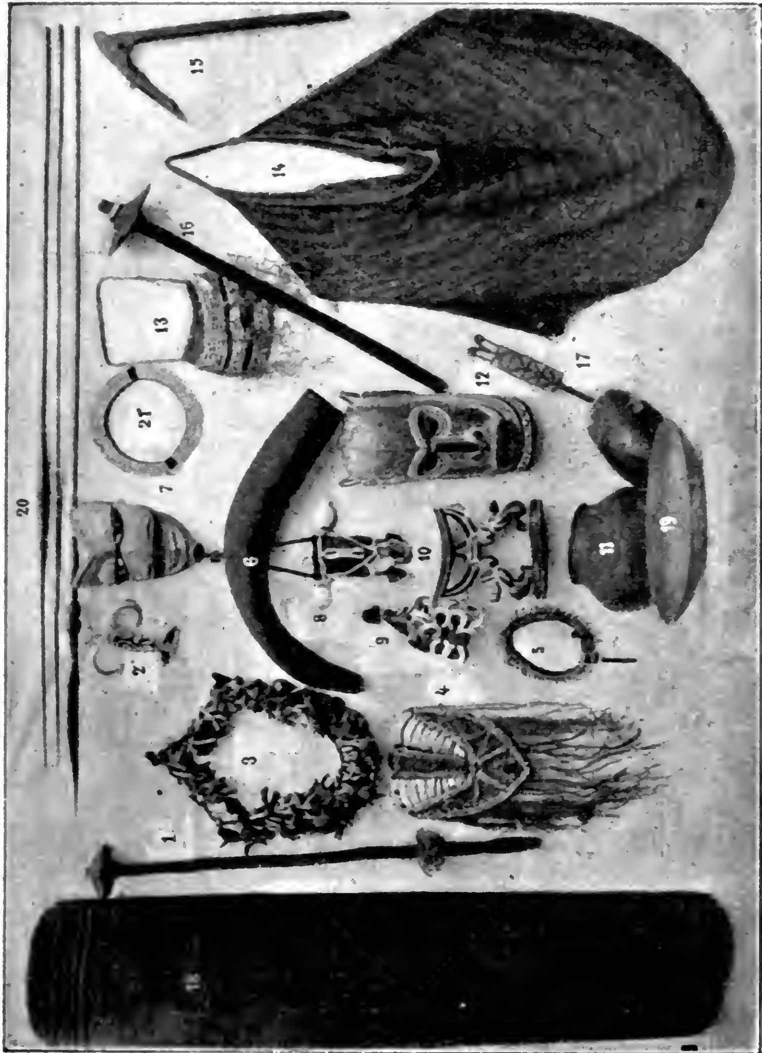
aller Größen, manschettenartige Handgelenkringe, auch Haken für Fischangeln und Amulette, welche zum Schutz gegen Zauberei um den Hals getragen werden. Ohrringe und Handgelenkringe werden meist noch mit allerlei Verzierungen versehen, welche man mit scharfen Muscheln in das Schildpatt eingräbt, und um sie dem Auge auffällig zu machen, mit Kalk übermalt. — Schwieriger ist die Verarbeitung von Perlmutter- und anderen Muscheln. Aus Perlmuttermuscheln werden einfache aber zierliche Löffel gemacht, auch Arm- und Nasenringe (meist in Form einer Lyra). Aus anderen Muscheln macht man kleine, flache Perlen oder größere und kleinere Ringe, die als Zierrat auf allerlei Gebrauchsgegenständen angebracht werden. Außerordentlich mühsam ist es, mit den höchst dürftigen Instrumenten diese Perlen und Ringe aus den Muscheln auszuhauen und sie durch Wetzen von ihren Ecken und Kanten zu befreien. Ich habe oft die Ausdauer der Leute bewundert, womit sie stundenlang solcher Geduldsarbeit obliegen.

In noch anderen Gegenden, wie z. B. in den Bergdörfern der Dampier-Insel und des Inlandes von Neu-Guinea, wo sich geeignete Hölzer finden, werden röhrenartige Holztrommeln oder Holzmulden und -schüsseln fabriziert. Auch stellt man dort große Mengen wunderschönen, roten Flechtrohres her, das hier und dort unter dem Namen ari und sil bekannt ist. Andernorts wird dieses Rohr in großen Knäueln aufgekauft und zu hübschen bunten Taschen, Arm- und Leibriemen (Hungergürteln) verflochten. Wieder andere Gegenden liefern Materialien, die zu Bindfaden verarbeitet werden, und Jung und Alt (namentlich das weibliche Geschlecht) versteht es, große Tragnetze sowie Beutel aller Art und zierliche Täschchen daraus zu stricken. — Ist Ockererde in der Nähe eines Papuadorfes zu haben, so beschäftigt man sich hier mit der Herstellung roter Farbe. Oder findet sich bei einem Dorfe Tau, eine schwarze Erde, die von den Papua allgemein zum Schwärzen der Zähne angewendet wird, so weiß man damit einen schwunghaften Handel zu treiben.

Verschiedene Ortschaften treiben in hervorragenderem Maße, als andere, Tabakbau und sind weithin um ihres Tabakes willen berühmt;*) andere Plätze haben einen Namen als „Schiffswerften“ (im Sinne der Papua: Kanoewerften). So die kleine Insel Siar, auf der Missionar Bergmann arbeitet, wo jahraus, jahrein große ein- und zweimastige Kanoes gebaut werden. Wieder andere Plätze liefern Spezialitäten in Waffen, namentlich Schilden.

---

*) So giebt es im Bereiche des Gebietes, auf welchem rheinische Missionare arbeiten, „Tabaksmarken“, wie Madugar-kas, Bunnu-kas, Birgam-kas, Waskia-kas (Tabak), die sämtlich für die verschiedenen, wenig oder gar keinen Tabak bauenden Papuastämme einen guten Klang haben.



Gebrauchsgegenstände der Papua.

1) und 16) Steinkeule. 2) Brustschmuck (ein Paar Eberzähne) für Männer. 3) Guirlande. 4) Brustschmuck. 5) Kopfschmuck von Hundezähnen. 6) Barakhorn. 7) und 12) Barakmaske. 8) Brustschmuck (Bul). 9) Armband für den Oberarm. 10) geschnitztes Kopfkissen (Perückenschoner). 11) Kochtopf. 13) gestricktes Brusttäschchen. 14) Tragnetz für Frauen. 15) Steinbeil. 17) Kalkbüchse mit Spatel. 18) Schild. 19) Kleine Eßschüssel. 20) Pfeile. 21) Kopfring, durch welchen die Haare gesteckt werden.

Solcher Gewerbthätigkeiten ließen sich noch eine ganze Reihe anführen. Doch das Angeführte, denke ich, genügt, um dem Leser von der vielseitigen Beschäftigung der Papua ein Bild zu geben.

In der Zeit, wo die Felder hergestellt und bepflanzt werden müssen, begiebt sich der Papua frühmorgens zwischen 7 und 8 Uhr, nachdem der Tau von Feld und Wald etwas abgetrocknet ist, auf seinen Acker und arbeitet dort ziemlich unausgesetzt bis zum Spätnachmittag. Eine Kokosnuß oder einige geröstete Knollen sind in dieser langen Zeit meist sein einziger Imbiß. Gegen vier bis fünf Uhr kehrt er mit den Seinen ins Dorf zurück. Die Weiber bereiten nun die Hauptmahlzeit, während sich die Männer und Jünglinge zum Teil mit kleineren Arbeiten beschäftigen, die am vorigen Tage unvollendet geblieben sind. Da schnitzt der eine an einem neuen Ruder oder an einer Holzmulde, die der Vollendung entgegensieht; ein anderer wetzt schon wochenlang, jeden Abend ein wenig, einen flachen Kiesel oder ein Stück Bandeisen*), das er früher einmal vom Missionar als Bezahlung für gelieferte Arbeit erhalten hat. Wieder andere stricken an ihren Armbändern oder Taschen weiter oder fahren mit der Anfertigung von Muschel- oder Schildpattringen fort. Hier bessert einer sein Kanoe aus, um es in der kommenden Nacht zum Fischfang oder zu einer bevorstehenden Reise zu gebrauchen. Dort benützen einzelne Männer den Feierabend zur Herstellung langer Wurfspeere, die, aus festem, elastischem Palmenholz geschnitzt, jetzt über dem Feuer gehärtet und gestreckt werden. Manche hingegen hocken gesellig in verschiedenen Gruppen vor ihren Hütten, rauchen, im Gefühl des Tages Last und Hitze getragen zu haben, ihre Cigaretten und plaudern über Altes und Neues. Einer von ihnen behauptet eben, den „Nawir“ (Zaubergeist) gesehen zu haben, und seine ernste Miene und die bedeutungsvollen Bewegungen des Kopfes verraten, wie Grausiges er darüber zu berichten weiß; ein zweiter will den Unheil verkündenden Ruf eines gewissen Vogels gehört haben; ein dritter hat im Walde eine schnellfüßige Beutelratte beobachtet und schildert nun, wie groß sie gewesen sei, und was für Sprünge sie gemacht habe, um ihm zu entfliehen. Hört man zu, so meint man, das Tier vor sich zu sehen und alles miterlebt zu haben, — so anschaulich und lebhaft weiß es der Papua darzustellen.

Endlich geht man auseinander, denn die Mahlzeit ruft. Nach derselben ist meist schon Dunkelheit hereingebrochen, denn auf Neu-Guinea geht die Sonne um $^1/_2$6 Uhr unter und ebenso um $^1/_2$6 Uhr des Morgens auf. Ist es Mondschein, der zur Zeit des Vollmondes auf Neu-Guinea besonders hell ist, so arbeitet man

*) Da der Papua kein Geld kennt, muß der Missionar und jeder andere Europäer ihn mit Eisen, Perlen und anderen Dingen bezahlen.

wohl noch ein wenig weiter; in der Regel aber versammelt man sich jetzt zur weiteren Unterhaltung im Freien an einem lustig flackernden Feuer. An mondscheinlosen Abenden ziehen sich die Papua gerne in die Männerhäuser zurück, wo man rauchend und plaudernd beisammen sitzt. Die Frauen aber suchen die eigentlichen Wohnhütten auf, um die Zeit bis zum Einschlafen, so gut es geht, herumzubringen.

Zuweilen haben die Männer auch geheime „Sitzungen" unter freiem Himmel, an denen die Frauen nicht teilnehmen dürfen. Jedes Dorf hat einen eigens dafür bestimmten Platz, welcher oft verborgen zwischen Bäumen gelegen ist. Die Beratungen, welche hier gepflogen werden, haben meist keinen geringeren Zweck, als wieder einmal einen Vorwand zu finden, um mit „Ehren und Anstand" eine große Schweinemahlzeit veranstalten zu können, welche die Frauen wohl bereiten, woran sie aber nicht teilnehmen dürfen.

Bewegt sich der Papua in seinem gleichmäßigen Tageslauf, so begiebt er sich gewöhnlich gegen 11 Uhr zur Nachtruhe, wobei er nicht versäumt, anderen sein Bedürfnis nach Schlaf durch lautes Gähnen kund zu thun. Er legt sich entweder in der Hütte oder unter derselben auf die platte Erde nieder; letzteres, wenn es ihm in seiner Hütte zu warm ist oder er sich nicht wohl befindet und deshalb die frische Luft atmen möchte. Nachdem er auf das neben seinem Lager brennende Feuer noch etwas Holz gelegt hat, schläft er, die Arme auf der Brust zusammengelegt, ein. Nicht selten träumt und stöhnt er während des Schlafes: manchmal auch wacht er auf und legt dann wieder einiges Holz aufs Feuer. Es ist, als ob er während des Schlafes genau empfände, wann es Zeit dazu ist. Eine nicht geringe Plage sind für ihn die Moskiten. Sie sind zu unverschämt, um sich durch das Feuer, dessen Rauch und Qualm sie vertreiben soll, abhalten zu lassen. Leise singend und stechend umschwirren sie den Schläfer, und es sieht sich fast possierlich an, wenn der Papua im Schlafe plötzlich mit seinem linken Arm nach der rechten Seite oder mit seinem rechten Arm nach der linken Seite oder auch abwärts nach den Beinen schlägt, um seine „Plagegeister" zu verscheuchen. Schwerlich werden wir den Papua um seine Nachtruhe beneiden; hoffentlich aber umsomehr Gott danken, daß er uns angenehmere Verhältnisse genießen läßt.

Meist wacht der Papua schon sehr früh, gegen 2 Uhr, aus seinem Schlummer auf. Er thut dann gewöhnlich den ersten Blick aus der Hütte, um sich nach dem Sternenhimmel umzusehen, — ob derselbe für den neuen Tag Sonnenschein oder Regen verheißt. Ist ersteres der Fall, so giebt der Papua wohl seiner Freude einen lauten Ausdruck und ruft in das in tiefster Ruhe liegende Dorf hinein: „O awang ujan! — oh, es giebt gutes Wetter!" Mit seinem Schlaf ist es nun gewöhnlich vorbei; in die Hütte zurückgekehrt, hockt

er an seinem Feuer und dreht sich die erste Morgencigarette. Allmählich gesellen sich noch andere zu ihm, und bald sitzt ein ganzer Rauchklub beisammen, um das Geplauder des vorigen Abends mit derselben Lebhaftigkeit fortzusetzen. Ist der Morgen da, so holt ein jeder seinen Bambuskamm hervor und zaust sich das krollige Haar, das während des Schlafens in Unordnung geraten ist. Auch sonst sehen die Leute infolge des Rauches und der Asche ihrer Feuer, an denen oder über*) denen sie gelegen haben, keineswegs sauber aus, so daß man es nicht unpassend fände, wenn sie möglichst bald ein Vollbad nehmen oder sich doch wenigstens waschen würden. Doch damit hat es der Papua nicht eilig. Kommt er im Laufe des Tages gelegentlich ans Wasser, sei es um zu fischen oder seinen Durst zu stillen, nun ja, dann badet oder wäscht er sich; aber lediglich zum Zwecke der Reinigung ein Gewässer aufzusuchen, kommt ihm nur selten in den Sinn. Seine Morgentoilette ist also bald beendet. Auch an Morgenkaffee und Kaffeebrödchen denkt er natürlich nicht. Sein Morgenimbiß besteht im besten Falle aus einigen gerösteten Knollenfrüchten oder aus etlichen am Feuer gebackenen Bananen; oft verzichtet er aber auch auf diese und geht, nachdem die Frauen die Plätze vor den Hütten gefegt haben, nüchtern an seine Tagesarbeiten. Hat man nachts Fische gefangen, so wird in vielen Fällen der Tag mit Schlafen verbracht; ebenso, wenn man die Nacht in dulci jubilo, mit Tanzen und Singen, zugebracht hat.

Märkte und Markttreiben der Papua.

Diesem Alltagsleben der Papua fehlt es jedoch keineswegs an mannigfachen Abwechslungen. Dafür sorgen schon die zahlreichen Märkte, die jedes Dorf abhält, oder die man in der Nähe und Ferne aufsucht. Entweder finden die Märkte an bestimmten Tagen statt, welche nach dem Mondwechsel ein- für allemal festgesetzt sind, oder sie werden nach dem jeweiligen Bedürfnis eingerichtet. In letzterem Falle läßt man den Tag durch besondere Boten, die zum Markte einladen, bekannt machen. Nicht selten kommt es vor, daß ein Dorf von auswärtigen Handelsfreunden aufgesucht wird, die gerne sofort dies und das erwerben möchten. Die gewünschten Artikel sind aber nicht am Orte selbst zu haben, sondern müssen

*) Schlafen die Papua nicht unter, sondern in der Hütte, so befindet sich das Feuer häufig zu ebener Erde und sendet Rauch, Qualm und durch Luftzug aufgewehte Asche durch den darüber befindlichen, nicht sehr dichten Fußboden, so daß die auf demselben liegenden Schläfer wie Speck im Rauchfang hängen. (Man muß sich hierbei daran erinnern, daß die Hütten auf Pfählen stehen).

erst von einem anderen, nahe gelegenen Dorfe geliefert werden. Da es Eile gilt, so wird nun dieses Dorf durch bestimmte Signaltöne auf einer Tritonmuschel*) herbeigerufen, oder es wird die große Dorftrommel angeschlagen. Mit Hilfe dieser Trommeln unterhalten die Papua ein wohlorganisiertes Signal-, man könnte sagen Telegraphenwesen. Todesfälle, Ueberfälle durch Feinde, Märkte und andere besondere Ereignisse werden damit weithin von einem Dorf zum andern mitgeteilt. Je nach der Art der Nachricht, die man kundgeben will, wird nach einem bestimmten, unter den verschiedenen Papuastämmen vereinbarten Rhythmus (Takt) getrommelt.

Wollen Papua einen 30, 40 und mehr Seemeilen entfernten Ort jenseits des Meeres aufsuchen, um dort mit ihren Waren Markt zu halten, so werden schon einen oder einige Monate vorher etliche Boten oder Herolde dorthin gesandt, um die Besucher anzumelden und zugleich zu erkunden, ob an jenem Ort Friedens- oder Kriegspolitik getrieben wird. Ist dort die Abhaltung des Marktes willkommen, so händigt man den Boten einen „kob"**), eine Art von Brief, ein, welcher aus einem eigentümlichen Geflecht von Blättern besteht. An der Zahl und Beschaffenheit der Blätter erkennen dann die Empfänger, wie lange man noch bis zu dem ebenfalls nach dem Mondwechsel bestimmten Markttermin zu warten hat.

Nun beginnt ein reges Treiben im Dorfe. Mit rastlosem Eifer baut man an den neuen Kanoes, auf welchen die Marktreise angetreten werden soll. Von anderen Dörfern werden Hunde, Schweine, große Mengen roten Rohres, Handtrommeln, Holzschüsseln, Schilde u. s. w. eingehandelt. Auch die eigene Gewerbthätigkeit nimmt einen neuen Aufschwung. Nicht nur in den Feierabendstunden, sondern während des ganzen Tages werden Muschel- und Schildpattringe angefertigt, Taschen und Netze gestrickt und viele andere Dinge hergestellt. Sämtliche Dorfbewohner sind in fieberhafter Thätigkeit und Aufregung, oft viele Wochen lang. Jeder harrt dem Tag entgegen, wo es zum Markte gehen soll. Namentlich die liebe Jugend kann die Zeit nicht abwarten; sollen doch viele Jungen dabei zum ersten Mal eine weite Reise machen. Ihre Herzen jubeln nach der Melodie: „Morgen soll's auf Reisen gehn!" Endlich erscheint der Tag zur Reise. Schon am Vorabend beladet jeder Papua sein Kanoe mit all den genannten Dingen. Dann wirft er sich in Wichs und sorgt dafür, daß auch

*) Man sieht diese Tritonmuscheln in Deutschland zuweilen auf Jahrmärkten bei Ausrufern gewisser Schaubuden. An ihrem spitzen Ende ist seitlich ein Loch hergestellt, in welches man bläst. Es tönt dann laut, fast wie ein Nebelhorn.

**) So auf der Dampier-Insel genannt.

sein Fahrzeug geschmückt ist. Auf die Mastspitze kommt ein Blätterstrauß und ans Vorder- und Hinterende des Kanoes ein Gehänge von Nautilusmuscheln. Die Frauen bereiten ihren Männern die Reisekost. Sie rösten oder kochen Knollen und Baumfrüchte und wickeln sie samt etwas Schweinefleisch oder geräuchertem Fisch äußerst geschickt in saubere Bündelchen von Blättern ein. Für Linderung des Durstes aber sorgen eine Menge Kokosnüsse, auch mit Wasser gefüllte Kokosnußschalen, welche man mit einem Pfropfen von Blättern zugestöpselt hat. Da die Papua nirgends lieber rauchen, als auf See, so nimmt jeder auch einige Blätter Tabak mit, um sich daraus nach Herzenslust Cigaretten zu drehen. Reisezündhölzer muß man zwar entbehren; statt derselben bedient man sich glimmender Hölzer, welche in jedem Kanoe auf dem Bodenstück eines zerbrochenen Topfes aufgeschichtet liegen. Morgens, wenn günstiger Wind aufkommt, gehen die Kanoes gleichzeitig in See, jedes mit einigen Männern und etlichen Jungen bemannt. Friedlich gleiten die Kanoes über das Wasser dahin, während die blauen Rauchwölkchen der auf den Topfscherben glimmenden Hölzer leise in die Luft aufsteigen. Hat man die offene See erreicht, so werden die Segel aufgezogen, und bald sind die lustigen Fahrzeuge den Augen des Beobachters entschwunden. Nahe dem Reiseziele nimmt jeder Papua seine Handtrommel, um den Handelsfreunden die Ankunft kundzuthun. Ans Land gestiegen, werden die Gäste von diesen mit großem Hallo begrüßt. „Durak! o Durak! o Durak*) ujak! — mein Freund! o mein Freund! o mein guter Freund!“ so tönt es herüber und hinüber. Unter Lachen und Jubeln schließt man die Angekommenen in die Arme oder giebt ihnen vor lauter Vergnügen mit der flachen Hand kräftige Schläge auf den Rücken. Dann werden sie ins Dorf geführt. Hier wohnt nun jeder bei seinem Handelsfreund und wird von ihm bewirtet, wobei das Fragen und Erzählen kein Ende nimmt. Die beladenen Kanoes aber sind auf den Strand gezogen; des Nachts unterhält man bei ihnen kleine Lagerfeuer, in deren Nähe diejenigen sich aufhalten oder schlafen, welche die Ladung vor Diebesfingern schützen sollen. Endlich beginnt der Markt. Hie und da steht ein Händler auf seinem Kanoe und bietet seine Waren aus. Andernorts hocken Händler und Handelsfreunde in Gruppen beisammen und feilschen darum, wieviel wohl jenes Schwein wert sei, ob zwei Töpfe oder drei, — ob jener gestrickte Beutel dort oder jenes neue Tuch von Baumbast mit einem Hund zu teuer bezahlt sei oder nicht, — ob jene Holzschüssel oder Handtrommel nicht zu schlecht sei für den geschliffenen Stein eines Beils. So geht es im Tauschhandel fort, bis die Händler sämtliche mitgebrachten Waren verkauft und

*) Vgl. S. 98.



Auf dem Weg zum Markte.

statt ihrer andere Dinge: Töpfe, Basttücher, Farbe, Waffen, Tabak u. a. m. auf die Kanoes geladen haben. Nun treten sie die Rückfahrt an, und schon unterwegs wird überlegt, wie man wohl mit den erhandelten Gegenständen andernorts gute Geschäfte machen könne.

Einfacher haben es die Papua, wenn sie über Land zu Markte gehen. Sie gehen dann in großen Trupps von 10, 20 und mehr Leuten. An der Spitze marschieren eine Anzahl Männer, welche über der rechten Schulter einen 8—10 Fuß langen Wurfspeer und in der Linken einen langen, schmalen Schild tragen. Ihnen folgt eine lange Reihe Frauen und erwachsener Mädchen, jede einen großen Netzbeutel voll Taro und Yam auf dem Rücken. Es sind schwere Lasten von 30 bis 50 Pfund, die sie tragen; nicht selten haben sie zwei, drei gefüllte Netzbeutel um die Stirn hangen, und zuweilen in einem anderen sogar noch ihr kleinstes Kind. Kein Wunder, daß sie recht gebückt dahingehen. — Hinter den Frauen schreiten Männer, von denen je zwei an einer Stange ein lebendes Schwein tragen. Dasselbe befindet sich in keiner angenehmen Lage. Man hat seine Vorder- und Hinterfüße zusammengebunden und die Stange zwischen seinen Beinen hindurch gezogen. Damit es nicht mit dem Kopfe um sich schlage, ist dieser an die Vorderfüße festgeschnürt, und, um es am Quieken und Schreien zu verhindern, hat man seine Schnauze mit breitem Bast umwickelt. So hängt das arme Thier da, regungslos und mit Mühe nach Luft schnaufend. Welch eine Qual dies ist, bedenken natürlich die rohen Papua-Naturen nicht. Den Trägern der Schweine folgen andere, die auf ihrem Kopf irdene Töpfe und in den Händen Trommeln und anderes zu Markte tragen. Den Schluß des langen Zuges bilden abermals einige mit Speer und Schild bewaffnete Männer. Sie sind mit den an der Spitze Marschierenden die militärische Bedeckung des Trupps; könnte es doch leicht passieren, daß irgend ein mißgünstiger Papuastamm ihn unterwegs überfallen wollte. Gewöhnlich haben die Schild- und Speerträger noch ein Glimmholz in der Hand, woran sich die Leute ihre Cigaretten anzünden können.

Auf dem Markte geht es ähnlich zu, wie es zuvor beschrieben ist. Kehrt man heim, so hat man statt der schweren Yams-, Taro- und Schweine-Lasten leichtere Ware: geräucherte Fische, Muschel- oder Schildpattschmuck, Stein- und Muschelwerkzeuge. Kommt ein Marktzug über die Missionsstation, so wird hier ein wenig Rast gemacht, und der Missionar findet Gelegenheit, bei den Handelsleuten ein gutes Wörtlein anzubringen und ihnen ein Brosamlein des Evangeliums mit auf den Weg zu geben.

Wie sich die Papua gegen Handelskonkurrenz wehren. Allerlei — auch Missions-Hindernisse.

Oft finden die Märkte im Dorfe selbst, sehr häufig aber auch in der Nähe desselben auf einem allen zugänglichen, unparteiischen (neutralen) Platze statt. Keineswegs ist es aber so, daß die Papua mit jeder beliebigen Dorfschaft in Marktverkehr treten, sondern nur mit ganz bestimmten; ja, selbst dabei ist es dem einzelnen nicht einmal gestattet, mit einem jeden Bewohner dieser Dorfschaften Handel zu treiben, sondern nur mit gewissen Familien, deren Gastrecht er genießt. Die Märkte dauern nämlich häufig mehrere Tage und schließen dann mit großen Schmäusen und Tänzen im Freien, wobei bis tief in die Nacht, bis man heiser ist, gesungen und gejohlt wird.

Der Marktverkehr, den die verschiedenen Papuastämme untereinander pflegen, bewegt sich also innerhalb bestimmter Ordnungen, die fast an moderne Handelsverträge europäischer Kulturstaaten erinnern. Offenbar hat diese papuanische Handelsordnung den Zweck, daß sich unter den verschiedenen Papuastämmen nicht eine zu große Konkurrenz entwickele, die den Wert der Waren herabdrückt. Eifersüchtig wird darüber gewacht, daß niemand sich in ein fremdes Handelsgebiet eindränge. So nahmen auch die in der Nähe unserer Missionsstationen ansässigen Papua es uns Missionaren übel, wenn wir mit Papuadorfschaften, mit welchen sie in Handelsverkehr standen, in direkte Berührung traten. Es war unseren Nachbarn stets ein Dorn im Auge, daß noch andere als sie mit uns verkehren durften und von uns Perlen, Beile und Eisen erhielten, die wir ihnen als Lohn für geleistete Dienste oder als Bezahlung für gekaufte Waren gaben. Unsere Nachbarn meinten, diese Gegenstände müßten samt und sonders in ihre Hände fließen, so daß andere Ortschaften sie nur von ihnen erhandeln könnten. Daß sie dabei wie schlaue Kaufleute spekulierten, liegt auf der Hand. Sie suchten uns auf alle Weise von der Verbindung mit anderen Ortschaften oder Gegenden abzuhalten. Wollten wir irgendwohin eine Untersuchungsreise unternehmen, vielleicht in der Absicht, dort später eine Missionsstation anzulegen, so konnten sie es nicht lassen, uns ernstlich davon abzuraten. „Geht doch nicht dahin“, sagten sie, „dort sind ja ganz wenig Leute; die Dörfer dort sind häßlich“, oder sie sagten: „Der Weg dahin ist weit und schlecht zu gehen; auch werden euch böse Menschen sehen und totschlagen.“ War die betreffende Gegend nur auf dem Seewege zu erreichen, so prophezeiten sie uns schlechtes Wetter, böse Winde und stürmische See in der Hoffnung, uns dadurch abzuschrecken. Zuweilen gaben sie uns die

Zusage, uns selbst nach jenen Dörfern begleiten zu wollen; wenn aber die Reise vor sich gehen sollte, so ließen sie uns im Stich; fand sich aber noch dieser und jener willig, uns auf seinem Kanoe dahin zu fahren, so kamen bald andere und erhoben lärmend Einspruch dagegen, so daß jene schließlich sagten: „Nein, wir fahren euch doch nicht.“ Und wollten wir dann unser eigenes Boot benützen, so weigerten sie sich einmütig, uns unser schweres Fahrzeug ins Wasser schieben zu helfen. Wenn hingegen Leute aus anderen Dörfern uns zu besuchen gedachten, so suchten unsere Nachbarn sie gegen uns einzuschüchtern, oder sie verwehrten ihnen gar zu landen und auf unsere Missionsstation zu gehen; — alles lediglich in der Befürchtung, die Leute möchten von uns zu viele Perlen, Eisen, Beile rc. erhalten.

Erst allmählich hat sich dies auf den bestehenden Stationen gebessert; unsere Nachbarn haben eben eingesehen, daß wir uns so leicht nicht abhalten lassen, mit anderen Dorfschaften in Fühlung zu treten, und zugleich wohl auch, daß es uns dabei um etwas anderes, als ums Handeln zu thun ist. Freilich auf jeder neuen Missionsstation, die unter einem anderen Papuastamme angelegt wird, hat der Missionar gewöhnlich zu Anfang wieder mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm das Leben oft recht schwer machen.

Dadurch, daß jedes Papuadorf ein bestimmtes Handelsgebiet hat, schränken sich die Papua zugleich auch hinsichtlich ihrer Bewegungsfreiheit sehr ein; denn nur selten wagt es jemand, sein Handelsgebiet zu überschreiten und das einer anderen Dorfschaft zu betreten. Wenn es einmal geschieht, so entsteht gewöhnlich Feindschaft, ja es kommt nicht selten zu Blutvergießen. Dies ist auch der Grund, weshalb der Missionar oder ein anderer Europäer, welcher auf Neu-Guinea eine längere Reise machen will, sehr selten einen Papua findet, der ihn weiter begleitet, als bis an die Grenze seines Handelsgebietes; das ist aber meist nicht weiter als 6 Stunden. Am Handelsgebiet eines anderen Stammes angelangt, weigert sich der begleitende Papua in der Regel ganz entschieden, weiter mitzugehen. Der des Landes unkundige Reisende hat dann keine andere Wahl, als wieder umzukehren, wenn es ihm nicht gelingt, an diesem Ort einen neuen Begleiter zu gewinnen, der ihn natürlich ebenfalls nur wieder bis an die Grenze des nächsten Handelsbezirkes führt. Durch diesen Umstand wird das Vordringen der Mission in Neu-Guinea sehr gehemmt, ganz abgesehen davon, daß schon die dichten Urwälder, die vielen Sümpfe, die schmalen, unwegsamen Pfade*) das Wandern äußerst beschwerlich machen. —

*) Um nichts macht sich der Papua so wenig Mühe und Sorge, als

Nach allem, was wir bisher an den Papua gesehen haben, werden wir sie keineswegs für Dummköpfe halten. Gewiß hat es manchen überrascht, zu sehen, wie sich der Papua überall zu helfen weiß. Auch werden wir sie nicht mehr ohne weiteres als faul bezeichnen und sie etwa mit den Australnegern, welche man ebenfalls Papua zu nennen pflegt, auf eine Stufe stellen. Freilich könnte ja auch der Papua Neu-Guineas seine Zeit und Arbeitskraft besser ausnützen, als er es thut; giebt es doch in seinem Leben der Tage und Wochen genug, wo er gleichsam auf der Bärenhaut liegt und lediglich von Schlafen, Essen und Nichtsthun lebt. Im Gefühl, ein „Freiherr“ zu sein, wendet er seine Zeit und Kraft an, wie es ihm beliebt; und weil die Ueppigkeit seines Landes Nahrungssorgen kaum aufkommen läßt, so sieht er auch gar nicht ein, warum er sich übermäßig plagen soll. In der bittersten Not hat er noch immer etwas, wofür er sich einiges zum „Beißen“ eintauschen kann, und schlimmsten Falls greift er zu seiner Sättigung nach allerlei wildwachsenden Früchten und Knollen, die — so fade sie auch schmecken — seiner Bedürfnislosigkeit vollständig genügen. „Haben die weißen Leute“, denkt der Papua, „mehr Bedürfnisse als ich, nun, so müssen sie eben arbeiten, arbeiten und wieder arbeiten. Ich Papua bin bedürfnisloser und habe darum auch ein gutes Recht, mir das Leben bequemer einzurichten.“ Freilich vergißt dabei der Papua, daß er nicht nur für sich leben und arbeiten sollte, sondern auch zum Besten anderer. Doch in seinem heidnischen Herzen sieht es eben sehr finster aus. Daß er zum Wohle seiner Mitmenschen beizutragen habe, darüber ist ihm noch das Licht nicht aufgegangen. Dies Licht wird ihm erst kommen, wenn er sein Herz dem Evangelium öffnet. Vorläufig müssen wir den Papua nehmen, wie er ist, und dürfen nicht — wie manche Vorkämpfer der Kultur — wähnen, daß etwas

---

um Wege. Ihm genügt ein getretener Pfad, auf dem man zu mehreren nur im Gänsemarsch vorwärts kommt. Dabei macht es ihm auch nichts aus, wenn er große Umwege beschreiben muß. Ist ein großer Baum umgestürzt, so pflegt der Papua denselben zu umgehen; ihn aus dem Weg zu schaffen, fällt niemand ein. Natürlich kann auch in solch unwegsamem Lande von Fahren nicht die Rede sein; dazu fehlen überhaupt die nötigen Zugtiere. Ebenso sind keine Reittiere einheimisch; Europäer, die eingeführte Pferde benutzten, mußten die Erfahrung machen, daß selbige den Strapazen nicht gewachsen waren. — In vielen Tropenländern lassen sich Europäer in Sänften tragen; da sich die Papua jedoch zu Sänftenträgern noch nicht hergeben, muß man auch auf diese Reisebequemlichkeit verzichten. Vor allem ist es mißlich, daß man auf Reisen durchs Land sich nicht darauf verlassen kann, in den Papuadörfern Nahrungsmittel zu erhalten, und sich infolgedessen mit Proviantlasten beschweren muß. Der Papua ist eben nicht gern Allerwelts-Packträger; die Lasten aber selbst zu tragen, ist für den Reisenden unter der heißen Tropensonne äußerst anstrengend und in dem ungesunden Klima gesundheitsschädlich.

Prügelstrafe oder ähnliches ihn in seiner Gesinnung umwandeln könne, oder daß wir es viel besser machen würden, falls wir uns in seiner Lage befänden.

Die Papua als Bürger, Krieger und Ehegatten.

So lebt der Papua sorglos in den Tag hinein. Auch eine Obrigkeit, die ihm viel zu sagen hätte, giebt es nicht. Wohl haben manche Papuastämme Häuptlinge; aber meist sind diese ohne Macht und Einfluß. Hingegen hat jedes Dorf einen Rat der Aeltesten (Dorfälteste oder „große Männer“ genannt). Zu diesen gehören alle Männer, welche durch die Zahl ihrer Jahre oder durch ihr großes Wort oder auch durch ihre Faust bezw. ihren Speer ein Uebergewicht über die anderen haben. Von ihnen wird des Dorfes Bestes besprochen und beschlossen. Gewöhnlich wird einer dieser Männer als „ju tamol“ (Speerträger) bezeichnet, welchem dann im Kampfe mit einem anderen Papuastamme die führende oder leitende Rolle zufällt. Da also die Papua von Regierungsbehörden nichts wissen und noch weniger von einer Polizei, so muß man sich darüber wundern, daß noch so viele Ordnungen und Rechte unter ihnen bestehen und Mißhelligkeiten und Streit keineswegs zur Tagesordnung gehören. Welche Zuchtlosigkeit würde es wohl geben, wenn wir kultivierte Deutsche einmal in solchen Verhältnissen lebten?

Gewöhnlich hat in einem Papuadorf jede Sippe (die untereinander verwandten Familien) einen bestimmten Teil des Dorfes inne, so daß die verschiedenen Sippen schiedlich-friedlich nebeneinander wohnen. Mehrere Dörfer bilden eine Dorfschaft oder einen besonderen Stamm. Bei sehr schwierigen Arbeiten helfen sich die Sippen gegenseitig, und bei gewissen Unternehmungen, wie dem Bau eines großen Versammlungshauses u. dergl., ist es sogar Sitte, andere Dörfer zur Mithilfe einzuladen. Eine große Schweinemahlzeit bildet in der Regel den Abschluß der gemeinsam ausgerichteten Arbeit und zugleich die Entschädigung der Hilfsbereiten. Ueberhaupt geht durch das papuanische Volksleben ein gewisser Zug nach Kommunismus. Schlachtet jemand ein Schwein, so schlachtet er es fürs ganze Dorf; raucht jemand in Gegenwart anderer eine Cigarette, so reicht er sie je und dann zu allgemeinem Genuß herum; ebenso verfährt man beim Gebrauch von Betelkalk und anderen Dingen.

Wird mit den Angehörigen einer Dorfschaft nicht mehr Betel gekaut, oder werden mit denselben keine Betelnüsse mehr ausgetauscht, so ist das ein Zeichen ernsten Zwiespaltes, und häufig genug kommt es zwischen diesen Dörfern zu Kampf und Blutvergießen. Entweder wird von beiden Parteien dieser und jener meuchlings ermordet, oder es erfolgt eine förmliche Kriegserklärung, indem die den Krieg erklärende Partei der anderen einen zerbrochenen Speer überbringen läßt.

Bald rückt die ganze waffenfähige Mannschaft der Dörfer aus. Zunächst erfolgt ein Scheinangriff, bei dem die beiden Aeltesten einer Familie vortreten und alle ihre Speere oder Pfeile verschießen. Darauf beginnt der allgemeine Kampf, wobei jede Partei so viele Feinde zu töten oder zu verwunden sucht, als nur eben möglich. Doch ist es Sitte, nur ältere Leute zu töten, jüngere dagegen zu verschonen. Wer am meisten Tote und Verwundete hat, gilt für besiegt. In der Regel versöhnen sich die beiden Parteien nach einiger Zeit, indem sie sich gegenseitig Geschenke bringen. Häufig geschieht es, daß die Bewohner eines Ortes, welche im Kampfe zuviel Leute verloren haben oder sich nicht mehr sicher fühlen, das Dorf verlassen und sich andernorts ansiedeln; ebenso, wenn immer wieder epidemische Krankheiten in demselben Dorfe auftreten, welche man auf die Zauberei anderer zurückführt.

Werden zur See fahrende Papua durch widrige Winde in die Nähe feindlich gesinnter Dörfer verschlagen, so werden sie dort nicht selten überfallen und getötet. So sind vor etlichen Jahren Leute aus dem meiner Missionsstation benachbarten Kulobob, welche eben von einer Marktreise heimkehrten, nach dem Dorfe Kurum verschlagen worden. Das Dorf stand damals mit ihnen in Feindschaft; sie wurden überfallen, und eine ganze Anzahl Männer kam ums Leben.

Im Familienleben ist der Papua im ganzen ein friedliebender und verhältnismäßig rücksichtsvoller Ehemann. Erscheint es auch als das Gegenteil, wenn die Frauen sich mit schweren Traglasten schleppen, während die Männer, nur den Speer in der Hand, stolz und leicht vorausgehen oder folgen, so hat dies doch seinen guten Grund. Es ist nämlich unter den Papua nichts Seltenes, daß Frauen ohne männliche Begleitung von anderen Papua überfallen und entführt werden. Um bei derartigem Ueberfall ungehindert und sofort kampfbereit zu sein, dürfen natürlich die Papuamänner nicht mit Lasten beschwert sein. Auch, wenn die Frauen eines Dorfes frühmorgens zum nächsten Flusse gehen, um Wasser zu schöpfen, werden sie gewöhnlich von einem Manne, der, einen Speer in der Hand, an ihrer Spitze schreitet, geführt. Jede dieser Frauen trägt einen oder etliche Netzbeutel auf dem

Rücken, welche je zehn, zwölf und mehr Kokosnußschalen bergen. Am Flusse werden letztere mit Wasser gefüllt und darauf mit Stöpseln von Blättern zugepfropft, allerdings keine unbedeutende Last für die Frauen, namentlich, wenn der Weg über eine steile Höhe führt. Zuweilen holen sie das Wasser auch in langen Bambusrohren, die unten einen Boden haben und oben wie die Kokosnußschalen zugepfropft werden.

Untreue der Papuafrauen gegen ihre Ehemänner ist leider nicht selten; sie kommt aber gewöhnlich mehr bei jüngeren Leuten vor. Die Papua sind fast noch grüne Jungen, wenn sie heiraten, voller Laune und Uebermut. Ohne Weiteres greift wohl ein solcher Hitzkopf nach einem Holz und schlägt damit seiner Frau auf den Kopf, oder er legt einen Pfeil auf seinen Bogen, um ihr damit eine Wunde beizubringen. Wer will es da einer Papuafrau verdenken, wenn ihr das Zusammenleben mit einem solchen Ehegatten unerträglich wird? Ebenso sind viele junge Frauen von sehr leichter Art, und es bedarf oft nur eines geringfügigen Anlasses, so hängen sie sich an einen anderen Mann, der sie im geeigneten Zeitpunkt zu entführen weiß. Natürlich ist das für die jungen Ehemänner immer eine mißliche Geschichte, darob sie nicht selten in großen Zorn geraten, sich wohl auch mit anderen verbinden, um die Entlaufene wieder einzufangen oder sich an dem Entführer zu rächen. Zuweilen entbrennen heftige Kämpfe darüber; aber in den meisten Fällen betrachten sie das Verbrechen schon als gesühnt, wenn es ihnen gelingt, den Zerstörer ihres Eheglückes mit dem Speer in das Bein zu schießen. Manchmal kam es vor, daß solche unglückliche Ehemänner auf meine Missionsstation kamen, um mir ihr Leid zu klagen. Am liebsten wäre es ihnen gewesen, ich hätte mein Schrotgewehr genommen und wäre mit ihnen gegangen, um ihnen die entlaufene Ehegefährtin wieder zu verschaffen. Als eines Tages wieder einmal einer in solcher Verfassung vor mir stand, konnte ich ihn nur fragen: „Warum ist Deine Frau fortgelaufen?“ er antwortete: „Um nichts“. Ich konnte es ihm glauben, daß es so war; er war ein gutmütiger Mensch. Ich fragte nun weiter: „Hast Du auch nicht gesehen, wie Dir Deine Frau abhanden gekommen ist?“ Weinerlich antwortete der junge Mann: „Ich habe nichts gesehen“, und fügte dann noch hinzu: „O Kunze, die Frau war schlecht; nun habe ich keine Ehefrau mehr; — meine Eingeweide sind betrübt.“ Der verunglückte Ehemann beruhigte sich aber, und als ich ihn später sah, hatte er eine neue Frau, mit der es scheinbar besser ging.

Ist in einer Gegend Mangel an heiratsfähigen Mädchen, so kommt es vor, daß ein einzelner junger Mann, oft auch ein ganzes Dorf, auf Frauen- und Mädchenraub ausgeht. So ward



Papua beim Segelflechten.

eines Nachts ein in der Nähe des Prinz Adalberthafens*) gelegenes Dorf von den Bewohnern einer fernen Insel überfallen. Viele Männer wurden dabei getötet und eine ganze Anzahl Mädchen und Frauen entführt. Das Dorf lag auf einer kleinen, hübschen Insel mit vielen Kokospalmen; seit dem Ueberfall ist die Insel verlassen. Die noch übrigen Leute haben sich am Festlande angesiedelt, und noch gut ist es mir in Erinnerung, wie mich bei meinem dortigen Besuche die beraubten Ehemänner, Väter und Mütter baten, ihnen doch wieder zu ihren Frauen und Töchtern zu verhelfen.

Sind die Papuaehen ungefährdet über die ersten Jahre hinausgekommen, so ist das Zusammenleben der beiden Gatten gewöhnlich ein recht einmütiges und zufriedenes. Auch ist der stille Einfluß der Frauen auf die Männer und ihre Umgebung nicht unbedeutend, so daß sie zuweilen bei Beratung von Dorfangelegenheiten den Ausschlag geben. Ja, es giebt Papuastämme, welche weibliche Häuptlinge haben. Freilich begnügen sich die Papuafrauen nicht immer mit einem stillen Einfluß; es giebt Papuadamen, die über alle Maßen beredt sind. Wenn sie ihre großen Reden beginnen, so wird es unter den Männern ganz stille oder — wie es auch geschehen kann — die Männer suchen die Rednerinnen durch noch lauteres Schreien mundtot zu machen. Eine Frau von dieser Art lernte ich auf der Siar-Insel kennen; sie übertraf an Zungenfertigkeit alle ihres Geschlechts. Eines Tages randalierte sie mit ihrem Manne so gewaltig, daß dieser schüchtern ein Nebenhaus aufsuchte. Die Frau, dadurch noch mehr erregt, zerbrach nun voller Zorn und Grimm die Waffen ihres Mannes, und nicht zufrieden damit, warf sie auch noch die Töpfe und Holzschüsseln vor die Hütte, wo sie unter Klappern und Poltern zerschellten. Der Mann aber kam jetzt auf unsere Veranda. Als wir ihn mit verlegener Miene da sitzen sahen, bemerkte er entschuldigend: „Jokin hat einen schlechten Mund — sie zankt.“ Fern von dem Gekeife seiner Ehehälfte, kaute er nun behaglich seinen Betel, den er sich seiner schlechten Zähne wegen in einem kleinen hölzernen Taschenmörser stampfte.

Nach dem Gesagten wird es niemand wundern, wenn die Papua um ihre Autorität im Hause zuweilen ernstlich besorgt sind und daher sehr darauf aus sind, sich den Frauen gegenüber ein möglichst hohes Ansehen zu geben. Dazu bedienen sie sich eines eigentümlichen Mittels. Sie suchen ihre Frauen unter dem Bann der Furcht zu halten. Sie erzählen ihnen grausige Geschichten vom „Barak“, den sie ihnen als einen großen Geist vormalen, welcher nur von Männern gesehen werden könne, während die

*) Gegenüber der Dampier-Insel an der Neu-Guineaküste gelegen.

Frauen sterben müßten, wenn er ihnen je erschiene. Unter dem Vorwande, daß der Barak ins Dorf gekommen sei, werden von Zeit zu Zeit hinter verschlossenen Thüren oder auf geheimen Plätzen wochenlange Feste gefeiert oder geheime Zusammenkünfte abgehalten, welche allemal mit großen Mahlzeiten von Schweinefleisch verbunden sind. Diese Mahlzeiten — so wird den davon ausgeschlossenen Frauen vorgespiegelt — esse der Barak. Sind nun die Papuafrauen auch nicht so dumm, um nicht allmählich Verdacht zu schöpfen, so wagen sie doch nicht, denselben ihren Männern gegenüber zu äußern, oder es wurzelt wirklich der Aberglaube so tief in ihren Herzen, daß sie schließlich wieder an ihren eigenen Zweifeln irre werden. Zudem sagen die Männer ihren Frauen, wenn sie etwas von der Barakfeier erführen, so würden die Bewohner des ganzen Dorfes von den Nachbardörfern ausgerottet. Ueberall, wohin man auf Neu-Guinea kommt, ist dieses Gerede verbreitet, und fast scheint es, als ob die verschiedenen Papuastämme sich unter einander zur Geheimhaltung des Barakkultus verpflichtet hätten. So ist es wohl zu begreifen, daß die Frauen vor dem Barak, der ihnen die Männer zu Respektspersonen macht, Scheu und Ehrfurcht bezeugen.

Warum die Papuafrauen zu bedauern sind. Wie Papuaeltern ihre Kinder erziehen, und wie es bei Verlobung derselben zugeht.

Genießt auch die Papuafrau — wie vorhin gezeigt — manche Freiheiten, so ist sie doch keineswegs dem Manne ebenbürtig. Ja, sie wird sogar als unrein angesehen, so daß es ihr nur in Ausnahmefällen gestattet ist, gemeinsam mit dem Manne zu essen. Während dieser mit den Söhnen die Mahlzeit auf seinem padim (tischartiges Gestell, vgl. S. 10) einnimmt, ißt die Frau gewöhnlich zusammen mit den Töchtern vor der Hütte. Auch darf die Frau erst dann ans Essen denken, wenn sie dem Mann und den Söhnen die mit Speisen gefüllten Schüsseln aufgetragen hat. Sie muß sich sozusagen mit den Resten begnügen, wobei sie freilich dafür sorgen kann, daß sie nicht zu kurz kommt. Ebenso macht sich die niedrige Stellung der Frauen darin geltend, daß sie sich nicht gleicherweise wie die Männer schmücken dürfen und nicht nur auf den Genuß des Schweinefleisches, sondern auch anderer, edlerer Speisen verzichten müssen. Auch dürfen sie zu gewissen Zeiten nicht in die bepflanzten Felder gehen; die Schweine — sagt man — würden sonst kommen und die Früchte wegfressen.

Erfreulich ist es, daß unter den Papua Vielweiberei nur verschwindend selten ist. In vielen Fällen, wo ein Papua zwei

Frauen hat, ist ihm die zweite durch den Tod eines nahen Verwandten als Erbe zugefallen. Allerdings kommt es vor, daß der Mann seine Frau gegen die eines anderen vertauscht. Der eheliche Verband ist also, wenn auch nicht in allen Fällen, ziemlich locker. Die Frau ist dem Mann weniger eine Lebensgefährtin, als vielmehr ein wertvoller Besitz, über den er freie Verfügung hat. Möchten doch die christlichen Frauen und Töchter im Hinblick auf die niedrige Stellung solcher Heidenfrauen daran denken, was sie dem Evangelium, unter dessen Segnungen sie stehen, verdanken, und sich zugleich der Schuld erinnern, welche sie den verachteten Heidenfrauen gegenüber haben, nämlich mitzuhelfen, daß ihnen das Evangelium gebracht werde, welches auch aus diesen Aermsten Miterben der mancherlei Gnade Gottes machen kann.

Trotz der niedrigen Stellung, in welche das weibliche Geschlecht bei den Papua hinabgesunken ist, bricht Unsittlichkeit und Gemeinheit weit weniger hervor, als bei anderen Naturvölkern. Züchtig sitzen Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen beisammen; harmlos verkehren sie unter einander, und selten wird man aus dem Munde von Männern und Jünglingen schamlose Worte hören. Dies aber ist um so rühmenswerter, als die Leute nur dürftig gekleidet sind und in zügelloser Freiheit leben. Von Zucht und Sitte zeugt auch, daß halbwüchsige Knaben nicht mehr in der elterlichen Hütte, sondern in den besonderen Männer- und Jünglingshäusern wohnen; auch haben Verheiratete gewöhnlich zwei Hütten, eine die Frau und eine der Mann. Kommt ein sittliches Vergehen vor, so geht es meist nicht ohne viel öffentliches Schelten der Angehörigen ab, bis der Fall entweder durch Geschenke gesühnt oder der Missethäter durch Speer oder Pfeil verwundet worden ist. —

Sieht man auf das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, so muß man staunen über die Zärtlichkeit, Liebe und Fürsorge, womit die Papuaeltern vornehmlich ihre Allerkleinsten hegen und pflegen. Es ist eine wahre Wonne, in die glückstrahlenden Augen einer Papuamutter und ihres Kindes zu schauen, wenn sie dasselbe mit ausgestreckten Armen vor sich hin hält und ihm durch Augenzwinkern, Kopfschütteln u. a. einen fröhlichen Laut abzugewinnen sucht. Es will einem dies wie ein Stückchen Paradies erscheinen, das den Papua aus einer besseren, noch nicht durchs Heidentum verfinsterten Zeit übrig geblieben ist. Wieviel Hingabe an ihr Kindlein zeigt auch solche Papuamutter, wenn das Kind an ihrem Körper die ersten Stehversuche und Kletterkünste macht; mit welcher Zärtlichkeit bringt sie das weinende Kind an ihrer Brust zur Ruhe, oder schaukelt es in seinem Netzbeutel, der auf ihrem Rücken hängt! Gleich der Mutter freut sich auch der Vater. Oft nimmt er sein Kleinstes auf den Schoß und treibt mit ihm allerlei Kurzweil.

Das erste, was nach der Geburt mit dem Kinde vorgenommen wird, ist, daß man ihm die Nase platt drückt; gilt doch bei den Papua eine plattgedrückte Nase für eine besondere Zierde. Im übrigen nimmt das Kind vom ersten Lebenstage an an der Bedürfnislosigkeit der Eltern teil. Windeln, Kleidchen, Bettchen kennt ein Papuakind nicht; es wäre denn, daß man das Bananenblatt, in welches es wohl gewickelt wird, als solches gelten ließe. Schlummernd liegt es in seinem Netzbeutel, welcher entweder von



Papuafrauen.

der Mutter getragen wird oder irgendwo in der Hütte, an der Wand oder einem Pfosten, aufgehängt ist.

Geht die Mutter in den Wald oder aufs Feld, so wandert das Kindlein im Netzsack mit, oder es bleibt daheim der Obhut einer der älteren Schwestern anvertraut. Gewöhnlich wird es täglich gebadet. Zu diesem Zwecke begiebt sich die Mutter mit ihm ans Meer oder zu einem Bach. Dort stellt sie sich bis an die Kniee ins Wasser, legt das Kindlein vornüber auf ihren gebogenen Arm und taucht es einige Male unter oder schüttet ihm mit der

hohlen Hand etwas Wasser über den Körper. Natürlich wird das Kind ängstlich, es fängt an mit Händen und Beinen zu strampeln und macht so, während es auf dem Arm der Mutter liegt, die ersten Schwimmversuche. Kein Wunder darum, daß die Papuakinder alle des Schwimmens kundig sind und man kaum merkt, wie sie diese Kunst gelernt haben.

Nicht selten bemerkt man die Papuamutter mit dem Kind auf dem Arm, während dieses eine abgeschälte Banane in den Händchen hält und mit Behagen daran nagt oder wohl auch der Mutter die Frucht an die Lippen hält. In freundlicher Fürsorge sieht man auch eine Papuamutter gekochten Taro kauen und ihn mit den Fingern in des Kindes Mund führen; je und dann nährt sie es auch mit geriebener Kokosnuß. Das Papuakind muß sich also schon frühzeitig an allerlei Kost gewöhnen, doch gedeiht es dabei vortrefflich, so daß manche deutsche Mutter staunen würde.

Früh schon werden den Kindern Ohrlöcher gestochen; ebenso wird ihnen beizeiten die Nasenscheidewand durchbohrt, soll doch die Nase einst mit einem Nasenring oder mit einem Nasenpfeil geschmückt werden. Zwei oder drei Jahre alt, bekommen die Jungen ein Lendentuch von Baumbast und die Mädchen eine kleine Grasschürze. Der Tag, an welchem dies geschieht, wird in der Regel als ein Festtag angesehen. Sehr bald müssen die Kinder den Eltern bei allerlei Arbeiten helfen; ich habe oft darüber gestaunt, was alles schon die kleinen Papuaburschen zwischen 5 bis 8 Jahren zu leisten vermochten. Nicht selten trugen drei oder vier derselben aus eigenem Antrieb große Pfähle von ein bis zwei Zentner Gewicht auf die Missionsstation. Auch erlangen die Kinder schon frühzeitig in allerlei Dingen sehr großes Geschick, und da sie für alles, was sie sehen, ein offenes Auge haben, sind sie auch schnell mit Rat und That bei der Hand. Wir würden darum die Papuakinder leicht vorwitzig und vorlaut finden. Sie sind aber nur frühreif und außerordentlich lebhaft. Wie könnte dies auch anders sein! Entgeht ihnen doch selten ein Gespräch, welches Erwachsene im Dorf führen. So ein kleiner Papuabursche steckt voll tausenderlei Fragen und ruht nicht eher, als bis er sie alle an den Mann gebracht hat. Dabei haben die Kinder oft recht hübsche Gesichter; auch sind sie ungemein zuthunlich und anhänglich, so daß uns Missionaren und ebenso unseren Frauen der Umgang mit ihnen die größte Freude bereitet. Den Eltern gegenüber artet freilich die Selbständigkeit der Kinder leicht in Trotz, Ungehorsam und Widerrede aus. Am meisten haben darunter die Mütter zu leiden; — habe ich es doch selbst erlebt, daß ein Bursche von kaum 8 Jahren, dem seine Mutter eine Zurechtweisung gegeben hatte, erbost ins Feld ging und eine ganze Menge Pflanzen verwüstete. Mehr Respekt genießt der Vater, obwohl sich auch

ihm gegenüber zuweilen die Geberden der Kinder verstellen. Die Jungen halten es gewöhnlich mit dem Vater und die Mädchen mit der Mutter, wie sie ja schon die gemeinsame Beschäftigung einander näher bringt. Von wirklicher Erziehung der Kinder ist natürlich nicht viel zu sehen. Desto mehr muß man sich wundern, mit welcher Begeisterung und Wärme die Kinder oft von ihrem Vater und von ihrer Mutter reden, und wie dienstbeflissen sie sind, wenn sie in der Nähe der Eltern sein können.

Sind die Knaben 6 bis 8 Jahre alt, so werden sie häufig schon von den Eltern verlobt. Ein solches Kinderbrautpaar, von dem die Braut kaum 4, 5 Jahre zählt, ist wirklich seltsam anzusehen. Gewöhnlich bekommt das Mädchen als Braut einen besonderen Schmuck von Muscheln um die Hüften, der es sehr hübsch kleidet. In der Regel weilt das Mädchen nach der Verlobung einige Zeit im Hause der zukünftigen Frau Schwiegermutter. Die beiden Brautleute unterhalten sich natürlich nach rechter Kinderweise; Ehestandssorgen werden noch nicht erörtert. Einmal wollte ich einem solchen Bräutigam gratulieren und suchte ihn im Dorfe auf. Als ich den kleinen Burschen antraf, saß er gerade sehr glücklich neben seiner Braut und rauchte vergnügt mit ihr abwechselnd seine Cigarette. Ich versuchte nun meine Gratulation bei dem kleinen Burschen anzubringen. Darob wurde er aber ganz verlegen, so daß ihm das Blut zu Kopfe stieg und ich fast meinte, ihn beleidigt zu haben. Glücklicherweise vergeht noch eine Reihe von Jahren, bis ein solches Brautpaar in die Ehe tritt. Meist wird der Bräutigam darüber 16 bis 18 Jahre alt; — immerhin, namentlich wenn man die noch etliche Jahre jüngere Braut in Betracht zieht, ein sehr früher Ehestand. Freilich muß man berücksichtigen, daß Knaben und Mädchen in diesem Alter dort schon viel entwickelter sind, als in Deutschland.

Keineswegs jedoch führt die von den Eltern geschlossene Verlobung immer zum Ehestand. Oft genug treffen Knaben, wenn sie herangewachsen sind, eine andere Wahl. Selten holt der auf Freiersfüßen stehende Papua seine Ehegenossin aus weiter Ferne, sondern meist aus benachbarten und befreundeten Dörfern. Manchmal heiraten sich Kinder von Bruder und Schwester (niemals jedoch die Kinder zweier Brüder), und es ist nichts Seltenes, daß Papuadörfer aus lauter unter sich verwandten Familien bestehen. Eine Folge dieser oft sich wiederholenden Verwandtschaftsehen ist wohl, daß sich unter den Papua sehr viele Skrophulöse und mit Wunden Behaftete befinden.

Will ein junger Papua sich verloben, so teilt er sein Vorhaben gewöhnlich zuerst seinem Onkel (mütterlicherseits)*) mit. Ist

*) vergl. Fußnote Seite 91.

derselbe einverstanden, so nimmt er ein Tabaksblatt, spricht eine Zauberformel darüber und reicht es dem Burschen. Dieser dreht aus dem Tabak eine Cigarette und begiebt sich mit derselben nach dem Dorf, wo die Erkorene wohnt. Sobald er mit ihr zusammenkommt, zündet er die Cigarette an, nimmt einige Züge davon und bietet sie darauf dem Mädchen an. Da die Cigarette aus bezaubertem Tabak verfertigt ist, so, meint er, würde sie das Herz des Mädchens beeinflussen. Nimmt das Mädchen die Cigarette an und raucht wohl gar davon, so ist das für den Freiersmann ein günstiges Zeichen. Doch ist er seiner Sache erst sicher, wenn er auch von dem Mädchen ein Zeichen ihrer Zuneigung empfangen hat. Sie erwählt dazu eine Nähnadel in der Gestalt einer Fischgräte, wie sie jeder Papua hat, und womit er auch allerlei schöne Dinge anzufertigen versteht. Ist die Verlobung auf solche Weise geschlossen, so dürfen sich der Sitte gemäß Braut und Bräutigam eine Zeit lang nicht sehen; begegnen sie sich gelegentlich, so muß eines vom anderen wegblicken, oder sie müssen sich auf verschiedenen Wegen auszuweichen suchen. Später überbringt der Bräutigam den Eltern der Braut als Brautgeschenk oder Kaufpreis Schweine oder Töpfe oder Schmuckgegenstände.

Zuweilen werden auch die jungen Burschen zu einem Papua eines anderen Dorfes in die „Pension“ gegeben; diesem dienen sie etliche Jahre, bis sie eines Tages — wie Jakob — mit einer „Rahel“ fröhlich von dannen ziehen.

Wie die Papua der Eitelkeit und dem Stolz fröhnen. Der Papua Leidenschaftlichkeit und Verstellungskunst, Lug und Betrug.

Die Papua sind kräftige, muskulöse und wohlgebaute Leute. Die Frauen sind durchgängig kleiner als die Männer. Im Vergleich mit der Inlandsbevölkerung sind die am Meer Ansässigen meist schlanker und elastischer. Das, was den Papua an Kleidern fehlt, suchen sie durch Schmuck aller Art zu ersetzen — eine Erscheinung, die auch bei andern mangelhaft bekleideten Völkern zu Tage tritt. Um die Waden tragen sie breite Geflechte von buntem Rohr oder gestrickte und mit Muscheln besetzte Bänder, ebenso an den Oberarmen. Die Hüften umgiebt ein Gürtel von Muscheln, Knochenstücken und Zähnen; ihm soll eine Zauberkraft innewohnen, welche allerlei Böses abhält. Den Hals zieren die Papua mit einer Perlenschnur; wo man europäische Perlen kennt, giebt man weißen und roten den Vorzug. Männer und erwachsene Burschen tragen ein eigenartiges „Medaillon“ auf der Brust, bestehend aus zwei ge-

bogenen Eberzähnen, die an einer um den Hals geschlungenen Schnur befestigt sind. Im Kampf gegen Feinde nimmt man diese Eberzähne in den Mund, was den Angreifern ein grimmiges Aussehen giebt. Ein besonderer Brustschmuck, welcher aber nur zu gewissen Zeiten getragen wird, ist das sogenannte Bul, ein gestricktes, dreieckiges Lätzchen, rot und grün gefärbt und mit Muscheln verziert. Die Ohrringe sind aus Schildpatt verfertigt und so schwer, daß dadurch die durchstochenen Ohrläppchen fast bis zum Unterkinn ausgedehnt werden. Das durch die Last des Ohrringes unschön erweiterte Ohrloch benützt der Papua gelegentlich als Cigarrenetui, darin er nicht selten drei, vier und noch mehr Cigaretten unterbringt. Merkwürdige Vorliebe hat der Papua für den Nasenpfeil — ein Stück Muschel von der Form einer langen, dicken Nadel, das oberhalb der Lippe in der durchbohrten Nasenscheidewand getragen wird. Ein zierlicherer Nasenschmuck ist ein Stück Perlmutter in der Gestalt einer Lyra. Für Feste und Tänze sind Federn, ja ganze Vogelbälge, bunte Blätter, Gräser und Blumen ein beliebter Schmuck; überall, im Kopfhaar, an den Armen, im Rücken, weiß der Papua sie anzubringen. Häufig behängt er auch seinen Körper mit Guirlanden von kleinen Nußschalen, in welchen Kerne oder Muscheln befestigt sind. Sind dies auch keine Glöckchen, welche läuten können, so klappert solches Machwerk doch, und Klappern gehört auch bei den Papua zum Handwerk.

Großen Wert legt der Papua auf tadellos frisiertes Kopfhaar, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, oder wenn er zu einem Markte reist. Da sehen wir ihn vor seiner Hütte hocken, während ihm ein anderer hinter den Ohren, sowie um Stirn und Nacken das Haar wegrasiert. Schwerlich würden wir Lust empfinden, unser Haupt unter das Schermesser dieses papuanischen Friseurs zu begeben; besteht es doch lediglich aus einem Stück scharfen Bambusrohrs oder Obsidians*) (vulkanisches Erdpech). Uns schaudert die Haut, wenn wir sehen, wie sich der Papua damit seinen Kopf bearbeiten läßt. Noch entsetzlicher sieht sich diese Prozedur an, wenn sie mit einem Glasscherben geschieht. Zuweilen kommt nämlich der Papua auf die Missionsstation und erbettelt oder kauft sich für zwei Yamsknollen eine Glasflasche. Der Missionar glaubt schon, dieser Papua wolle sich zu einer höhern Kulturstufe aufschwingen und sein Trinkwasser statt, wie bisher, aus der Kokosnußschale, fortan aus der Glasflasche trinken. Aber er irrt sich, denn der

---

*) Sieht aus wie dunkles Glas. — Den Bart pflückten sich die Papua früher mit einem Binsenhalm aus, der zwischen den Fingern gedreht die Haare faßte und ausriß. — Bei besonderen Gelegenheiten rasieren sich die Papua auch die Augenbrauen weg, was sie oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Papua geht zum ersten besten Stein und zerschlägt die schöne Flasche in Scherben, sammelt diese sorgfältig in ein Bündelchen und geht davon. „Seltsames Beginnen!“ denkt der Missionar, „was mag wohl der Papua mit Glasscherben anfangen?“ Doch die Sache wird ihm bald klar, wenn er ins Dorf kommt und den Toilettenkünstler erblickt, der den Glasscherben fast mit noch größerer Sicherheit handhabt, als ein Barbier sein Rasiermesser.

Ist das Rasieren beendet, so verreibt der Toilettenkünstler auf der flachen Hand rote Ockerfarbe in etwas Kokosöl*) und färbt damit das Haar. Darauf lockert er es mittelst eines Bambuskammes sorgfältig auf, bis es sich gleichmäßig über dem Haupte seines Freundes wölbt, wie ein „Puff“, den sich jemand auf den Kopf gedrückt hat. Je nach Geschmack färbt er das Haar auch glänzend schwarz und malt rote, sternartige Figuren darauf. Zu besonderer Zierde bindet man um die wohl frisierte Haarperücke einen Kranz von Hundezähnen oder ein weißes, aus Bastfasern hergestelltes Spitzenbändchen. Will ein Papua etwas Apartes, so trägt er einen zierlich geflochtenen und reich mit Muscheln besetzten Ring, durch den das ganze Kopfhaar hindurchgesteckt ist. Jüngere Leute finden es schön, die Wangen mit roten Figuren in Gestalt von Viertel- und Halbmonden zu bemalen. Ebenso werden Augen und Mund mit roten Rändern umrahmt, und wenn dies dem Papuastutzer nicht genügt, außerdem mit blauen**) oder schwarzen Linien umzogen. Ja, man giebt sogar der Nase eine Auszeichnung, indem man auf sie einen langen, roten Strich zieht und auf die Nasenspitze einen roten Punkt drückt, so daß der „Gesichtsberg“ (wie die Papua auf unserer Missionsstation Bogadjim die Nase nennen) mit einem Ausrufungszeichen verziert erscheint.

Nie wird mehr Sorgfalt auf die „Toilette“ verwendet, als wenn Papua zu einem Feste gehen. Vor dem Festort angelangt, macht man eigens im Walde Rast, um sie nochmals einer gewissenhaften Prüfung zu unterziehen. Tadellos frisiert und ge-

---

*) Das Kokosöl soll wohl zugleich ein Schutzmittel gegen gewisse im Haar nistende Quälgeister sein; und wahrscheinlich dient die rote Farbe mit dazu, daß es besser im Haar haften bleibt.

**) Blaue Farbe kannten die Papua ursprünglich nicht; sie verschaffen sich dieselbe jetzt von Europäern. — Die Papuafrauen begnügen sich in der Hauptsache damit, daß sie sich eine seltsame Art von Zöpfen machen. Sie kneten nämlich in ihr krolliges Haar etwas Kitt (von rotem Ocker und Kokosöl), so daß auf diese Weise eine Menge Troddeln entstehen, die um den Kopf herumhangen. Zuweilen sieht man diese Troddelzöpfe auch bei angesehenen Männern, namentlich im Nacken. Die Haartracht ist übrigens auf Neu-Guinea außerordentlich verschieden. Bei manchen Papuastämmen tragen die Männer auf dem Hinterkopf trichterartige, aus Rohr geflochtene Röhren, in welchen die Haare aufgesteckt werden. — Aus leicht zu erratenden Gründen muß der Papua zuweilen auch wohl für eine Zeit lang auf seine schöne Haarperücke verzichten und sich rattenkahl scheren lassen.

schmückt, ein neues rotes Lendentuch um die Hüften, tritt der Papua dann mit Eleganz und Würde auf.

Wir sehen, die Papua fröhnen in hohem Maße der Eitelkeit; aber wie sehr sie sich auch putzen und schmücken, das alte, heidnische Herz bleibt voller Schmutz und Unrat. — Mit der Eitelkeit eng verwandt ist der Stolz. Trägt ein Papua ein neues, hübsch gerötetes Lendentuch um seine Hüften und ist sein Haar mit aller Kunst frisiert, so macht das schon seinen Gang gehobener und sein Auftreten selbstbewußter. In der linken Hand den Schild, den Speer auf der rechten Schulter, den Kopf stolz im Nacken, den Körper in gestreckter Haltung, schreitet er mit Würde dahin. Und nicht nur in den Erwachsenen, sondern sogar schon in den Knaben steckt der ganze Stolz eines spanischen Granden (Edelmannes). Leider müssen auch wir Missionare noch darauf Rücksicht nehmen. Ein unbedachtes Wort oder eine unbedachte Handlung könnte den Stolz dieser Papuabürschlein so verletzen, daß uns bald kein einziges mehr in die Schule käme; ja in vielen Fällen würden wir es sogar mit den Eltern verdorben haben.

Bezeichnend ist es auch, daß die Papua sich selbst tamol (Männer, Menschen), uns Missionare aber, wie überhaupt die weißen Leute, tiwud (Riesen, große Geister, Götter) nennen. Man könnte versucht sein, sich ob dieser Bezeichnung geschmeichelt zu fühlen, als wenn uns die Papua für höhere Wesen achteten. Aber das ist weit gefehlt. Vielmehr drücken sie mit dieser Bezeichnung aus, daß sie uns weißen Leuten ebenso fern und fremd gegenüberstehen, wie die Menschen den Göttern. Protzig sehen die Papua auf alles herab, was nicht tamol ist, und im Anfang war es nichts Seltenes, daß sie mit verächtlichem Mundverziehen von uns Missionaren sagten: „Tamol tea — tiwud mon! — es sind keine tamol, es sind nur tiwud!“

Trotz dieser Geringschätzung, womit der Papua den Europäern begegnet, verfehlt er nicht, ihnen auf alle Weise zu schmeicheln; sieht er sie doch als vorzügliche „Milchkühe“ an, von denen mancherlei Neues, Nützliches und Schönes zu erhalten ist. Sich dagegen von dem weißen Mann abhängig zu machen oder sich ihm sehr unterwürfig zu zeigen, kommt keinem Papua in den Sinn. Erst ganz allmählich, nach jahrelangem Umgang, hat sich ein innigeres Verhältnis der Papua zu uns Missionaren herausgebildet; aber wie sehr wir uns auch des Vertrauens freuen, das wir jetzt von ihrer Seite genießen, so bedarf es doch noch vieler Zeit und Liebe, bis sie sich mit uns verbunden fühlen werden.

Daß der Papua seinen Stolz oft auch in allerlei Prahlereien äußert, ist nur zu natürlich. Sie lieben es, Herolde ihres eigenen Ruhmes zu sein und nennen sich gerne „Ehrenmänner,“ die „gute Finger“ und ein gutes Innere haben und nichts Böses thun, oder

„tamol mangau,“ handfertige, kluge Leute. Auch bezeichnen sie sich mit Vorliebe als „tamol loh“, freigebige, gnädige Leute. Mit großem Selbstgefühl zählen sie auf, wie viele Kokospalmen, Schweine, Kanoes u. s. w. sie ihr eigen nennen. Oder sie rühmen sich ihres großen Anhanges und zählen all die Dörfer her, mit denen sie in verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Beziehung stehen. Haben sie angesehene Leute aus anderen Dörfern bei sich zu Besuch, so stellen sie dieselben gerne vor, um sich durch ihre Gäste zu verherrlichen. Wohnt ein Missionar in ihrer Nähe, so prahlen sie mit dem, was sie bei ihm sehen, von ihm hören oder für ihn arbeiten, und spielen sich als seine sehr vertrauten Freunde auf.

Mit dem Stolz der Papua hängt ihre Empfindlichkeit zusammen, die besonders bei Frauen und Kindern sehr groß ist. Die geringste Beleidigung kann eine Frau dermaßen verletzen, daß sie an einem möglichst öffentlichen Platz niedersinkt und in Thränen und laute Klagen ausbricht. Aber auch die Männer tragen ihren Schmerz über erfahrene Kränkungen vor das ganze Dorf und lassen ihren Groll gegen den Beleidiger in mark- und beinerschütterndem Rufen und Klagen aus. Im allgemeinen zwar vergißt der Papua Beleidigungen schnell; hat sich aber einmal eine feindselige Gesinnung in seinem Herzen eingenistet, so kann er diese lange hegen, und man ist dann nie sicher, was er thut.

Manchmal steigert sich die Empfindlichkeit und Leidenschaft der Papua derart, daß sie in Tobsucht auszuschlagen droht. So geriet einmal ein hübscher, junger Mensch, der älteste Sohn eines angesehenen Mannes, mit seinem Vater wegen eines armseligen Stückes Zuckerrohrs in Streit. Wutschnaubend lief der junge Mensch davon. Unterwegs begegnen ihm einige Freunde, die ihn aufhalten und wieder mit ins Dorf zurücknehmen wollen. Nun geberdet sich der junge Papua wie rasend, der Schaum tritt ihm vor den Mund, und mit Aufbietung aller Körperkraft sucht er sich den Armen seiner Freunde zu entwinden.

Auf der Missionsstation Siar kam es vor, daß ein Mann über seine Frau, welche nicht schnell genug das Kanoe zugerüstet hatte, womit sie nach dem Felde fahren sollte, in solche Wut geriet, daß er plötzlich einen schweren Holzknüppel nahm und seine Frau damit über den Kopf schlug, so daß dieselbe eine klaffende Wunde erhielt; und das geschah, obgleich die beiden Eheleute sonst sehr glücklich zusammenlebten.

Schlimmer noch ist es, wenn ein Mann, dem die Frau heimlich seine Cigarette aufgeraucht hat, darüber so voller Wut wird, daß er nach dem ersten besten Baum läuft, hinaufklettert, sich von einem der höchsten Zweige herabstürzt und dabei das Genick bricht. — Daß wir Missionare einem so aufgeregten Volke

gegenüber doppelt vorsichtig und besonnen sein müssen, wenn wir uns nicht in große Gefahr bringen wollen, braucht kaum gesagt zu werden.

Doch so leidenschaftlich der Papua zu Zeiten sein kann, so sehr weiß er sich bei anderen Gelegenheiten zu beherrschen und seine Gefühle zu verbergen. Giebt ihm z. B. der Missionar einen Gegenstand, der schon seit langem das Ziel seines Wünschens und Hoffens gewesen ist, so kann er das Betreffende mit der größten Gleichgiltigkeit entgegennehmen, obgleich sein Herz vor Vergnügen hüpft und er sich schon in Gedanken ausmalt, wie sehr ihn andere um des erhaltenen Gegenstandes willen bewundern werden. Ebenso aber kann er auch über etwas, das er sieht und hat, mit den verschiedensten Ausdrücken und Ausrufen seine Verwunderung äußern, ohne daß ihn die Sache im geringsten interessiert. Darum thun wir Missionare gut, auch die Aeußerungen der Papua auf die Goldwage zu legen, wenn sie bei der Verkündigung des Evangeliums je und dann ihren Beifall oder ihre Verwunderung ausdrücken.

Der Papua hält das Lügen für eine feine Kunst, obschon er selber sagt: „ravi sajan, lügen ist schlecht!“ Wer es aber mit der Wahrheit nicht genau nimmt, der nimmt es auch mit anderen Dingen nicht genau, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß der Papua gleichfalls ein Betrüger ist. Mit der unschuldigsten Miene kann er eine Holzschüssel, die einen Sprung hat, für eine unversehrte verkaufen; kennt er doch ein Harz, das jeden Riß verklebt, und versteht es ausgezeichnet, die schadhafte Stelle so schön zu bemalen, daß niemand den Fehler entdeckt. Verkauft er Taro- oder Yamsfrüchte, so weiß er stets den rechten Augenblick zu benützen, um von den bereits verkauften Früchten wieder eine oder etliche in seinen Beutel zurückzubringen. Einmal kamen Leute aus den Bergen auf meine Missionsstation (auf der Dampier-Insel), um mir Feldfrüchte zu verkaufen. Plötzlich springen sie auf, nehmen ihre mit Feldfrüchten gefüllten Tragnetze und eilen davon. Der Grund ihres Benehmens ist mir völlig unklar, bis ich in der Nähe des Missionshauses einen Mann aus dem Nachbardorfe erblicke, welcher mit einem Speer bewaffnet ist. Diesen Mann hatten die mich besuchenden Bergbewohner wahrgenommen und die Flucht ergriffen. In der Meinung, der Mann habe sie aus Mißgunst von der Missionsstation vertrieben, um zu verhüten, daß sie Perlen, Eisen und Beile von mir erhielten, machte ich diesem Vorwürfe und verwies ihn schließlich vom Missionsplatze. Nicht lange, so kehrten die Leute, die sich eine Zeit lang im Walde verborgen gehalten hatten, zurück. Aber als sie eben zum zweiten Male ihre Beutel zum Verkaufe geöffnet hatten, sprangen sie abermals davon, denn wieder nahte jener Mann. Nun zankte ich ihn gehörig aus, bis

er mir schließlich erklärte, er habe die Bergbewohner nur vertrieben, weil sie ihm und anderen seiner Dorfgenossen früher einmal auf einem Markte rote Farbe verkauft hätten, welche überhaupt keine Farbe gewesen sei.

Die Papua als Diebe und Bettler, Dichter und Rechenkünstler.

Ebenso betrügerisch, wie die Papua sind, ebenso diebisch sind sie. Fast könnte man sie Virtuosen im Stehlen nennen. Mit raffinierter Schlauheit wissen sie jede sich dazu bietende Gelegenheit auszunutzen.

Einmal kamen Papua zu uns auf die Missionsstation, während im Garten gerade Wäsche zum Trocknen aufgespannt war. Ein Teil der Leute brachte uns Feldfrüchte zum Verkauf und fing an mit mir zu unterhandeln. Andere gingen zu meiner Frau und knüpften mit ihr ein Gespräch an. Sie zeigten sich für allerlei Dinge interessiert und hatten viele Fragen zu stellen. Später gingen sie scherzend und fröhlich fort, und wir bedauerten es fast, daß uns die Leute so bald verließen. Doch, was war das? Fehlte nicht auf den Wäscheleinen manches Stück? Wo war es geblieben? Oh, diese Papua! Während der Verkauf ihrer Früchte und ihre mancherlei Fragen unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatten, war einer von ihnen unbemerkt verschwunden und hatte die Wäscheleine geplündert. Die Folge war, daß wir von nun an die Wäsche stets mit Stecknadeln über der Leine feststeckten.

Etliche Male im Jahr kam ein Dampfer nach unserer Dampier-Insel und brachte uns von Deutschland angekommene Güter. Das Schiff hatte meist so wenig Zeit, daß wir uns mit dem Ausladen der Kisten ꝛc. sehr beeilen mußten. Dieselben wurden vorläufig auf den nächstliegenden Strandplatz abgelagert, und während einer von uns Missionaren mit dem Boot hinüber und herüber fuhr, um die Kisten aus dem Schiff ans Land zu bringen, stellte sich ein anderer am Lagerplatz auf, um die Kisten vor den Diebesfingern der stets neugierig zuschauenden Papua zu schützen. Doch die Papua, Schlauköpfe, wie sie sind, knüpfen mit dem wachehaltenden Missionar eine Unterhaltung an, bewundern seinen großen, weißen Tropenhut aus Kork, seine Kleidung, zählen die Knöpfe seiner weißen Jacke, fragen dies, fragen jenes, und der Missionar, der sich nicht argwöhnisch stellen will, geht auf ihre Unterhaltung ein. Bald ist er von Wißbegierigen umringt und je mehr und mehr gelingt es diesen, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Dabei treten die pfiffigen Papua, in deren Mitte der

Missionar steht, immer ein Schrittchen weiter seitwärts, so daß jener, nichts Böses ahnend, ebenfalls vom Lagerplatz der Kisten weicht. Inzwischen machen sich andere Papua daran, auf dem weichen Sandstrand eine der Kisten unhörbar hinwegzuwälzen, immer näher dem Walde zu, der sich in unmittelbarer Nähe erhebt, bis sie dieselbe glücklich hinter Bäumen und Buschwerk untergebracht haben. Erst als die Kisten nach der Missionsstation gebracht sind, entdeckt der Missionar, daß eine derselben fehlt. Jetzt fällt ihm die Unterhaltung mit den Papua ein, und sofort wird ihm klar, was aus der Kiste geworden ist.

In dieser Weise wurde zweien meiner Gefährten eine Kiste entwendet, welche wertvolle Dinge enthielt. Da dieselbe sehr schwer war, meinten die räuberischen Papua, es befände sich Eisen darin. Frohlockend brachten sie die Kiste in ihr Dorf; aber ihre Enttäuschung war groß, als sie sie aufbrachen und nur Blechbüchsen darin fanden, welche tiwud anang, Lebensmittel der weißen Leute, enthielten, für die ihnen der Geschmack abging. Die beiden Missionare, keinen Augenblick im Zweifel, was mit der Kiste geschehen sei, suchten alsbald das Dorf auf, um sie wieder zu erlangen. Was sollten auch die Papua mit ihrem Inhalt angefangen haben? Gewiß werden sie dieselbe irgendwo im Dorfe stehen gelassen haben! Allein die Kiste blieb verloren. Die Papua hatten, weil ihnen das Gewissen schlug, ihren Inhalt ins Meer versenkt.

Sehr kommt dem Papua bei Ausführung seiner Diebereien die Gelenkigkeit seiner Zehen zu statten. Da hat man in der Gegenwart eines Papua unbemerkt etwas aus der Tasche verloren. Dem scharfen Auge des Papua ist es nicht entgangen; ohne eine Bewegung zu verraten, faßt er mit einem seiner Füße den entfallenen Gegenstand zwischen den Zehen, hebt den Fuß nach hinten empor und nimmt unbemerkt den Gegenstand zu sich, um ihn alsbald hinter seinem Lendentuch verschwinden zu lassen. Es fällt dem Papua auch gar nicht schwer, mit Hilfe seiner Zehen das eiserne Gehänge einer Kiste umzubiegen und abzubrechen, wenn er es, um Aufsehen zu vermeiden, nicht mit den Fingern versuchen darf.

Einmal saß ich mit unserem Missionsarzt Dr. Frobenius*), der mich auf der Dampier-Insel besuchte, beim Nachmittagskaffee. Da kam aus einem der Bergdörfer ein Papua und setzte sich unaufgefordert auf einen Stuhl, welcher gerade am Ende des Tisches stand. Ich kannte den braunen Gesellen, der, nebenbei gesagt, sehr schmutzig war, als einen Erzspitzbuben, und war gespannt, was er weiter vornehmen werde. Unter dem Tisch war in Ermangelung

*) Dr. Frobenius, sich an aller Arbeit der Missionare beteiligend, sucht durch seine ärztliche Thätigkeit dem Evangelium den Weg zu den Herzen der Papua zu bereiten.

einer Schieblade ein Brett angebracht, auf dem ein zusammengefaltetes weißes Tischtuch lag. Ich sagte zu meinem Freund Dr. Frobenius auf deutsch, so daß es unser Gast nicht verstehen konnte: „Es soll mich doch wundern, wie lange das Tischtuch unter dem Tisch bleibt.“ „Ach,“ meinte Frobenius, „der Papua wird doch nicht das Tischtuch in unserem Beisein unter dem Tisch fortnehmen?“ Bald knüpfte der Papua eine Unterhaltung mit uns an und rückte dabei ein wenig auf seinem Stuhl, auch nahm er seine Hände, die bisher auf dem Tisch lagen, auf seinen Schoß. Doch geschah alles in so unauffälliger Weise, daß wohl niemand den geringsten Verdacht geschöpft hätte. Ich kannte aber meinen Pappenheimer zu gut. „Paß auf!“ sagte ich zu Dr. Frobenius, „gleich wird der Papua das Tischtuch haben.“ „Meinst Du?“ entgegnete er erstaunt, „wie sollte das möglich sein!“ Da rückte der Papua abermals auf seinem Stuhl. „Sieh,“ bemerkte ich, „jetzt hat er das Tischtuch,“ obwohl mir für meine Behauptung jeglicher Beweis fehlte. Er saß dem Tische so nahe, daß die vorstehende Tischplatte jede seiner Handbewegungen verbarg. Noch eine Weile, und der Papua machte eine weitere unauffällige Bewegung. „Jetzt hat er das Tischtuch in Sicherheit gebracht,“ sagte ich, „nun wird er sich bald mit der unschuldigsten Miene von seinem Stuhl erheben und das Weite suchen.“ Der Papua erhob sich, sprach noch einige unterhaltende Worte und wandte sich zur Thür. Von einem Tischtuch war bei ihm oder an ihm keine Spur zu entdecken; und doch wußte ich, daß er es bei sich trug, denn ich hatte mich inzwischen durch geheimes Tasten überzeugt, daß das Tischtuch von dem Tischbrett verschwunden war. Ohne mir jedoch etwas merken zu lassen, stand ich ebenfalls vom Tische auf und begleitete den Papua bis zur Thür und weiter die Treppe hinab. Da, als er sich einige Schritte von mir entfernt hat, springe ich auf ihn zu und rufe: „Du bist ein schlechter Mensch; Du hast mein weißes Tuch gestohlen!“ In demselben Augenblick nimmt der Papua Reißaus, und während ich ihm nacheile, zieht er etwas unter seinem Lendentuch hervor. Etwas Weißes, zusammengedreht wie ein langes Seil, fällt zur Erde; — es ist mein Tischtuch. Der Papua hatte es um seinen Leib gewunden, wo es, bedeckt von seinem rötlichen Lendentuch, unseren Augen vollständig verborgen geblieben war.

Was der Papua nur irgendwie für seine Zwecke zu verwerten weiß, ist nicht sicher vor ihm. Waren mir Nägel abhanden gekommen, so erschien gewiß nach etlichen Tagen ein Papua auf der Missionsstation, und siehe, in seiner Nase steckte als Nasenpfeil ein 4- bis 6zölliger Drahtnagel. Hatte ich an eine Gartenthür ein eisernes Gehänge geschlagen oder an der Treppe ein Kratzeisen zum Reinigen der Schuhe angebracht, so konnte ich gewiß sein, daß es wenige Tage später von einem Papualangfinger abgebrochen und das Stück Eisen für ein Beil oder dergleichen verwendet war.

Eines Tages vermißte ich mein Fieberthermometer. Ich dachte: diesen wird doch kein Papua gestohlen haben; was könnte er damit beginnen? Ich durchsuchte zu wiederholten Malen das ganze Haus; aber das Thermometer war nicht zu finden. Als mich bald darauf ein Papuajüngling besuchte, fragte ich ihn, ob er etwas von meinem Thermometer wisse, und versprach ihm Tabak, wenn es ihm gelinge, mir dasselbe wieder zu verschaffen. Nach einiger Zeit kam der Jüngling wieder und teilte mir mit, das Thermometer befinde sich im Besitz eines Papua, der in einem eine Stunde entfernten Dorfe wohne. Auf meine Aufforderung begab sich der junge Mann dahin, kehrte aber ohne Thermometer zurück. Das Thermometer, meldete er, sei schon zerbrochen. Der Mann trage es als Nasenpfeil in seiner Nase, das Hornfutteral aber habe er als Ohrgehänge angelegt.

Eine zeitlang hielt ich mir auf der Missionsstation eine Anzahl Schweine, die sich allmählich recht ansehnlich vermehrten. Es war eine europäische Art. Die Papua nannten meine Schweine „schön“, weil sie nicht die häßliche spitze Schnauze hatten, welche ihren eigenen Schweinen eigen war; auch gefiel ihnen die weiß- und schwarzgefleckte Farbe meiner Schweine sehr gut. Trotzdem erregten dieselben ihre Begehrlichkeit noch nicht. Sie nannten sie tiwud bor (Schweine der weißen Leute) und verbanden damit die Meinung, daß nur wir weißen Leute diese fremdartigen Schweine unbeschadet essen könnten, während sie, die Papua, gewiß an dem Genuß derselben sterben müßten. Diese abergläubische Idee hatte freilich das Gute an sich, daß unsere Schweine vorerst vor dem guten Appetit der Papua gesichert waren. Geraume Zeit ging alles gut. Da eines Tages fehlte ein Schwein, und wir bekamen es auch nicht mehr zu Gesicht. Schließlich erfuhr ich, daß es einige Papua im Walde gespeert hatten. „O“, dachte ich, „haben die Papua erst einmal von meinen Schweinen gekostet, und haben sie gesehen, daß sie davon essen können, ohne zu sterben, so wird es jetzt nicht mehr lange währen, und sie holen mir ein Schwein nach dem andern weg.“ Ich hatte mich nicht geirrt. Bald verging kein Monat, wo nicht eines meiner größten Schweine verschwand. Als die großen fast alle fort waren, kamen die kleinen an die Reihe, und eines Tages, als ein Trupp Eingeborener während meiner Abwesenheit über die Missionsstation ging, nahmen sie deren gleich mehrere auf einmal mit. Mein Gefährte, Missionar Dassel, kam noch eben dazu, als die Leute mit ihrer Diebesbeute im Gebüsch des nahen Waldes verschwanden.

Da solche Stehlereien alle Augenblicke vorkamen, so entschloß ich mich zu einem besonderen Schritt. Ich sagte den Leuten: „Ihr habt mich oft — sehr oft bestohlen, und ich habe euch nie gestraft jetzt aber sage ich euch: stehlt ihr noch einmal und dann wieder

und dann zum dritten Mal ein Schwein, so nehme ich mein Gewehr und schieße jedes eurer Schweine nieder, das in die Nähe der Missionsstation kommt." — Eine Weile schien es, als ob sich die Leute etwas gemerkt hätten; allein, bald verschwand mir wieder ein Schwein und nicht lange darauf ein zweites und drittes. Nun kam es aber vor, daß sich zuweilen Schweine der Papua auf die Missionsstation verirrten. Ich schoß davon zwei weg, und eines fingen wir lebend. — Nach etlichen Tagen kamen einige Leute aus den Bergen über die Missionsstation, und ich sah es ihren Gesichtern an, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen hatten; aber sie hielten sich gar nicht auf, sondern gingen eiligen Schrittes in unser Nachbardorf. Nach einer halben Stunde kehrten sie mit einem der angesehensten Männer von dort zurück, und bald saßen sie auf unserer Veranda. Ich ahnte, was sie bewogen hatte, zu mir zu kommen, stellte mich aber ganz gleichgiltig und arbeitete ruhig weiter. Das ward den Leuten auf die Länge der Zeit sehr ungemütlich. „Kunze", sagte schließlich einer von ihnen, „nun setze Dich doch zu uns; Du siehst uns ja gar nicht! Immer läufst Du hierhin und dahin und arbeitest. Hole Dir doch Deinen Stuhl und setz Dich hierher; dann weiß ich, daß Du bleibst. Ich wollte eine Rede halten! Sage auch (Missionar) Dassel, daß er kommt!" So holte ich mir einen Stuhl, und dasselbe that auch mein ebengenannter Gefährte. „Du willst eine Rede halten", sagte ich, als wir uns gesetzt hatten, „so rede, mein Ohr hört es!"

„Die Leute aus den Bergen", begann der Papua, „sind zu mir gekommen, und beklagen sich, Du habest ihre Schweine gestohlen — sie wollen, daß Du ihnen Entschädigung an Eisen, Perlen und Beilen giebst." — Ernst und feierlich antwortete ich: „Es ist Euch bekannt, daß ich einen großen Eber hatte; er war so hoch wie mein Tisch und so lang wie meine ausgestreckten Arme — ihn zu sehen, war ein herrlicher Anblick.*) Eines Tages kam er auf mein Gehöft und hatte mehrere große Wunden. Leute aus den Bergen hatten ihn im Walde gespeert; ich selbst habe ihm noch eine abgebrochene Speerspitze aus der Wunde gezogen. Dann ist er wieder in den Wald gegangen, um Futter zu suchen; aber er ist nicht wieder zurückgekehrt. Meine Eingeweide schmerzen, wenn ich daran denke! Ich hatte ein anderes großes Schwein von schwarzem Aussehen. Auch das ist verschwunden,

*) Diese papuanischen Ausdrucksweisen gebrauchte ich, um in meiner Rede den Papua ein Papua zu werden. Wenn dieselbe nach dem Geschmack des Lesers zu lang ist, so wolle er berücksichtigen, daß sie in papuanischem Redestil gehalten wurde. Nur, um von demselben ein Beispiel zu geben, hat sie in ihrer Ausführlichkeit hier Platz gefunden. Selbstredend ist, daß der Missionar lieber einen anderen Gegenstand zum Thema wählt, als den obigen.

Eure Leute haben es getötet. Das war schlecht, sehr schlecht! Ich hatte viele, sehr viele kleine Schweine. Da kommen Leute über meinen Platz und nehmen so viele mit fort. (Dabei zählte ich an den Fingern die Zahl der gestohlenen Schweine auf.) Als Eure Leute alle diese Schweine gestohlen hatten, habe ich Euren Dörfern gesagt: wenn Ihr mir abermals ein Schwein stehlt und dann noch eines und dann wieder eines, so werde ich all Eure Schweine schießen, welche sich in die Nähe meines Hauses verirren. Nun wißt Ihr, daß mir kürzlich wieder erst ein Schwein, darauf ein zweites und später ein drittes abhanden gekommen ist. Da that ich, wie ich Euch früher gesagt habe. Weil ich nun Eure Schweine geschossen habe, werdet Ihr sagen: Kunze ist schlecht, sehr schlecht! Ich aber sage: ich bin nicht schlecht; denn ehe ich Eure Schweine schoß, habe ich euch gewarnt. Ihr wißt, ich stehle nicht; ich bin oft in Eure Dörfer gekommen, aber ich habe Euch noch nie etwas weggenommen, weil ich ein Jesusfreund bin. Ihr aber stehlet und müßt stehlen, weil das Stehlen, das Böse euch innerlich gebunden hat und ihr Jesus nicht kennt. Ihr wißt: vieles, sehr vieles habt ihr mir gestohlen, nicht nur eine Menge Schweine, sondern auch viele Beile, Messer, Eisen u. a. Nie habe ich euch bisher gestraft; ja, selbst wenn ihr mich bestohlen hattet, war ich euer Freund und verband euch eure Wunden. Lange habe ich mit Strafen gewartet; jetzt aber habe ich es gethan, weil ich es Euch zuvor gesagt habe, und damit Ihr wisset, daß ich die Wahrheit rede. Schlecht, sehr schlecht seid Ihr, wenn Ihr etwas von mir fordert, nachdem Ihr mich so oft bestohlen habt. Nicht ich gebe Euch eine Entschädigung,*) sondern Ihr müßt mir eine geben. Aber noch ein anderes sage ich Euch. Ihr wißt alle, daß das Böse schlecht ist und Jesus immer wieder zu Euch sagt: thut nicht das Böse — thut das Gute! Lange Zeit wartet Jesus und straft Euch nicht. Sieht er aber, daß Ihr böse bleibt, so wird auch er Euch einmal strafen. Dann werdet Ihr nicht sagen können: Jesus ist schlecht; denn er hat Euch den guten Weg gezeigt, aber Ihr habt ihn nicht gewollt."

Als ich ausgesprochen hatte, waren die Leute sehr kleinlaut. Ihr Führer blickte um sich, ob nicht der eine oder andere auf meine Rede eine Antwort habe. Aber, wie er, so waren auch die übrigen verlegen; jeder ließ nachdenklich den Kopf hängen. „Laßt uns gehen", sagte jener schließlich, „ihr habt Kunzes Rede gehört. Er redet eine starke Sprache; meine Eingeweide schmerzen."

---

*) Natürlich verleideten mir solche Diebereien die ganze Schweinezucht, und ich säumte nicht, die noch übrigen Schweine bald abzuschaffen. Da wir auf unserer Insel kein frisches Fleisch haben konnten, so waren wir freilich nun noch mehr als zuvor auf Büchsenfleisch angewiesen. —

Nicht selten meinten die Papua, ich müsse sie belohnen, wenn sie mir Gestohlenes wiederbrächten. Als mir einmal ein Mann ein Leintuch, welches er mir von der Wäscheleine gestohlen hatte, zurückerstattete, sagte er: „So Kunze, nun habe ich Dir Deine Sache wiedergegeben; gieb Du mir jetzt aber auch ein Beil.“ Selbstverständlich blieb dies seltsame Verlangen unerfüllt.

Wie die Papua uns bestahlen, so bestehlen sie sich aber auch untereinander. Nicht selten klagte ein Papua darüber, daß ihm, während er in der Hütte geschlafen, bald dies, bald jenes aus seinem Schulterbeutel entwendet worden sei. Hie und da bestiehlt auch einer das Feld eines anderen. Ist es dem Eigentümer des Feldes gelungen, den Felddieb ausfindig zu machen, so hält er gewöhnlich eine große Drohrede im Dorfe, und oft hat diese den Erfolg, daß ihm das Gestohlene wieder zurückgegeben oder ersetzt wird. Leistet der Dieb keine Entschädigung, so lauert ihm wohl der Feldeigentümer gelegentlich auf und bringt ihm eine Wunde bei.

Nicht weniger lästig als die Dieberei ist die Bettelei der Papua. Namentlich ist es Tabak, den sie sich gerne dadurch zu verschaffen suchen. „Hast Du keinen Tabak?“ heißt es bald von diesem, bald von jenem, und wer nur immer ein Blatt Tabak hat, der giebt auch davon ab. Uns Missionaren gegenüber glaubte man es ähnlich halten zu dürfen, auch hinsichtlich anderer Dinge, wie Beile, Messer, Eisen u. s. w. Wir aber hielten es für gut, nur in Ausnahmefällen darauf einzugehen. Wiesen wir die Bettler ab, so nannten sie uns freilich „schlechte Leute“ oder „geizig“, oder sie stellten sich recht ungeberdig und hofften dadurch Eindruck zu machen, bis sie endlich, teils mißvergnügt, teils auch über ihren Mißerfolg scherzend, davongingen. Manchmal griffen sie auch zu der List, daß einer den anderen mit den Worten vorstellte: „Weißt Du, das ist ein großer (angesehener) Mann, das ist Dein Freund; schenke ihm doch etwas!“ worauf ich wohl je und dann entgegnete: „Weißt Du, ich bin auch ein großer Mann und verlange doch nichts von Euch!“ Meist beschämte sie dies so, daß das Betteln darnach unterblieb. Wirksamer noch erwies sich, auf alle Betteleien mit keiner Silbe zu antworten; dann ärgerten sich die Leute bald über die vielen verschwendeten Worte und sparten weitere Mühe. Auch pflegte ich wohl, wenn jemand zu mir sagte: „Kunze, schenke mir etwas“, zu erwidern: „Jawohl, ich will Dir dies schenken; aber Du schenkst mir dann das da“, und deutete dabei auf einen ihm besonders wertvollen Gegenstand. Auch dies Mittel versagte selten und hatte außerdem den Vorteil, daß die begehrlichen Papua lachen mußten und mir nicht gram wurden. Nannten sie mich aber einen „schlechten Kerl“, so sagte ich: „Ja, ihr redet die Wahrheit; ich bin schlecht, sehr schlecht. Ich weiß das; das Jesuswort (so nannten

die Papua das Evangelium, das wir ihnen verkündigten) sagt es mir. Ihr sprecht: „Wir sind gute Menschen", obschon ihr stehlt und bettelt. Ihr wißt noch nicht, was in eurem Innern ist, weil ihr das Jesuswort nicht kennt." Dann ließen wohl die Leute beschämt die Köpfe hängen, so daß man sah, sie dachten über sich nach.

Bei allem Stolz, aller Eitelkeit, Diebeslust, Bettelhaftigkeit u. a. m. sind doch die Papua Leute, die ein feines Gefühl für die Wahrheit haben. Ich habe wenige Papua gefunden, auf welche ein ernstes Wort der Wahrheit nicht Eindruck machte. Ebenso haben sie ein zartes Gemerke dafür, wer sie wirklich lieb hat. Schon ein mildes, freundliches Auge kann sie sehr anziehen. Verstorbene Missionare und Missionarsfrauen, aus deren Augen Liebe oder Sanftmut leuchtete, erfreuen sich noch immer eines guten Andenkens in ihrem einstigen Wirkungskreis. Immer wieder hört man bald diesen, bald jenen Papua sagen: „Der (oder die) hatte ein so sanftes Auge: wenn er (sie) mich anschaute, schmerzten mich meine Eingeweide."

Ein Papua kann einem Vogel bei lebendigem Leibe die Federn ausrupfen oder eine noch lebende Schildkröte ihres Schildpattes berauben; aber doch ist mir manchmal aufgefallen, wie zartfühlig die Leute waren, wenn ich meinen Hund schlagen wollte. Da sagten sie immer: „Schlage ihn nicht; ich werde traurig."

Im allgemeinen freilich lassen sich die Papua selten von Traurigkeit anfechten. Wie ihr Leben sorglos dahinfließt, so auch sind sie selber fröhliche, zum Singen und Springen aufgelegte Leute. Auch sind sie im großen und ganzen friedliebend; Schlägereien und Fehden vom Zaun zu brechen, kommt ihnen nicht in den Sinn.

Während jüngere Leute gerne lachen, sieht man auf den Zügen älterer im günstigsten Falle nur ein Lächeln: für gewöhnlich ist ihr Gesichtsausdruck ernst und gemessen.

Beobachtet man die Schärfe ihrer Sinne und ihre Findigkeit, so zeigen sich die Papua als Leute von großer geistiger Regsamkeit, denen nichts als die Schulung und die Mittel zu weiterer Ausbildung fehlt. Von ihren Fähigkeiten zeugen ihre Schnitzwerke, ihre Waffen, ihre Hausgeräte, Trommeln u. a. m. — alles mit den einfachsten Instrumenten hergestellt. Handwerkszeug, Binde- und Packmaterial, Farben*) u. a. bieten sich dem Papua, wo sich kein Europäer würde zu helfen wissen. Fast giebt es keinen Baum, keinen Strauch, kein Gräslein, keinen Vogel, kein Insekt, keinen Fisch, keine Schnecke, die nicht ein halbwüchsiger Papua-

*) Nicht nur Erdfarben weiß sich der Papua zu bereiten, sondern auch rote, grüne und gelbe Pflanzenfarben.

junge mit Namen nennen, und wovon er nicht etwas erzählen könnte.

Am dürftigsten sind die dichterischen Erzeugnisse der Papua. Ihre Lieder sind ein sehr inhaltsloser, eintöniger Singsang. Einen gestorbenen Hund besingen sie etwa folgendermaßen: „O der schöne Hund! — er war von rotem Aussehen — ja, es war ein guter Hund — wo ich ging, da ging er mit — o der schöne Hund, o der gute Hund — ja er war sehr schön“; oder einen verstorbenen Mann: „O der gute Mann! — der gute Mann ist gestorben — der Mann, stark und schön, wie ein Kangar- (Nuß-)baum — er war so gut; wenn er aß — er immer ein großes Stück Speise mir gab.“ In dieser Weise wird alles und jedes besungen; dabei läßt man es manchmal nicht an derben Ausdrücken fehlen, so daß, wer sie hört, in lautes Lachen ausbricht. Der Papua hat eine ziemlich rege Phantasie; das zeigen viele Namen von Muscheln und anderen Dingen, welche sehr häufig nach ihrer Aehnlichkeit mit Körperteilen von Tieren u. a. benannt werden. Auch allerlei bildliche Ausdrucksweisen sind beliebt. Vom Meer redet er als vom „Bauch“, vom Tode als vom „Schlaf“. Die Schnelligkeit eines Menschen vergleicht er mit der einer Beutelratte. Einen europäischen Regenschirm benennt er nach den ausgespannten Flügeln des fliegenden Hundes (Riesenfledermaus), eine Uhr wegen ihres Ticktacks Cykade (Heuschrecke).

Ein Rechenkünstler ist der Papua nicht. Er begnügt sich damit, von 1 bis 20 zählen zu können. Dabei zählt er nach Fingern und Zehen, indem er beim kleinen Finger anfängt. Der Name der Hand gilt ihm für die Zahl 5; 6 ist gleich eine Hand und 1, 7 gleich 1 Hand und 2 Finger u. s. f. Ist er mit den Händen zu Ende, so hebt er mit der kleinen Zehe an, die als 11 gilt und fährt fort zu zählen, bis er sagt: „niek tangan — ein ganzer Fuß“ (= 15). Dann folgt ein Fuß und 1 (= 16), ein Fuß und 2 Zehen (= 17) u. s. w. und schließlich „niek ainainda — dieser und jener Fuß, beide Füße“ (= 20). Bei manchen Papuastämmen gilt der Name des ganzen Körpers für die Zahl 20; — man sieht daraus, daß sich der Papua nicht gerade sehr hoch einschätzt. Geht es darüber hinaus, so heißt es einfach: „O, es sind viele, sehr viele, ungemein viele“.

Wie sich die Papua die Völker und die Weltschöpfung denken.

Alles, was bisher von den Papua gesagt ist, zeigt sie in der Hauptsache nur als unkultivierte, wilde Naturmenschen. Der Mensch aber ist ein Wesen, das, wie eine Pflanze, sowohl nach

unten als nach oben strebt. Der Mensch wurzelt in dieser irdischen, sichtbaren Welt, streckt sich aber zugleich nach einer unsichtbaren, überirdischen. Jeder, selbst der Papua, trägt in sich ein geheimnisvolles „Etwas“ (die Seele), das ihm bei seinem Sehnen und Wünschen, Ringen und Trachten, bei seinem Arbeiten und Sichvergnügen das Gefühl des Unbefriedigtseins giebt und ihn daher Anschluß suchen läßt an eine unsichtbare Welt und an Wesen, welche diesem „Etwas“ (seiner Seele) verwandt sind.

Wohl uns Christen, die wir unter einem offenen Himmel stehen und den lebendigen Gott kennen, so daß wir wissen, wohin unsere Seele strebt, wo sie ihren Hunger und Durst stillen kann. In Jesu, unserem Heilande, haben wir den wahren Jakobsbrunnen; er ist tief und hat Wassers die Fülle für Mühselige und Beladene. Nicht so Heiden, wie die Papua. Sie suchen das Licht in der Finsternis, das Wasser ferne von der Quelle, Befriedigung für ihre Seelen da, wo sie nur Enttäuschungen finden können. Ihre religiösen Anschauungen sind Mißgebilde, ein Gemenge von viel Falschem mit wenig Wahrem. Wie sollte es auch anders sein, wo sie den nicht kennen, der von Gott gekommen ist und allein zu Gott führt!

Da die Papua recht wohl wissen, daß ihre religiösen Anschauungen auf schwachen Füßen stehen und nur in der Verborgenheit, hinter dem Schleier der Verschwiegenheit und Unwahrheit, sich behaupten können, so machten sie es uns Missionaren anfangs außerordentlich schwer, einen Einblick in ihre heidnischen Vorstellungen zu bekommen. Erst als sie vertraulicher gegen uns geworden waren, ließen sie uns einzelnes wissen. Durch neugieriges Fragen mehr zu erfahren, war meist vergeblich; sie wurden dann verschlossen, und manchmal täuschten sie uns sogar durch schnell erdichtete Mitteilungen. So waren wir in der Hauptsache darauf angewiesen, den Leuten ihre Geheimnisse abzulauschen. Jeder von uns Missionaren sammelte auf diese Weise Bruchstücke papuanischen Heidentums, und allmählich ist manches aus der Finsternis ans Licht gezogen worden, so daß man jetzt, wie durch einen Thürspalt, einen Blick auf das heidnische Thun und Treiben der Papua werfen kann. Im folgendem sei dieser Blick auch dem Leser gewährt. Wird er auch das arme, von dem lebendigen Gott noch so ferne Volk herzlich bedauern, so wird er auch zu seiner Freude erkennen, daß bei demselben der Sinn fürs Jenseitige und Unsichtbare keineswegs ganz erstorben ist.

Wie seltsam stellt sich der Papua seine Götter vor! Auf der Dampier-Insel kennt man drei tiwud (Götter), den Kelibob, Mannubo und Anute,*) wahre Riesen von Gestalt. Sie sind

---

*) Als ich Anfang 1889 mit Missionar Bergmann die Missions-

die Weltschöpfer. Die „Welt“ bedeutet allerdings für den Papua nicht mehr als sein Stückchen Heimatland. Aber selbst solch winzige Welt zu schaffen, ist für einen Papuagott keine Kleinigkeit; daher nimmt man an, daß sich die drei Götter in die Erschaffung der Welt geteilt haben. Mannube, sagten mir meine Papua, hat den nördlichen Teil von Neu-Guinea erschaffen, Anute den südlichen Teil, und endlich, nachdem das Festland entstanden war, Kelibob die Inseln und Gebirge. Zum Erschaffen der Inseln und Gebirge gebrauchte Kelibob nichts als einen großen Bogen und einen riesigen Pfeil. Wollte er eine größere oder kleinere Insel herstellen, so spannte er einfach seinen Bogen und schoß mit dem Pfeil bald ein größeres, bald ein kleineres Stück vom Festlande ab. Als Kelibob so eine Menge Inseln zustande gebracht hatte, zerriß ihm plötzlich die Sehne seines Bogens. Mit Wucht schleuderte er nun den Bogen hinüber auf das Festland, und siehe da! mit einem Male erhoben sich dort die Gebirge.

Noch weniger erhebend als diese Schöpfungsgeschichte sind die Märlein, welche sich die Papua sonst von ihren Göttern erzählen. Berichteten mir doch die Eingeborenen der Dampier-Insel, daß Kelibob von seiner täglichen Schöpfungsarbeit stets sehr ermüdet nach Hause gekommen sei und dann zu seiner Frau gesagt habe: „Ich bin sehr hungrig, ich habe sehr gearbeitet — koche

station Siar anlegte, nannten die dortigen Papua nur Kelibob; auf der Dampier-Insel hörte ich dagegen auch die beiden andern, Mannube und Anute, nennen. Den Leuten auf unserer ältesten Missionsstation Bogadjim schienen diese drei Götter ganz unbekannt zu sein, aber kürzlich, nach Verlauf von zehn Jahren, erfuhr Missionar Hoffmann daß Kelibob und Mandumba (= Mannube) auch dort nicht fremd sind. Man sieht daraus, wie schwer es zuweilen ist und wie lange es dauern kann, bis man von den Papua etwas erfährt; es zeigt aber zugleich, wie man auch nach einer Reihe von Jahren sein Urteil, sei es hinsichtlich der religiösen Anschauungen, sei es hinsichtlich der Sprache eines Volkes, wie der Papua, noch nicht für abgeschlossen erachten darf. — Bemerkenswert ist es, daß der Name des Gottes Anute (wahrscheinlich mit dem Dampierwort: nutun, Seele, Schatten, in Verbindung stehend) sich fast in der ganzen Südsee wiederfindet; so in Polynesien (auf den Fidschi-Inseln &c.) in Atua; in Mikronesien (auf den Inseln Ponape, Paloi, Kusaie) in Anut, Ani, Hani, Kalit. Ebenso findet sich auch der Name des Gottes Kelibob auf Fidschi in Kaluvu wieder; und der Name Mannube dürfte recht wohl mit dem Schöpfergott Nopu der Eromangainsulaner (Neu-Hebriden), sowie mit dem Namen der auf Fidschi Nopitu vui genannten Geister in Zusammenhang stehen (vgl. Ratzel, Völkerkunde.) Man darf daraus den Schluß ziehen, daß die Bewohner von Neu-Guinea, soweit diese drei Götternamen (Anute, Kelibob und Mannube) in irgend einer verwandten Form sich bei ihnen vorfinden, mit der übrigen, obengenannten Südseebevölkerung in Verbindung gestanden haben und vor langen Zeiten, aus jenen Gegenden kommend, erst auf Neu-Guinea eingewandert sind. Diese Annahme wird noch bestätigt durch sprachliche Einzelheiten, welche die Papua Neu-Guineas mit den Bewohnern der übrigen Teile der Südsee gemein haben.

schnell Essen!" Von Anuto sagten mir die Papua, er habe seine Frau Magirpen auf einer Insel im Stich gelassen, seine Schwiegermutter Tbanget aus Bosheit in einen Stein verwandelt und seine Schwester Kamgi zur Frau genommen. Mannube aber, erzählten mir meine Papua, habe einmal mit Kelibob in Fehde gestanden, weil dieser sich gegen Mannubes Ehegespons etwas habe zu schulden kommen lassen. Kelibob ergriff dabei vor seinem Gegner die Flucht, kletterte vermöge seiner riesenlangen Arme und Beine an dem Stamm eines kolossalen Ngaulbaumes empor und fand auf dessen Wipfel einen sicheren Unterschlupf, denn Mannube, der ihn verfolgte, war, wenn schon dick und stark, so doch zu kurzarmig, um ihm nachsteigen zu können. Weil Kelibob auf einem Ngaulbaume Zuflucht fand, sahen jetzt meine Papua diese Baumgattung als unantastbar an und prophezeiten uns Unglück, wenn wir in der Nähe unserer Missionsstation einen dieser Bäume fällten.

Allerlei Geister und Nothelfer der Papua. Wer der Mawir ist.

Viel mehr, als diese drei Götter, verehren die Papua Geister. Sie haben deren eine solche Unmenge und so viele verschiedene Arten, daß es schwer ist, sich unter ihnen zurecht zu finden. In der Hauptsache unterscheiden sie höhere Geister, die von jeher Geister gewesen sind, und solche, die ursprünglich ein Mensch, ein Tier, ein Baum, ein Fisch, oder auch irgend welcher Gegenstand gewesen sind. Der Papua hat nämlich die seltsame Meinung, daß alles, was Leben oder Schatten hat, beseelt*) ist und nach dem Tode oder der Vernichtung als geistiges Wesen fortlebt. Diese gewordenen Geister stellt sich der Papua als Vermittler zwischen sich und den höheren Geistern vor. In jedem eigentümlichen Geruch, Geräusch oder Getön**) meint er die Nähe eines Geistes zu verspüren.

Den Geistern schreibt man allerlei Gutes und Böses zu; die einen verursachen unfruchtbare Zeiten, Gefahren zu Wasser und zu Lande oder Krankheit und Tod, die anderen das gerade Gegenteil. Gegen die einen sich zu schützen oder sie zu begütigen, die anderen in guter Stimmung zu erhalten, ist für die Papua keine leichte Aufgabe.

Kommt ein Kind, ein Hund, ein Schwein abhanden oder ist eine von der Palme gepflückte Kokosnuß taub (inhaltsleer), so

*) Man könnte diese Anschauung der Allbeseelung, wie sie der Papua annimmt, einen individuellen Pantheismus nennen.

**) So hielten die Papua auch unser Harmonium und andere Blasinstrumente, außer der Flöte, für den Geist „Barak" (von dem Wort bar: Spruch, Gesang abgeleitet).

wird nicht selten irgend einem Geiste die Schuld gegeben, der das Fehlende sich geholt habe. Stirbt unerwartet eine Frau, so heißt es wohl, ein Geist habe sie als Eheweib nötig gehabt und entführt. So ist es begreiflich, daß der Papua vor den Geistern großen Respekt hat und nicht versäumt, ihnen Opfer darzubringen. Die gewöhnlichen Opfer sind Betelnüsse, Tabak und Feldfrüchte, auch Hunde und Schweine. Man legt dieselben an einen möglichst geheimen Platz, zu Hause, auf dem Felde oder sonstwo und ruft dabei den Namen eines bestimmten Geistes an. Die Geister sehen dann den guten Willen und eignen sich nur den Schatten (den Charakter) der Gegenstände an, während die Gegenstände selbst von den Opfernden genossen werden. — Jeweilig muß sich jedoch der Geist auch einen Betrug gefallen lassen, indem man ihm nur den Schwanz des Tieres vorlegt, das Tier selbst aber laufen läßt und dabei sagt: hier hast Du ein Stück vom Hund oder Schwein! Nicht selten behauptet ein Papua, die Geister erschienen ihm und machten ihm Offenbarungen; ja, zuweilen fahre ein Geist auch in den Menschen und spreche aus ihm.

Mit dieser Geisteranschauung der Papua steht in engem Zusammenhang die Verehrung der Ahnen. Verstorbene Väter, Brüder, Großväter sind die Vertrauenspersonen der Papua im Geisterreiche; sie rufen dieselben in allerlei irdischen Anliegen an, sogar in Verlobungs- und Heiratsangelegenheiten. Liegt ein Verwandter im Sterben, so werden ihm von den Angehörigen allerlei Versprechungen gemacht, damit er nach seinem Tode als Geist ihren Wünschen stets geneigt sei. Besondere Verehrung nach dem Tode erfahren angesehene Vorfahren, die ehedem als Dorfälteste oder Häuptlinge von Einfluß waren. Ihnen widmet man Schnitzfiguren (bis zu Lebensgröße) und glaubt, der Geist des angesehenen Ahnen werde darin einkehren, wenn man, um ihn zu ehren, eine Opfermahlzeit (richtiger einen Festschmaus) veranstalte. Dabei stellt man die Figur mitten unter die essenden und schmausenden Leute, und diese legen ihr Stücke von Kokosnuß oder anderes in die hölzernen Arme. — Eines Tages brachte mir ein Mann eine solche Holzfigur auf die Missionsstation; er meinte, ich könnte sein Ahnenbild als Dekoration auf mein Haus stellen. Es war offenbar der Ahne seines Vaters oder Großvaters, den das Bild vorstellte; der Sohn aber hatte einen anderen Ahnen im Geisterreich zu seinem Beschützer erwählt und war deshalb des väterlichen Ahnen und seines Bildes überdrüssig geworden. Ich nahm die Figur an, legte sie jedoch ins Feuer, und da sie aus hartem Holz bestand, so erzeugte dieser hölzerne Ahne eine große Glut.

Wenn sich die Seele im Tode*) vom Leibe trennt, wird sie

*) Die Papua nehmen an, daß die Seele nicht erst bei eintretendem

von besonderen Geistern (wed) in Empfang genommen und ins Geisterreich geleitet, wobei es ihr nach Meinung der Papua freilich auch widerfahren kann, daß andere Geister sie wie Räuber überfallen und entführen.

Als Wohnorte der Geister giebt der Papua sehr verschiedene Plätze an; bald sollen die Geister auf einsamen Inseln, bald im Walde, bald in auffälligen Felsgebilden, bald in Höhlen oder Seen, ja nicht selten sogar in Tieren hausen. Außer diesem Geisterreich, das allerorten ist, denken sich die Papua auch eine Art von Paradies, wo es zugeht wie auf Erden, nur mit größern Freuden und Genüssen. Jeder Papuastamm hat sein besonderes Paradies, das entweder jenseits eines großen Sees oder über dem Gipfel eines hohen Berges liegt. Man denkt sich in demselben Abteilungen; in der einen befinden sich die Geister der Erschlagenen, in einer anderen die Geister derer, welche von Krokodilen oder Haifischen gefressen worden sind, in einer dritten die eines natürlichen Todes Gestorbenen.

Vor dem Tode hat der Papua große Furcht und läßt sich nie gerne daran erinnern. Schon das Schreien gewisser Vögel, besonders der Eulen, die für Todesankündiger gehalten werden, kann ihn besorgt machen. Von seiner Todesfurcht zeugen namentlich die mancherlei Amulette (Schutzmittel), welche aus Schildpatt, Muscheln, Blättern, Knochen, Federn oder Haaren hergestellt sind. Diese trägt der Papua auf der Brust und lebt dabei in dem Wahn, daß der Geist, dem er das Amulett gewidmet hat, ihn überallhin begleiten, ihn schützen und all sein Vornehmen gelingen lassen werde.

In ihrem Aberglauben kommen die Papua natürlich auf die sonderbarsten Ideen. So meinen sie imstande zu sein, durch Pfeifen mit dem Mund Wind herbeirufen oder durch Bedrohen und Auszanken des Meeres ruhige See herbeiführen zu können. Als Missionar Scheidt und ich einmal mit einem Papua eine Seefahrt machten, hielt letzterer es für sehr bedenklich, daß mein Reisegefährte seine Finger ins Wasser hielt, um sie zu kühlen. „Kunze," sagte er, „sage es doch Scheidt, daß er die Finger aus dem Wasser nimmt; kukun maslon tim imat — wenn er die Finger ins Wasser hält, stirbt der Wind." Merkwürdig ist, daß der Papua kaum wagt, selber seinen Namen zu nennen. Frage ich ihn darnach, so sagt er zu seinem Begleiter: „Du, sage ihm, wie ich heiße." Ist aber niemand zugegen, der an seiner Statt den Namen

---

Tode, sondern schon etwas früher vom Leibe scheide, auch schwängen sich jeweilig die Seelen Lebender ins Geisterreich auf, um darnach wieder mit allerlei Nachrichten zurückzukehren. — Je und dann sollen Verstorbene nachts im Dorfe wandeln; — bellt ein Hund, so wird behauptet, er habe den Geist eines Abgeschiedenen gesehen.

nennen kann, so bezeichnet er sich mit einer Umschreibung und sagt beispielsweise: ich bin Dagins Ehemann oder (ist es eine Frau): ich bin Gilniks Ehefrau. Auch dies hat offenbar seinen Grund in seinem heidnischen Aberglauben; befürchtet er doch, ein böser Geist könne seinen Namen, falls er ihn selbst ausspreche, auffangen und daraus einen Strick des Verderbens machen, was nach seinem Glauben den Tod zur Folge hat.

Das dunkelste Stück papuanischen Aberglaubens ist die Zauberei. Alle Papua halten sich für Zauberer,*) wenn auch nicht alle für gleich große. Ein jeder Papua nämlich steht mit besonderen Geistern, seien es solche seiner Ahnen oder andere, in Verbindung, mit deren Hilfe er ausrichten zu können glaubt, was den übrigen unmöglich ist. So hält sich der eine für fähig, das Gedeihen der Pflanzen, ein anderer, Regen und Sonnenschein, ein dritter, Gesundheit oder Krankheit herbeizuzaubern. Der Papua weiß sogar seinem Freund durch Bezauberung von etwas Tabak die Liebe eines Mädchens oder einer Frau zu verschaffen.**) Auch auf Erdbeben, Wind und Meer meint man durch Zauberei einwirken zu können. Ist das Meer stürmisch, so nimmt der Zauberer gewisse Blätter und reibt sie unter Anwendung einer Zauberformel zwischen den Händen, wirft sie darauf in die tosende See und richtet an dieselbe eine nachdrucksvolle Ansprache. Aehnlich verfährt er, wenn die Fische im Meer bezaubert werden sollen. Auf einem am Strande liegenden Kanoe sehen wir einen geschmückten Fischkorb liegen; nahe dabei steht der Fischzauberer.***) „Ihr Fische

---

*) Eine bestimmte Kaste von Zauberern giebt es nicht.

**) Da und dort wird auch der Zauberer in Anspruch genommen, wenn es gilt einen Dieb ausfindig zu machen. Der Zauberer bedient sich dabei eines eigenartigen Verfahrens. Auf einen senkrecht in die Erde gesteckten hölzernen Betelspatel oder langen Kasuarknochen legt er unter Anwendung einer Zauberformel ein gewisses Blatt. Nun versucht der Zauberer darauf noch eine Muschel zu legen (gewöhnlich sind alle diese Dinge mit der heiligen Farbe — rotem Ocker bemalt); während er damit umgeht, nennt er eine Reihe Namen. Angeblich bleibt die Muschel liegen, wenn der Name des Diebes genannt wird, und fällt dagegen herab, so lange sich unter den aufgesagten Namen der des Uebelthäters nicht befindet. Statt der Muschel wird zuweilen auch ein über einen Stab gestülpter Topf gebraucht, den der Zauberer in Drehung versetzt. Gelangt er bei Nennung eines Namens zur Ruhe, so gilt die Person, welche gestohlen hat, als ermittelt. Manchmal auch wird eine mit Wasser gefüllte und an einem Band hängende Schale in Schwingung gesetzt. Wird dabei etwas Wasser verschüttet, so bezeichnet der im selbigen Augenblick genannte Name denjenigen, welcher schuldig zu sprechen ist. (Nach Missionar Vetter in Simbang). Daß bei diesem oberflächlichen Verfahren oft genug der Unschuldige für den Schuldigen leidet, liegt klar auf der Hand.

***) Mit dem Fischzauberer darf, wenn er zaubern will, nicht gesprochen werden; — auch mit demjenigen nicht, der die Fischgeräte trägt und das Fischen besorgt. Nach Meinung der Papua würde sonst der Zauber nicht glücken und ohne Erfolg sein.

von Dampier," ruft er, „ihr Fische von Madugas, von der Rich-Insel, von Siar, kommt alle hierher nach Bogadjim!" Natürlich machen es die Leute auf der Dampier- und Siar-Insel ähnlich, nur daß diese dann auch die Fische von Bogadjim herbeirufen. Wie aber muß den armen Fischen zu Mute sein, die überall und nirgends sein sollen, nur um sich fangen zu lassen!

Eines Tages gehe ich mit einem Papua über Land. Beim Aufbruch sage ich zu ihm: „Ich fürchte, es wird bald Regen kommen; siehe dort die dunklen Wolken!" „Nein, nein," erwidert der Papua, „es wird nicht regnen; fürchte nichts!" „Aber ich glaube doch, es wird regnen, wenn wir unterwegs sind," bemerke ich bestimmter. „Es bleibt schönes Wetter; laß uns nur aufbrechen," antwortet ebenso zuversichtlich mein brauner Begleiter. „Du sprichst Unsinn," sage ich nun, „sieh doch die schwarzen Regenwolken!" „Es kommt kein Regen," wiederholt der Papua und ruft bedrohend aus: „Regen bleibe in den Bergen!"*) So brechen wir denn auf; aber noch nicht lange sind wir gegangen, so fällt der Regen in Strömen hernieder. Das bringt meinen Papua aber keineswegs in Verlegenheit. „Meinst Du," sagt er, „ich wüßte nicht, daß auch Du mächtig und klug bist? Diesmal hat der Regen Deine Sprache gehört und hat Dir gehorcht."

Einmal, berichtet Missionar Vetter, kam ich ins Nachbardorf und fand das kleine Töchterchen eines Papua krank. Ich bemerkte dem Vater: Das Kind ist ja viel zu klein, als daß es jemand etwas zu Leide gethan haben und deshalb bezaubert worden sein könnte. Doch der Papuavater war nicht verlegen um die Antwort und entgegnete: „Eigentlich war es bei dem Bezaubern auf die Mutter abgesehen, aber das Kind hat ihre Milch getrunken und ist nun infolge davon erkrankt."

Für gewöhnlich nennen die Papua auf der Dampier-Insel das Zaubern: „Einen Spruch thun — besprechen." Nur wenn sich das Zaubern gegen Gesundheit und Leben eines anderen richtet, nennen sie es: „Binden." Hinsichtlich dieses Bezauberns zur Krankheit oder zum Tode haben die Papua die Meinung, daß der Zauberer mit einem gewissen „Nawir," einem unheimlichen, bösen Wesen, in Verbindung trete. Wie sich meine Dampierleute diesen Nawir denken, erfuhr ich eines Tages von einem Manne, welcher im Geruche stand, zu Zeiten mit dem Nawir Umgang zu haben. Es ergab sich zwischen ihm und mir folgendes Gespräch:

Ich: „Ochmalai (so hieß der Mann), wer ist denn der Nawir?"

Ochmalai: Er ist wie ein Jabtamol (Bergbewohner), ein sehr

*) Da der meiste Regen im Gebirge fällt, so halten die Papua die Bergbewohner für die kräftigsten Regenmacher.

böser Geist; er schweift in den Wäldern umher und kommt auch in die Dörfer. Ohne daß ihn jemand sieht, belauert er die Leute."

Ich: „Wie sieht denn der Nawir aus?"

Ochmalai: „Er ist wie ein alter schwacher Mann und geht gebeugt am Stocke; — er ist sehr scheu und sieht immer nach der Seite, als ob er jemand fürchte oder nach jemand spähe."

Ich: „Ihr sagt, der Nawir binde euch und dann müßtet ihr sterben! Wie macht er denn das?"

Ochmalai: „Ja, Kunze, sieh — Du weißt, wir kauen Betelnüsse; werfen wir die Schalen weg (dieselben sind faserig), so hebt diese der Nawir auf. Daraus macht er einen ganz, ganz feinen Faden, den man mit den Augen nicht sehen kann, und bindet damit irgend jemanden, sei es in diesem, sei es in jenem Dorfe. Der also Gebundene muß sterben und kommt sicher ins Loch (Grab). — So macht er es auch, wenn wir brennende Tabaksreste wegwerfen. Der Nawir sieht sie, hebt sie auf und bläst sie an, so daß ein großes Feuer entsteht, worauf er dahin und dorthin geht und jemanden in seinem Feuer*) umkommen und verbrennen läßt. — An meinen auf Dampier verstorbenen Mitarbeiter, Missionar Klaus, erinnernd, bemerkte Ochmalai: „Klaus ist auch vom Nawir „gebunden" worden. Du weißt, es sind früher einmal Leute aus den Bergen zu euch (auf die Missionsstation) gekommen und haben euch Kangarnüsse verkauft. Diese habt ihr gegessen; aber ein Nußkern darunter war vom Nawir, und weil ihn Klaus gegessen hat, mußte er daran sterben. Der Nawir hat gemacht, daß der Nußkern in Klaus' Kehle stecken blieb, weshalb dieser auch so geröchelt hat, als er starb." (Missionar Klaus erlag unter großen Atmungsbeschwerden einer Lungenentzündung; vergl. „Im Dienst des Kreuzes." 1. Heft, S. 62).

Will sich jemand mit dem Nawir in Verbindung setzen, so bereitet er sich dafür zu, indem er sich gewisser Dinge enthält, nicht badet, kein Wasser trinkt, auch keine in Wasser gekochten Speisen genießt. Dagegen nimmt er viele scharfschmeckende, pfefferige Wurzeln und Kräuter zu sich. Er sucht einsame Plätze auf, vornehmlich Kreuzwege, wo sich der Nawir vorzugsweise aufhalten soll. Das Haupterfordernis aber ist nach Papuameinung, daß man von demjenigen, der zum Tode bezaubert werden soll, etwas in den Händen hat, sei es ein Haar, die Schale einer Frucht oder sonst etwas. Man sagt, dies werde unter Anwendung einer Beschwörungsformel um den Finger gewickelt und darauf in ein Feuer geschleudert. Daher sind die Papua sehr vorsichtig und heben Dinge, wie Betelnußschalen und Tabaksreste, sehr sorgfältig auf, bis sich eine Gelegenheit bietet, wo sie sie gründlich vernichten

*) So erklären sich die Papua die Fieberhitze.

können. Ja, selbst abgeschnittene Fingernägel und Haare wagen sie nicht gleichgiltig wegzuwerfen; und kamen Papua auf die Missionsstation, um sich ihre Wunden von uns verbinden zu lassen, so waren sie stets in großer Besorgnis, wenn wir ihnen die abgenutzten Verbandstoffe vorenthielten.

Dieselbe abergläubische Aengstlichkeit verraten sie, wenn sie etwas verloren haben; eifrig suchen sie darnach, und schier untröstlich geberden sie sich, wenn sie das Verlorene nicht wieder finden. Haben sie irgendwo einen Gegenstand liegen gelassen, so gehen sie womöglich sofort, ihn zu holen. Auch kaufen sie nicht gerne von jedermann Tabak, in der Befürchtung, dieser möchte bezaubert sein. — Geht der Papua durch den Urwald, so passiert es ihm nur zu leicht, daß seine mit roter Farbe gefärbten Haare mit Zweigen und Blättern in Berührung kommen, namentlich, wenn Regengüsse Zweige und Laub zum Erdboden niedergedrückt haben und er auf Händen und Füßen darunter hinwegkriechen muß. Bleibt dann ein wenig seiner roten „Haarpomade“ an einem Aestlein oder Blättlein haften, so wendet er sich achtsam um, und läßt sich nicht Mühe und Zeit verdrießen, die dort zurückgelassene Farbe sorgfältig abzuwischen.

Kommt jemand durch ein Krokodil ums Leben, stirbt jemand an einer epidemischen Krankheit, wird einer von einem Baum erschlagen, ertrinkt einer oder verbrennt im Feuer, so wird dies sofort dem Nawir oder dem mit ihm im Bunde stehenden Zauberer zugeschrieben. Manchmal macht man in Krankheitsfällen dem Zauberer Geschenke, um sich damit von dem Zauberbann loszukaufen. Fühlt sich die Familie oder das Dorf des Bezauberten stark genug, so wird dem Zauberer*) nicht selten der Prozeß gemacht, wenn es der der Zauberei Beschuldigte, dessen Familie oder Dorf nicht vorzieht, den Angehörigen des Bezauberten eine Entschädigung in Hunden, Schweinen oder Töpfen zu zahlen. Ohne dies ist die

*) Der Zauberer, welcher den Tod eines Menschen herbeigeführt haben soll, wird ermittelt, indem man z. B. dem Toten Betelkalk und einen Krebs in die Hand legt und am kleinen Finger desselben eine Schnur anbringt. Ist das Grab zugeschüttet, so wird an der Schnur gezogen und mit den Füßen gestampft, wobei man ruft: steh auf! Beim Ziehen der Schnur gerät der Krebs in der Hand des Toten in Unruhe und streut durch die Bewegungen, welche er macht, Kalk um sich. Je nachdem wie sich die Kalkspuren verbreiten, geben sie die Richtung an, in welcher der schuldige Zauberer zu suchen ist. (Man muß dabei bedenken, daß Papuagräber nicht tief sind und den Leichnam nur wenig Erde bedeckt, die bald wieder beseitigt ist.) Nach Papuameinung soll der Geist des Verstorbenen zuweilen auch durch einen Lichtschein den Wohnort des Zauberers kund thun. Als meine Frau gestorben war, sagte mir eines Tages ein Papua, er habe von seinem Kanoe aus eine Sternschnuppe in bestimmter Richtung fallen sehen, und er meinte, daß ich dort denjenigen zu suchen hätte, welcher den Tod meiner Frau verschuldet habe.

Ermordung des Zauberers meist gewiß. Da unter den Papua die Blutrache im Schwange ist, indem am Anhange des Mörders blutige Rache genommen wird, so bildet die Ermordung eines Zauberers häufig den Anfang einer ganzen Reihe Mordthaten.

Dunkle Nacht. — Eilend Blut zu vergießen.

Furcht, Ratlosigkeit, Unsicherheit und Todesschrecken breitet dieses Zaubereiwesen über das Leben der Papua. Durch Furcht des Todes sind sie im ganzen Leben Knechte.

Wie unheimlich hörte es sich für mich an, wenn plötzlich im Nachbardorfe die dumpfen Töne der riesigen Dorftrommeln die stille Nacht durchdröhnten, während gleichzeitig ein Papua laute, aufgeregte Rufe ausstieß. Erkundige ich mich nach der Ursache des schauerlichen Lärmes, so heißt es gewöhnlich: „Der und der ist vom Nawir gebunden:“ und will ich die Leute eines Besseren belehren, so sagen sie: „Geh nur hin und sieh! Der Nawir hat ihn gebunden; er muß sterben.“ Ich begebe mich nach der bezeichneten Hütte und finde einen Mann schwer krank darniederliegend. Um ihn herum hocken, sitzen und stehen seine Angehörigen oder Freunde; die einen gleichgiltig, die anderen angstvoll und klagend. Der Kranke liegt auf der platten Erde, nichts als eine elende Matte unter sich; neben ihm brennt ein kleines Feuer, das ihn bei der nächtlichen Kühle notdürftig erwärmt. Keine weitere Pflege wird ihm zu teil; denn alle sind ratlos. Der Kranke erwartet auch selbst keine Pflege. Wie ich zu ihm in die Hütte trete, blickt er mich erstaunt an: „Kunze, kommst Du? — ich muß sterben, mir ist nicht zu helfen, mich hat der Nawir gebunden; die anderen Männer sagen es auch.“ Ich weise nun ihn und seine Freunde auf den Herrn Jesus, der helfen kann und will, aber trostlos erwidern sie: „Kunze, Du kennst den Nawir nicht; das verstehst Du nicht. Du weißt nicht, wie es bei uns zugeht; Du weißt nur von Jesus.“ Zwar lassen die Leute und auch der Kranke es sich gefallen, daß ich mit meiner Frau für Medizin oder Krankenkost sorge, und oft haben wir bei solchen Fällen die Freude gehabt, daß unsere Mittel unter der segnenden Hand Gottes heilkräftig wirkten; aber wenn dann auch der Kranke genas, so waren doch alle weit entfernt, die Nichtigkeit ihrer heidnischen Anschauungen einzusehen.

Eines Tages kam ich ins Dorf und traf vor einer Hütte ein Ehepaar an. Es war Naroi mit seiner Frau, letztere mit einem Knäblein auf dem Schoß. Das Kind litt schon seit längerem an einem großen Geschwür, das sich an seiner linken Backe gebildet hatte. Hinzutretend sah ich, wie der Vater aus seinem Munde

einen gelben Brei, scheinbar von einer Frucht oder Wurzel, auf die kranke Backe des Kindes spritzte. Ich konnte nicht klar darüber werden, was dieser Brei zu bedeuten hatte, ob er ein Zaubermittel oder eine Arznei sein sollte. Die Mutter sah sehr besorgt drein. Auf meine teilnehmende Erkundigung nach dem Zustand des Kindes sagte Naroi mit einem die höchste Erregtheit verratenden Blick: „Das Kind stirbt — der Nawir hat es gebunden." Es war die Antwort, welche ich erwartet hatte. Der Schmerz der Eltern bewegte mein Herz, war es doch ihr einziges Kind, welches sie durch den Tod verlieren sollten. Natürlich suchte ich ihre Gedanken vom „Nawir" abzulenken und sie auf Jesus, den Todesüberwinder, hinzuweisen; aber meine Worte erwiesen sich als in den Wind geredet. „Ich will eurem kranken Kinde Medizin geben, und meine Frau wird es pflegen," sagte ich; „und dann wollen wir den Herrn Jesus bitten, daß er euer Kind gesund mache." Aber auch davon wollten sie nichts wissen. Bald darauf starb das Kind. Die Traurigkeit der Eltern war groß. Merkwürdigerweise wurde das Kind nicht beerdigt, sondern in eine Kiste gepackt und in einer Ecke der Hütte verborgen gehalten.

Die ersten Tage nach dem Tode des Kindes flossen ruhig dahin; nur hörten wir immer wieder auf der Missionsstation das Wehklagen der schwerbetroffenen Mutter. Dann eines Tages kam ein großer Trupp Männer, mit Speeren und Schilden bewaffnet, auf die Missionsstation. Die Leute sahen alle sehr finster drein und redeten sehr aufgeregt. Es waren Männer aus dem Heimatdorfe jener Mutter, zum Teil Verwandte derselben. Der Schwiegervater Narois führte sie an. Eine Zeitlang standen sie wie festgewurzelt vor unserem Hause, und ich befürchtete schon, die unheimlichen Gestalten möchten gegen uns etwas im Schilde führen. Dann sandten sie einen Boten ins Nachbardorf, wo Naroi mit seiner Frau wohnte. Der Bote kehrte bald in Begleitung des angesehensten Dorfältesten auf die Missionsstation zurück, worauf zwischen diesem und dem Schwiegervater des Naroi sehr aufgeregt verhandelt ward. Ich konnte nichts davon vernehmen, doch ward mir klar, daß die Verwandten unser Nachbardorf für den Tod des Kindes verantwortlich machen wollten, weil sie annahmen, daß das Kind von einem unserer Dorfnachbarn bezaubert worden sei. Nach kurzer Zeit verließen uns die Leute samt dem Dorfältesten unseres Nachbardorfes.

Die nachfolgenden Tage verliefen wiederum in Ruhe. Schon gab ich mich der Hoffnung hin, daß sich die Sache im Sande verlaufen habe. Da eines Nachts werden wir auf der Missionsstation durch ein lautes Geschrei aus dem Schlaf geschreckt. Wir lauschen; aber gleich darauf wird wieder alles still. Am anderen Morgen kamen einige Jünglinge aus dem Nachbardorfe zu uns; ich fragte sie:

„Warum war der Lärm und das Geschrei in letzter Nacht bei euch im Dorfe?" Meine Frage brachte die jungen Burschen sichtlich in Verlegenheit. Endlich erwiderten sie: „Der Lärm? — was für ein Lärm? — Der Lärm war nur so." Ein Blick in die unruhigen Augen der Burschen ließ mich nicht im Zweifel, daß im Dorfe etwas vorgefallen war, was ich nicht wissen sollte. Alles weitere Fragen aber — das wußte ich — wäre bei diesen Jungen vergeblich gewesen.

Bald darauf besuchte ich, um der Sache womöglich auf den Grund zu kommen, das Dorf. Da fällt mir gleich bei einer der ersten Hütten ein frischer, ziemlich großer Grabhügel auf. Wessen Grab könnte es sein? Etwa das des verstorbenen Kindes? Dazu war es zu groß. Ich blicke auf und sehe vor mir einen kleinen, kaum fünfjährigen Knaben. „Wer ist hier begraben?" frage ich ihn. „Ochmalai!" antwortet er. „Wie, Ochmalai? Der war doch gar nicht krank." Verlegen entgegnete der Knabe: „Ochmalai ist ermordet; gestern Nacht haben ihn Naroi und noch andere mit Speeren erstochen. Hast Du in der Nacht den Lärm nicht gehört? Naroi sagt, Ochmalai habe sein Kind bezaubert." Das Herz blutete mir, als ich dies Schreckliche hörte und dabei das kleine, wirklich liebe Bürschlein ansah. Ach, wie früh mußten seine wunderhübschen, seelenvollen Augen in den Abgrund heidnischen Verderbens schauen, und wer war imstande, seine Seele zu bewahren, daß nicht auch sie mit hinabgerissen wurde!

Oede und verlassen lag die Hütte da, in welcher bis vor kurzem Ochmalai gewohnt hatte. Dieser ganze Teil des Dorfes war menschenleer geworden. Die Leute desselben wohnten jetzt zerstreut bei anderen in den übrigen Teilen des Dorfes.

Naroi, welcher Ochmalai ermordet hatte, traf ich düsteren Gesichtes in seiner Hütte sitzend. Mit Dreien seiner Sippe hatte er sich in verwichener Nacht an die Hütte, in welcher Ochmalai schlief, herangeschlichen und auf den ahnungslosen Schläfer einen Speer geworfen. Doch in der Dunkelheit hatte er nicht tötlich getroffen, und Ochmalai, dadurch aus dem Schlaf geschreckt, war aus seiner Hütte gesprungen. Allein um die Hütte herum, im Hinterhalt verborgen, standen die Mordgesellen des Naroi, und ehe Ochmalai es sich versah, umschwirrten ihn ihre Speere. An ein Entrinnen war nicht zu denken; bald sank der Aermste, mit einer Menge Speerwunden bedeckt, entseelt zu Boden.

Finsternis erfüllte des Mörders Herz, und Kainsunruhe blickte aus seinen Augen. Er war wortkarg gegen mich, wohl weil er fürchtete, ich möchte ein Wort reden, das den Stachel in seinem Gewissen berührte. Nur nebenbei bemerkte ich den Namen Ochmalai und ebenso seinen Tod. „Ja, ich habe ihn ermordet," gestand Naroi offen, „er hat mein Kind bezaubert." Ich ant-

wortete: „O Naroi, Ochmalai war ein schwacher Mensch, wie ich und du. Ich kann niemand bezaubern und kann nicht machen, daß jemand stirbt. Nur mit dem Speer könnte ich jemanden töten, und das thue ich nicht; denn das ist sehr schlecht. Einer allein ist es, der machen kann, daß ein Mensch stirbt, das ist Jesus im Himmel. Jesus aber ist kein Freund des Bösen; er hat Dir auch nicht gesagt: gehe hin und ermorde Ochmalai. Das hat Dir die böse Stimme in Deinem Innern gesagt. Du und ihr alle seid wie Blinde, die den wahren Weg nicht wissen, weil ihr Jesus nicht kennt. Das Böse und die Lüge hat euch blind gemacht!" Naroi hörte mich an, sagte aber schließlich: „Jesus kenne ich nicht; ich kenne den Nawir und weiß, Ochmalai hat mein Kind, mein einziges Kind bezaubert und getötet. Frage die anderen Männer im Dorf, die werden Dir ebenso sagen." Ich konnte ihm nur erwidern: „Naroi, wenn Du Jesus kenntest, so würdest Du wissen, daß das, was Du sagst, Lüge ist, und dann würdest Du auch nicht mehr morden. Nur die Leute morden, welche Jesus nicht kennen, die innerlich böse, häßlich und blind sind."

Nicht mehr lange hat Naroi nach diesem Vorfall in unserem Nachbardorfe gewohnt. Er fühlte sich hier bald nicht mehr sicher — mußte er doch gewärtigen, daß irgend ein naher Verwandter des Ermordeten ihm, der Blutrache gemäß, nun ebenfalls nach dem Leben trachten werde. Deshalb verzog er mit seinem Anhang nach einem etwas entfernteren Ort. Kaum war das geschehen, so begann man auch schon ihm aufzulauern. Aber Naroi wußte dem Bluträcher aus dem Weg zu gehen. Ich besuchte ihn später wiederholt auf seinem neuen Wohnplatze, wobei jedoch sein Wesen mich immer mehr abstieß. Aus seinen Augen sprach Verschlagenheit und Hohn, so daß ich ihn fast fürchtete. Er war ein Mensch mit dem Kainszeichen, den auch andere seinesgleichen scheuten. Zwar schien es mit der Zeit, als ob er noch einmal seines Lebens froh werden dürfte. Unsere Nachbarn verkehrten wieder freundschaftlich mit dem Heimatdorfe von Narois Frau, das die Ermordung des Ochmalai gefordert hatte. Bei Gelegenheit eines Besuches hatten mir die Leute dort ein Friedensgeschenk*) für Kulobob (unser Nachbardorf) mitgegeben, und seitdem schien es, als ob die Blutrache an Naroi unausgeführt bleiben sollte. Allein der Bluträcher vergaß ihn nicht. Drei Jahre nach der Ermordung des Ochmalai traf ihn sein tötlicher Speer, der ihm, dem starken, breitschulterigen Mann, ein vorzeitiges Ende bereitete.

So ist in den Wegen der Heiden eitel Schaden und Herzeleid, ihre Füße sind eilend Blut zu vergießen und den Weg des Friedens kennen sie nicht. (Röm. 3, 16.)

---

*) Eine lange, rote, einem Maiskolben ähnliche Frucht.

Man beobachte nur solch einen rachdürstigen Papua! Unheilbrütend hockt er vor seiner Hütte, entzieht sich den Freuden anderer, auch häufig der Nahrung. Ein noch schlimmeres Zeichen seines Hasses ist es, wenn er im Kreise der Dorfältesten sitzt, wie ein Träumender vor sich hinblickt und, gefragt, höchstens mit einem gleichgiltigen Kopfnicken antwortet. Man darf sicher sein, der Mann wird seinen Mund nicht eher aufthun, als bis sein Rachedurst durch Blut gestillt ist. Hat er doch vor seiner Hütte einen Speer in den Erdboden gespießt, der ihm die noch nicht ausgeübte Blutrache beständig in Erinnerung bringt.

Ist das nicht Nacht, dunkle Nacht des Heidentums?

O heiliges Feuer,
Vom HErrn entfacht,
Entzünde die Herzen,
Durchleuchte die Nacht!
Entflamme die Herzen
Da, wo du erschienst,
Zur Arbeit des Reiches,
Zum heiligen Dienst.
Erweck' die erkaltete
Liebe aufs neu',
Ach, mach' uns lebendig,
Und mache uns treu!

Der „Barak" der Papua. — Ein eigentümlicher Sylvesterabend.

Das seltsamste Stück papuanischen Heidentums bildet die Barakfeier. Sie knüpft sich an einen Geist*) (vgl. S. 44), der im Volksleben der Papua die Hauptrolle spielt. Das merkwürdigste ist, daß keine Frauen, keine Mädchen daran teilnehmen dürfen. Wie schon im Vorigen erzählt, handelt es sich dabei gewöhnlich um geheime Zusammenkünfte der Männer auf einsamen Plätzen und große Mahlzeiten von Schweinefleisch. Die Hauptsache aber sind die großartigen Feste, die in unregelmäßigen Zwischenräumen von ein, zwei und mehr Jahren bald in diesem bald in jenem Dorf veranstaltet werden.

Eine besondere Bedeutung erhalten diese Barakfeste dadurch, daß mit ihnen in der Regel die Beschneidung**) einer Auswahl

*) Entsprechend der auf Neu-Guinea herrschenden Sprachenzersplitterung wird dieser Geist unter den einzelnen Papuastämmen verschieden genannt, z. B. auf Dampier: Barak, auf Siar: Messiab, in Bogadjim: Assa.

**) Wie es scheint, wird die Beschneidung nicht mehr allerorten auf Neu-Guinea ausgeübt; bei der im folgenden beschriebenen Barakfeier auf Dampier ist sie, soweit ich beobachten konnte, unterblieben, indem man sich hier lediglich auf die Mündigkeitserklärung der Jungen beschränkte. Man sagte

von Knaben verbunden ist, die dann zugleich bei dieser Gelegenheit in das Barakgeheimnis der Männer eingeweiht*) werden. Mit der ersten Barakfeier erlebt also der jugendliche Papua zugleich eine Art von Mündigkeitserklärung, die ihm, wie es scheint, den Zutritt zum öffentlichen Leben der Männer ermöglicht. Das Alter der hierzu bestimmten Knaben liegt zwischen dem 6. und 12. Lebensjahre. Es scheint also die Auswahl derselben sich keineswegs nach einer bestimmten Altersgrenze zu richten, sondern lediglich nach den Beschlüssen der Festveranstalter. Für die Anordnung des Barakfestes selbst ist Haupterfordernis, daß für die dabei unentbehrlichen Festschmäuse genug große Schweine vorhanden sind.

Die Barakfeste sind für die männlichen Papua das Herrlichste und Großartigste, das sie sich denken können. Die Frauen und Mädchen dabei hinter das Licht zu führen, bildet für das ehrbare männliche Geschlecht einen besonderen Reiz; vergnüglich schmunzelnd hat mir schon mancher Papua heimlich zugeflüstert: „Der Barak ist Unsinn; wir essen die Schweine und belügen die Weiber.“ — Vor allem sieht jeder rechte Papuajunge solchem Feste mit großer Spannung entgegen; soll er doch an demselben zum ersten Mal den geheimnisvollen Barak zu sehen, ja sogar zu „fühlen“ bekommen. Schon lange zuvor wird ihm gesagt, der Barak werde ihn bei dieser Gelegenheit schlagen.

Lange war es uns Missionaren nicht möglich, einen Einblick in den eigentümlichen Barakkultus zu gewinnen. Die Papuamänner befürchteten wohl, wir möchten, wenn wir etwas erführen, dies den Frauen und Mädchen ausplaudern. Eine genauere Kenntnis davon erhielt ich erst, als einmal eine große Barakfeier im Nachbardorfe meiner Missionsstation abgehalten wurde.

Schon wochenlang zuvor hatten mir die Papua mit geheimnisvollen Mienen verraten, daß nächstens der Barak in ihr Dorf käme. Bald waren aller Sinne und Gedanken von den Vorbereitungen für das Fest in Anspruch genommen. Männer, Jünglinge und Knaben lebten schon in einem großen Festrausch. Endlich begann das Fest, und mich ergriff die Neugier, einmal dem Treiben meiner Papua zuzuschauen. So ging ich denn an verschiedenen Tagen ins Nachbardorf, um die Geheimnisse der Barakfeier in etwa kennen zu lernen.

Sie wurde teils im „Gogoi“, teils außerhalb desselben im

---

mir, um der damit verbundenen Schmerzen willen verzichte man auf sie. In den Bergdörfern der Dampier-Insel wurde dagegen die Beschneidung aufrecht erhalten.

*) Abgesehen von weiblichen Wesen sind nämlich auch Knaben, so lange sie noch zu den Kindern zählen, ausgeschlossen und werden offenbar zur Barakfeier erst zugelassen, wenn sie sich hinsichtlich dieses Geheimnisses den Frauen gegenüber schweigsam erweisen.

Freien abgehalten. Gogoi ist der Name der besonders sorgfältig erbauten Festhütte.*) Dieselbe ist stets als das größte und beste Haus eines Dorfes kenntlich. Nach dem Barakfeste dient sie als allgemeines Männerhaus und zur Aufbewahrung der bei der Barakfeier verwandten eigentümlichen Blasinstrumente aus Bambus und Flaschenkürbissen. Zu keiner Zeit ist es dem weiblichen Geschlecht gestattet, diese Hütte zu betreten. Hauptsächlich soll dadurch verhindert werden, daß die Weiber die geheim gehaltenen Blasinstrumente zu Gesicht bekommen. So lange die Barakfeier im Freien auf dem Festplatze vor dem Gogoi abgehalten wurde, mußten sich alle Weiber und Mädchen, ebenso alle „unmündigen" Knaben zurückziehen. Der Festplatz war eigens abgegrenzt, und Wächter waren ausgestellt, damit kein Weib oder Mädchen heimlich zusehe. Die Festhütte war besonders geschmückt. Rings um dieselbe waren lange Bambusstangen aufgepflanzt, welche mit allerlei buntem Blätterschmuck behangen waren. Auch durch das Dach hatte man solche lange Stangen gesteckt und diese ebenfalls verziert. Die Festhütte hatte zwei kleine Eingänge, durch die man kriechen mußte, und damit auch durch diese kein unberufener Blick ins Innere der Hütte dringe, hatte man vor ihnen durch aufgestellte Matten einen Winkelgang hergestellt. Die äußere Festanlage machte gar keinen üblen, am wenigsten einen ungeschickten Eindruck. Es erinnerte mich alles an ein kleines Wandertheater, wie man solche in Deutschland auf Märkten zu sehen bekommt.

Bei meinem ersten Besuche hielt ich mich zunächst, um nicht als Aufdringling zu erscheinen, in respektvoller Entfernung. Das Fest stand gerade im ersten Akt, der drei bis vier Tage dauert und der Mündigkeitserklärung derjenigen Knaben gilt, die das Barakfest zum ersten Mal mitfeiern. Als ich so dastand, bemerkte mich die große Anzahl Bergbewohner (natürlich alles Männer), die als Festbesuch anwesend waren. Mißtrauisch sahen sie sich nach mir um, unangenehm überrascht, daß ich es wagte, ihren Barak zu beobachten. Allein ich wußte ein gutes Mittel, die mißtrauischen Blicke zu verscheuchen. Ich griff sofort in meine Tasche und holte, so daß es die Leute sahen, etwas Tabak heraus. Nun dauerte es nicht lange und man winkte mir zu, doch näher zu kommen. Nur zu gern hätte jetzt jeder von mir Tabak gehabt, um zur Feier des Tages auch rauchen zu können, sintemal im Dorfe gerade Tabaksmangel herrschte. Zögernd folgte ich und nahm innerhalb der Abgrenzung inmitten der Männer von Kulobob, Sehu und Potulu*) Platz. Auf dem Festplatze längs des Gogoi

*) Gogoi heißt diese Hütte auf Dampier; andernorts heißt sie anders; z. B. auf Siar: Dassem.

**) Diese drei Dörfer waren die der Missionsstation nächstgelegenen.



Eine Barakhütte.

hatte sich die ganze Jünglingsschar dieser Dörfer in langer Reihe aufgestellt, dazwischen diejenigen, welche bei dem jetzigen Barakfest mündig werden sollten. Vor der Jünglingsreihe aber schritt eine eigentümliche Gestalt majestätisch auf und ab. Auf dem Kopf trug sie eine mächtige Maske, ein wahres Meisterstück papuanischer Holzschnitzkunst. Dieselbe hatte ein ganz monströses Gesicht, das mehr an ein vorsündflutliches Ungeheuer, als an einen Menschen erinnerte. Auf dem Scheitel der Maske war eine 2 Meter lange verzierte Stange, ähnlich dem Stabe eines Tambourmajors, angebracht. Die Maske, dadurch noch schwerer gemacht, auf dem Kopfe zu behalten, war für ihren Träger keine leichte Aufgabe. Bei den eigentümlichen Körperbewegungen und graziösen Schwenkungen, welche die Gestalt zu machen hatte, neigte sich nämlich die Stange oft sehr bedenklich über ihren Schwerpunkt hinaus, so daß es dem „Verkappten" große Mühe kostete, sie in Balance zu halten. Einige Male war er auch sehr in Gefahr, sein Inkognito zu verraten, und mußte deshalb schleunigst hinter eigens dafür errichteten Kulissenwänden verschwinden. Im übrigen war die Kleidung der Gestalt nicht mehr papuanisch-originell. Entdeckte ich doch zu meiner großen Ueberraschung, daß die geheimnisvolle Gestalt einen abgenutzten europäischen Sommerüberzieher trug, den ich einige Wochen zuvor einem an der Influenza erkrankten Mann im Dorf gegeben hatte, damit er sich darin die nötige Erwärmung verschaffe. Auf dem Rücken der Gestalt hing außerdem ein sogenanntes „Lawalawa" herab, ein Lendentuch aus zwei aneinanderhängenden bunten Taschentüchern. Die Gestalt sah also phantastisch genug aus, wozu noch die Eberzähne, welche jede Hand hielt, das Ihre beitrugen. — Der Papua ist ein Meister in schönen Körperbewegungen, das konnte man auch bei dieser Gelegenheit beobachten. Stolz, wie ein Löwe in der Arena, mit seltsamen Kopfwendungen schritt die Gestalt die Reihe der Jünglinge ab, je und dann auch an den Zuschauern vorbei. Zuweilen blieb sie vor einem Jüngling stehen, betrachtete ihn mit prüfendem Blick und gab ihm mit der Faust einen Schlag vor die Stirn oder auf die Brust, ihn damit als zur Mündigkeit berechtigt erklärend. Die Jünglinge zeigten sämtlich den größten Ernst, ja manche Mienen verrieten heilige Scheu vor der geheimnisvollen Gestalt. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgten die zuschauenden Männer die Sache. Ich mußte mich wundern, daß diese, zum Teil schon alt und grauköpfig, noch Vergnügen daran fanden, ein solches Schauspiel, dem sie doch gewiß bereits unzählige Male in ihrem Leben zugesehen hatten, zu betrachten. Natürlich war man sehr gespannt, was ich zu dieser Aufführung sagen würde. Daß die maskierte Gestalt den Barak vorstellen sollte, war mir sehr bald klar. Als ich vernahm, daß man von mir einen „Spruch" erwartete, gab ich statt

dessen meinem Nachbar Fai von Potulu einen zarten Rippenstoß und sagte ihm: „Höre Du, ist der dort (ich meinte die verkappte Gestalt) nicht der Naroi*) von Urit? ich erkenne seine Waden." Der biedere Fai mußte ob meiner Frage herzlich lachen, erwiderte aber bedachtsam: „Kunze, das ist der Barak. Du mußt Dir's nicht abmerken lassen, daß Du es weißt; vor allen Dingen darfst Du unseren Weibern und Mädchen nichts sagen, auch Deiner Frau darfst Du nichts davon erzählen, die möchte es sonst unseren Frauen weitersagen. Also halte den Mund! Du weißt, sonst sterben die Weiber; der Barak schlägt sie, wenn sie etwas erfahren." Was der letzte Zusatz zu bedeuten hatte, nun ja, das wußte ich. Als mich der alte Fai so instruierte, wurden sehr bald auch die anderen auf unsere Unterhaltung aufmerksam, und Fai mußte ihnen berichten, was ich gesagt hatte. Getreulich wiederholte er meine Worte, und alle amüsierte es, daß ich die Sache durchschaut hatte. Verständnisvoll nickten mir aber auch alle das schon gehörte: „Halte den Mund!" zu, und der eine und andere rückte mir näher, weil er es für nötig hielt, die Mahnung Fais nochmals zu wiederholen.

Natürlich mußte es dem „Barak" unter seiner Maske bei der ohnehin schon großen Sonnenhitze unmenschlich heiß werden. So verschwand er denn schließlich hinter den Kulissen; und bald darauf trat hinter denselben der mir wohlbekannte Naroi aus Urit hervor. Er war über und über in Schweiß gebadet und schmunzelte mir lächelnd zu, daß er sich meiner Anwesenheit freue. — Daß ihm übrigens möglichst schnell von verschiedenen Seiten rapportiert wurde, wie ich ihn erkannt hätte, bedarf nicht erst der Erwähnung. An seiner Stelle trat bald ein anderer in die Rolle des Barak, der sie natürlich in derselben Weise wie sein Vorgänger spielte; nur daß sich unter diesem der Haupt- und Schlußakt der Feier vollzog. Zum guten Ende ergriff er (als „Barak") einen der Jungen, die mündig werden sollten, und wie auf ein verabredetes Zeichen fielen über jeden der zur Mündigkeit berufenen Jungen je zwei, drei stämmige Gesellen aus den zuschauenden Männern her, hoben, ja warfen ihn in die Höhe und fingen ihn wieder mit den Händen auf. Einer drückte des Jungen Gesicht an seine Brust, so daß er nicht sehen konnte, was um ihn her vorging, die anderen hielten ihn fest und wieder andere schlugen ihn nun mit den flachen Händen oder mit Zweigen von den nächsten Bäumen auf den Rücken, auf den Kopf und auf die Füße. Darauf faßten den Knaben je 2 Männer an seinen Armen und Beinen und zogen so kräftig daran, als ob es gelte, ihm dieselben auszureißen. Wenn

*) Derselbe, der den Ochmalai ermordet hatte; er wohnte damals noch in unserem Nachbardorfe.

den Jungen darüber das Hören und Sehen verging und sie wirklich glaubten, eine „Vision" vom Barak empfangen zu haben, so darf uns das bei solcher Prozedur nicht wundern. Als ich fragte, was das zu bedeuten habe, sagte mir mein Nachbar: „Ja, das geschieht, damit der Junge wächst, groß und stark wird; wenn ihn der Barak nicht „schlägt", bleibt er klein und schwach." Nachdem dann die betreffenden Jungen alle buchstäblich mündig und reif „geschlagen" waren, richtete der Dorfälteste Madom noch ein kurzes Mahnwort an sie, indem er es ihnen zur Pflicht machte, nun über den ganzen Hergang zu schweigen, besonders gegen die Weiber; auch hielt er ihnen noch allerlei Sittenregeln vor.*) Die eben mündig gewordenen Jungen wurden darauf in den nahen Wald geführt und dort während der Nacht verborgen. Inzwischen häuften sich auf dem Festplatze die Schüsseln mit gekochten Taros und Bananen, mit herrlich duftendem Schweine- und Dingofleisch. Auf meine Frage, warum denn die Jungen in den Wald abgeführt worden seien, wurde bemerkt: „Die ißt jetzt der Barak; einige Tage später speit sie der Barak wieder aus. (!) Das sagen wir aber „nur so" — die Frauen dürfen es nicht wissen, und Du darfst es ihnen auch nicht sagen!" „Dann", erwiderte ich, „hat aber der Barak einen schrecklichen Hunger, wenn er all die Jungen ißt und hernach auch noch all das, was hier in den Schüsseln liegt!" Darauf folgte seitens der Leute viel Lachen; aber sie merkten doch auch, daß ich in ihre Praktik eingeweiht war. Ich ging bald nach Hause und hörte noch eben, wie einige Frauen ihre „vom Barak verzehrten" Jungen beweinten. — Gern würde ich ihnen das „bessere Teil" verkündigt haben; aber für die Predigt des Evangeliums war es jetzt nicht die rechte Zeit —, die Herzen und Gedanken der Leute waren ganz wo anders. Ich mußte mich darauf beschränken, ihnen zu sagen, daß „Jesusleute" mit solcher Barakfeier nichts zu schaffen hätten.

Einige Tage später kamen die sämtlichen Knaben wieder ins Dorf zurück — natürlich direkt aus dem Schlunde des Barak. Sofort begann nun aber auch die Fortsetzung der Barakfeier. Es folgte jetzt der zweite Akt, der sich im Innern des Gogoi abspielte. In demselben waren 10—12 große Holztrommeln aufgestellt, die von jetzt ab zwei Wochen lang nicht ruhten. Tag und Nacht wurden sie mit großen Keulen von je 2 Mann in verschiedenen Takten geschlagen. Das ist natürlich ein anstrengendes Stück Arbeit, darum steht jedem Trommelschläger ein Ablösungsmann zur Seite, der gleichzeitig mit 20 bis 30 anderen Männern

*) Diese Sittenregeln bestehen in Ermahnungen, freigebig zu sein, nicht zu stehlen, sich gegen Frauen und Mädchen anständig zu betragen u. a. So gut diese Sittenregeln zum Teil sind, so schlecht werden sie natürlich beachtet. —

auf Bambusrohren bläst. Das Blasen auf diesen Rohren erzeugt ein eigentümliches Gesumse — je nach der Größe oder sonstigen Beschaffenheit der Instrumente in verschiedener Tonart. Dazwischen hört man auch wohl die Baßstimme eines hornartigen Instruments, das (es ist aus einem Flaschenkürbis hergestellt) einem heimatlichen Nachtwächterhorn sehr ähnlich ist. Ab und zu werden Pausen gemacht, während dessen ein einzelner mit verstellter Stimme durch sein Bambusrohr redet. Der Betreffende giebt sich als Barak aus, spricht durch sein Rohr irgend etwas Sonderbares, wie es der Augenblick eingiebt, und die Männer im Gogoi und außerhalb desselben antworten darauf, so gut es geht; kurz, es wird ein Zwiegespräch zwischen dem „Geiste“ Barak und den Männern nachgeahmt. Die ganze Sache ist auf die Täuschung und Einschüchterung des weiblichen Geschlechts berechnet. Da die Feier jetzt im Hause stattfindet, dürfen die Frauen im Dorfe bei ihren Häusern weilen; sie sind da auch jetzt ganz unentbehrlich, müssen sie doch in eigens errichteten Kochhütten ungezählte Mengen von Taro und Bananen, von Dingo- und Schweinefleisch kochen. Das verschwindet alles im Gogoi, wo der Barak, wie man den Frauen sagt, seine Riesenmahlzeit hält.

Auch zu diesem Teil der Feierlichkeit erhielt ich Zutritt. Ein älterer Mann führte mich selbst in die Hütte, in der 40 bis 50 Männer aus den verschiedensten Dörfern beisammen waren. Auf einem langen Podium war die stattliche Anzahl Fleisch- und Gemüseschüsseln aufgestellt, und jeder aß daraus, wieviel er wollte, mit und ohne Bedürfnis, oft nur aus Langeweile. Auch ich wurde zum Essen genötigt. Um nicht abzustoßen (denn der Papua ist in dieser Beziehung sehr empfindlich), aß ich denn etwas aus der vor mir stehenden, noch unberührten vollen Schüssel. Alle waren sichtlich befriedigt, und jeder erkundigte sich bei dem neben mir sitzenden Mann, was und wieviel ich gegessen habe. Meine Leistung fand ihren Beifall, und einer erzählte dem anderen weiter, ich hätte nicht nur Taro, ich hätte auch ein Stück Banane und sogar Schweinefleisch gegessen, was der Versammlung zur lebhaften Freude gereichte. Als ich die Speisen gekostet hatte, bemerkte der neben mir sitzende alte Mussas: „Kunze, nun wische aber den Mund ab, damit die Frauen Dir es nicht absehen, daß Du hier im Gogoi gegessen hast — wir machen es ebenfalls so. Wir sagen nämlich den Weibern, der Barak esse alles, was sie kochten — sie wissen es nicht, Du aber weißt es, darum sage nichts zu ihnen. Deiner Frau sage auch nichts!“ Wegen der letzteren Bemerkung entgegnete ich dem Alten: „Höre, Mussas, meine Frau weiß es schon, was ihr hier treibt, — sie würde es auch wissen, wenn ihr niemand etwas davon sagte. Jesusleute wissen sehr schnell, ob etwas gut oder böse ist.“ Das schien meinen Nachbar nicht weiter

zu beunruhigen; aber ehe ich wieder aus der Hütte verschwand, rief er mir doch noch ein „Halte den Mund!“ nach.

An jedem Tage, so lange die Barakfeier währte, langten aus nah und fern große Trupps von Männern und Jünglingen an, teils zu Fuß, teils auf ihren Kanoes, so daß im Gogoi beständig 40 bis 50 Leute, zuweilen auch darüber, beisammen waren. Alle Jünglinge, welche kamen, beteiligten sich am Trommeln und Blasen und lösten sich gegenseitig ab, so daß der Spektakel weder bei Tag noch bei Nacht unterbrochen wurde. Dieser Lärm und dazu das Quieken und Schreien der Schweine, welche im Dorfe für den Festschmaus geschlachtet wurden, das Heulen sämtlicher Dorfhunde, wenn wieder einer von ihnen zum Besten des Barak sein Leben lassen mußte — das alles war eine Musik, die selbst einen Menschen, dessen Nerven Drahtseile sind, nicht kaltblütig lassen. Allein unsere Papua hatten scheinbar keine Nerven, und so mußten auch wir uns während der drei Wochen dauernden Barakfeier einbilden, keine zu haben.

Man sieht, solche Barakfeier ist eigentlich nichts anderes, als ein rechter heidnischer Mummenschanz.*) Allein, man würde sich sehr täuschen, wollte man die Bedeutung des gesamten Baraktreibens, welchem die männlichen Papua huldigen, geringschätzen. Je länger je mehr finden wir Missionare, daß gerade diese Barakwirtschaft — denn einen Kultus kann man solches Treiben nicht nennen — eines der stärksten Bollwerke des papuanischen Heidentums ist. Man wird auch begreifen: warum. Um die Barakfeier ist ein dichtes Lügennetz gesponnen, in das täglich neue Lügenfäden eingewoben werden. Gelangt das Evangelium hier auf unserem Neu-Guinea-Missionsgebiet zum Einfluß, so muß es den Leuten und namentlich dem männlichen Geschlecht sehr schwer werden, das Lügengewebe, woran Generationen gesponnen, plötzlich selbst zerschneiden zu sollen. Dazu kommt, daß — wie mir von Papua gesagt wurde — jedes Dorf ausgerottet wird, sobald es das Barakgeheimnis preisgiebt.

Da der zahlreiche Festbesuch mit durchgefüttert und zum Abschied sogar noch mit schweren Lasten gekochten Taros und Fleisches ausgerüstet wird, bleibt natürlich von den vorhandenen Lebensmitteln nicht viel übrig. Nach dem Jubel kommt der Hunger,

---

*) Abgesehen von den Festmahlzeiten ist es dem Papua wohl auch darum zu thun, einmal recht viele Leute in seinem Dorfe zu sehen. Auch ist gewöhnlich mit dem Barakfeste ein Schweinemarkt verbunden. Die Schweine werden gefesselt vor der Festhütte niedergelegt, worauf der angesehenste Dorfälteste auf jedes derselben mit seinem Steinbeil zeigt und den Käufer aufruft. Mit großem Hallo, oft unter Getrommel, erhebt sich dann dieser mit all den übrigen Leuten seines Dorfes und legt neben dem betreffenden Schwein den Kaufpreis nieder.

und ziemlich lange müssen sich die Leute an Brotfrüchten und an anderen wildwachsenden Früchten genügen lassen. Natürlich leiden jetzt die Frauen, deren Männer alles verpraßt haben, mit darunter.

Einfacher, als bei den großen Barakfeiern, geht es bei den jeweiligen geheimen Barakmahlzeiten zu. An einem Sylvesterabend ging ich mit meinem Gefährten, Missionar Dassel, ins Nachbardorf. Zu unserer Ueberraschung trafen wir die Männer nicht an. Auf unsere Erkundigung erklärte uns ein junger Mann, sie seien an einem geheimen Platze mit dem Barak beschäftigt. Er meinte, wir könnten zu ihnen gehen; nur müßten wir die Frauen nichts merken lassen. Nun, das war leicht gemacht; allem Anschein nach hatte man die Frauen schon in ihre Hütten gescheucht, und eben jener junge Mann hatte die Aufgabe, achtzugeben, daß sich kein weibliches Wesen im Freien blicken ließe. Wir trafen an dem geheimen Platze die Männer und Jünglinge des Dorfes in Gruppen von je drei oder vier um ein Feuerchen hockend, das die Dunkelheit des Abends erhellte. In der Nähe standen Holzschüsseln mit Schweinefleisch, Fischen, gekochtem Taro und „Pudding."*) Alle beobachteten das größte Schweigen und mahnten auch uns: „Haltet den Mund — schweigt!" Dann luden sie uns ein, an der Mahlzeit teilzunehmen. Es blieb uns nichts übrig, als ein wenig zu kosten. Dabei entging uns nicht, wie die Männer und Jünglinge sehr darauf bedacht waren, Speisereste, wie Knochen, Gräten und Schalen, direkt ins Feuer zu werfen; auch ging jeder, als er gegessen hatte, hin an das nahe Seewasser und wusch sich den Mund. Uns wurde bedeutet, dasselbe zu thun. „Damit es die Frauen nicht riechen", bemerkte man. Nach einer Weile befestigten zwei junge Leute an einer Stange einen großen, geflochtenen Korb, worauf derselbe auf zwei oben gabeligen Stöcken, die in die Erde gebohrt waren, aufgehängt wurde. In dem Korb befanden sich die übrig gebliebenen Speisen; sie sollten darin bis zum nächsten Tag verwahrt bleiben. Zugleich aber sollte das Ganze bei den Frauen den Schein erwecken, als ob wirklich der „Barak" hier gespeist und von der Mahlzeit etwas übrig gelassen habe. Während die jungen Leute den Korb aufhingen, fragte mich der angesehenste der versammelten Männer leise: „Nicht wahr, Kunze, wir verstehen es?" Mir war diese Frage sehr willkommen, bot sie mir doch Veranlassung, diesen Gesellen, welche die Frauen so schändlich betrogen, ein ernstes Wörtlein zu sagen. „Jawohl," sagte ich, „ihr versteht es zu lügen; was ihr thut, ist nichts Gutes, sondern etwas sehr Schlechtes." Das hörte einer der andern Männer, der an List und Bosheit alle übertraf und mir gar nicht hold war. Er sagte: „Das ist die

*) Besteht aus gestampftem Taro und zerstoßenen Nüssen.

Art, wie wir (Papua) es machen; — ihr tiwud (weißen Leute) macht es anders." „Ja, Du hast Recht," antwortete ich, „wir machen es anders. Wir haben Jesus, der ist Wahrheit; — ihr habt den Barak, der ist Lüge." — „Ich habe Jesus noch nie gesehen," entgegnete jener verächtlich, „ich werde ihn auch nicht sehen, obschon Du mir gesagt hast, ich würde ihn einmal zu sehen bekommen." Ich erwiderte: „Du sagst, Du würdest Jesus nicht sehen; ich sage Dir, Du wirst ihn sehen, — Du wirst ihn sehen, wenn Du gestorben bist. Und wenn Du auch jetzt Jesum nicht siehst, so sieht doch er Dich; er hört, was Du redest und was ich rede. Auch weißt Du selbst, daß Jesus Wahrheit ist, der Barak aber Lüge; das sagt Dir eine Stimme in Deinem Innern." Darauf antwortete er: „Ist der Barak Lüge, so ist er dennoch etwas Gutes; wir (Papua) halten es alle so. Schon unsere Vorfahren haben es so gehalten." — „Die Lüge," erwiderte ich, „ist nimmer etwas Gutes, und wenn Du sagst: Die Lüge ist gut, so bist Du in Deinem Innern sehr schlecht."

Das Zwiegespräch, das immer lebhafter ward, nahm bald auch die Aufmerksamkeit der Uebrigen in Anspruch; nicht lange, so waren ich und der Papua von einem Kreis von Männern und Jünglingen umgeben. Mit größter Spannung lauschten sie, namentlich die Jüngeren, unserem Redekampf, und es blieb mir nicht verborgen, wie dem einen und anderen vor Freude die Augen leuchteten, als ich meinen Gegner ziemlich hart ans Gewissen griff. Sie waren längst von der Nichtigkeit ihrer Barakfeier überzeugt und hörten gerne ein Jesuswort; wenn es ihnen auch noch ferne lag, sich der Wahrheit hinzugeben. Ihre geheime Zustimmung brachte aber jenen Papua in noch größere Erregung. „Jawohl," sagte er schroff, „mein Inneres ist schlecht und ich will auch schlecht bleiben, ich halte es mit der Lüge. Was kommst Du hierher und störst uns; was redest Du von Jesus? — Wir sind Barakleute. Darum schweig!" „Ich habe nur geredet," antwortete ich, „weil ihr mich gefragt habt, da mußte ich doch sagen, was wahr ist. Ich kann nicht sagen: Das Böse ist gut und die Lüge ist Wahrheit. Ich wäre sonst kein „Jesusfreund" und auch nicht euer Freund. Würde, was ihr redet, wahr sein, so würde ich schweigen; dann dürften es aber auch eure Frauen wissen. Nur wer die Lüge redet, sagt: halte den Mund! schweig! Die „Jesussprache," das Evangelium, ist Wahrheit; diese dürfen alle Leute hören, auch die Frauen." Darauf erwiderte er: „Kunze, Du hast eine starke Sprache; aber meine Sprache ist auch stark!" „Ich habe keine starke Sprache," entgegnete ich, „stark ist nur die Sprache der Wahrheit. Du redest die Sprache der Lüge, die ist schwach. Das „Jesuswort" allein ist stark, und das ist in Dein Inneres gekommen; aber Du willst es nicht wissen, darum hast Du einen so großen Mund."

„Schweig;“ rief er da in größter Erregtheit, „ich ersteche Dich sonst!“ Schon wollte er fortlaufen, um seinen Speer zu holen, da faßte ich ihn freundlich unter dem Arm und sagte: „Komm, ich will mit Dir gehen und den Speer holen; dann kannst Du mich erstechen.“ „Was faßt Du mich am Arm!?“ sprach er, als ob er meine Worte nicht gehört. „Den Speer,“ wiederholte ich, „will ich mit Dir holen!“ Das machte den Mann etwas verdutzt, er sagte: „Bleib Du!“ und bald setzte er sich grollend und schweigsam vor mir auf die Erde. Damit nun der Groll bei ihm nicht zu tiefe Wurzeln fasse, bat ich ihn um eine Betelnuß.*) Er gab sie mir und sagte nach einer Weile ruhiger: „Was haben wir davon, wenn durch Dich die Frauen vom Barak erfahren? Da kommen dann die Leute aus den Bergen, schlagen uns tot und brennen alles nieder. Du bist dann sicher in Deinem Hause; Dich töten die Bergleute nicht, wohl aber uns.“ Ich antwortete: „Gebt Ihr das Böse, die Lüge und den Barak auf, so ist Jesus Euer Freund; dann werdet Ihr die Bergleute nicht mehr fürchten, weil Ihr wißt: Jesus ist unser Freund, und Jesus ist stark (mächtig).“ **)

Tänze der Papua. — Was ‚Tabu‘ und ‚Kawa‘ ist. — Allerlei Greuel. — Ein Bild des Jammers. — Die Sprache der Liebe. — Wie die Papua ihre Toten bestatten. — Aberglaube und Furcht des Todes.

Große Freude haben die Papua am Tanzen. Meist werden die Tänze veranstaltet, wenn ein bestimmtes Sternbild am Himmel sichtbar wird. Dann versammelt man sich an sternenklaren Abenden auf dem größten Platze des Dorfes. Die ganze Nacht hindurch wird getrommelt, gesungen und getanzt; aber es sind keine Tänze, wie wir sie kennen. In der Hauptsache werden sie nur von Männern ausgeführt und bestehen gewöhnlich in nichts anderem, als in der Nachahmung von allerlei Vorkommnissen des täglichen Lebens. Der Hauptwert wird dabei auf zierliche Körperbewegungen — auf elastische Verbeugungen des Oberkörpers und anmutige Bewegungen des Kopfes und der Füße gelegt. Jeder Tänzer ist geschmückt; die Haare sind tadellos „frisiert“ und mit bunten Gräsern und Federn verziert. Die hervorragenderen Tänzer haben sogar einen ganzen Vogelbalg am Hinterkopf. Dazu ist das Ge-

*) Betelnüsse werden als Freundschafts- und Friedenszeichen ausgetauscht.

**) Bei dieser Unterredung muß der Leser berücksichtigen, daß es in der Papuasprache vorerst noch sehr schwer ist, über christliche Dinge zu reden, da für eine deutlichere Ausdrucksweise uns Missionaren noch viele Wörter fehlen.

sicht mit allerlei Figuren bemalt. Jeder Tänzer trägt eine mit schönem Schnitzwerk verzierte Handtrommel*), die beim Tanzen mit der flachen Hand geschlagen wird. Oft tanzt man reihenweise, oft auch im Reigen, unter Anführung eines Vortänzers. Bald ist es ein würdevolles Auf- und Abschreiten, bald ein Hüpfen und Springen in geduckter Körperstellung. Bei Reigentänzen beteiligen sich zuweilen auch die Frauen und Mädchen. Sie schließen um die tanzenden Männer einen Kreis, fassen sich gegenseitig an der Hand und trippeln, die leichten Grasschürzen schwingend, anmutig mit den Füßen. Da jedes Dorf seine besonderen Tänze hat, so ladet man sich gerne zu Tanzbesuchen ein, wobei dann der Besuch den Gastfreunden seine Tanzweisen vorführt. Je weiter her die Tänzer sind, desto mehr fühlt man sich geehrt, desto größer ist die Freude. Mit größter Aufmerksamkeit werden die Bewegungen der Tänzer verfolgt und beurteilt. — Soweit bis jetzt beobachtet worden ist, gleichen die Tänze der Papua harmlosen Volksspielen, denen man mit Vergnügen zusieht. Staunen muß man, wie die Tänzer ihren Körper in der Gewalt haben und mit welch meisterhafter Vollendung sie jede ihrer Bewegungen zur Ausführung bringen.

Wie auf allen Südsee-Inseln, so findet sich auch auf Neu-Guinea der Gebrauch des „Tabu" und der „Kawa". Fruchtbäume, wie Kokospalmen u. a., auch Felder werden für „tabu" erklärt, und niemand darf, wenn dies geschehen ist, von ihren Erträgen Gebrauch machen. Auch über Hütten, heilige Orte, Geräte und dergleichen spricht man das „tabu" aus, wenn sie der Benützung entzogen werden sollen. Ebenso werden Personen unter „tabu" gestellt, wenn niemand sie berühren oder mit ihnen verkehren soll. Namentlich ist für das weibliche Geschlecht vieles „tabu". Keine Frau, kein Mädchen darf das als „tabu" Bezeichnete sehen, gebrauchen oder genießen. (vgl. Barak.) Vor allem wird für „tabu" erklärt, was mit heidnisch religiösen Handlungen, mit Zauberei u. a. in Verbindung steht. Wie es scheint, kann jemand auch seinen Besitz für „tabu" erklären, z. B. seinen Fischplatz, wenn er verhüten will, daß andere außer ihm hier fischen. Wer das „Tabu" verletzt, kann hart bestraft werden.

Eine andere Eigentümlichkeit der Bewohner Neu-Guineas und der übrigen Südsee-Inseln ist das Kawatrinken. „Kawa," auf der Dampier-Insel aju genannt, wird von jungen Männern in sehr widerlicher Weise durch Auskauen einer pfefferig schmeckenden Wurzel (piper methysticum) hergestellt. Ist die Flüssigkeit mittelst eines Grasbüschels, das man über eine Kokosnußschale breitet, filtriert, so nehmen die im Kreise sitzenden Männer jeder einen Schluck und

*) Diese Trommeln haben die Form von Röhren und sind an einem Ende mit Leguanhaut (Rieseneidechse) überspannt.

rufen dabei, meist in wenigen, kraftvoll und leidenschaftlich gesprochenen Worten, nicht selten auch in einer Art Rätselsprache, einen Wunsch aus. Die Kawa wirkt ziemlich berauschend, wird aber glücklicherweise so selten und in so geringen Quantitäten genossen, daß Trunkenbolde*) kaum gesehen werden. Gewöhnlich wird dieser Trank nur bei Verehrung der Geister oder nach Todesfällen genossen; zuweilen wohl auch vor Ausführung von Mord- und Racheplänen, um sich in eine Art Raserei zu versetzen.

Auffallend ist es, daß die Papuafamilien fast durchgängig nur zwei oder drei Kinder haben. Von Zwillingskindern wird in der Regel eines getötet; aber auch andere neugeborene Kindlein werden von den Eltern umgebracht. Man schlägt die kleinen Geschöpfe auf den Kopf und wirft sie ins Meer oder erdrosselt sie; ja hier und da soll man sie sogar lebendig begraben. Nur, wenn sich ein kinderloses Ehepaar findet, welches das Kindlein zu erwerben wünscht, wird es am Leben erhalten. Vornehmlich trifft Knaben das traurige Los der Ermordung, während man Mädchen zu schonen pflegt.**)

Auch Menschenfresserei ist unter den Papua heimisch. Zwar scheinen nicht alle Menschenfresser zu sein; doch giebt es innerhalb jedes Bezirkes auf Neu-Guinea Stämme, die in dem Geruche dieses Greuels stehen. Innerhalb des Arbeitsfeldes der Rheinischen Mission sind es vor allem die Leute von Essempi (bei Kap Juno) und von Pultaga (einer Landschaft bei Kap Dove). Wie gleichgiltig endlich der Papua gegen das Elend seiner Nebenmenschen ist, mögen folgende Beispiele zeigen.

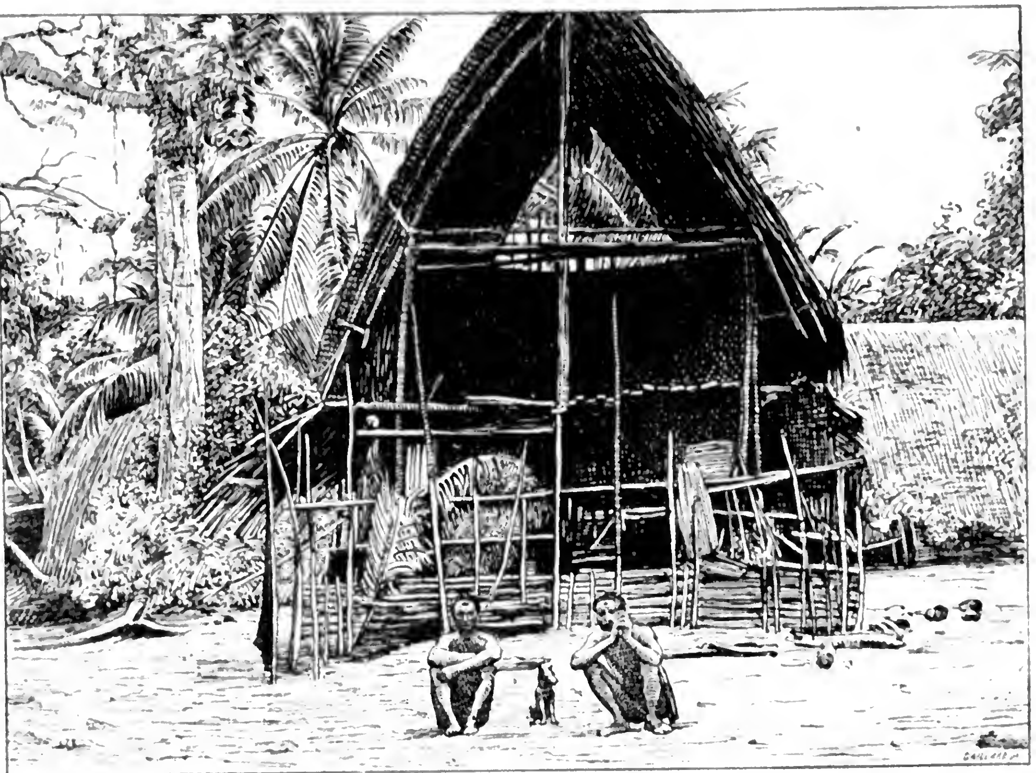
Einmal ging ich in Begleitung eines Papuaknaben durch den Urwald. Auf schmalem Wege schritten wir dahin, kein Mensch begegnete uns. Nach einigem Wandern lichtete sich der Wald, und wir traten auf einen kleinen freien Platz, der dicht von Bäumen umgeben war. Dort stand einsam eine Hütte. Sie sah sehr verwahrlost aus; im Dach und in den Giebelwänden befanden sich Löcher; ich konnte mir nicht denken, daß darin jemand sein Dasein

*) Sonstige berauschende Getränke kennt der Papua nicht; gottlob hat er gegen solche vorerst noch einen großen Abscheu.

**) Dieser Vorzug, den die Mädchen genießen, hat seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß die Kinder als zu dem Dorfe und Stamme gehörig betrachtet werden, in welchem die Mutter ihr Heimatrecht hat; denn dadurch erlangt das weibliche Geschlecht die Bedeutung, welche zur Folge hat, daß auf Erhaltung der Knaben weit weniger Wert gelegt wird, als auf Erhaltung der Mädchen. Wie groß der Einfluß der Frauen trotz ihrer niedrigen Stellung ist, erhellt daraus, daß nicht der Vater mit seinem Anhang, sondern die Mutter mit ihrer Verwandtschaft bei der Verlobung bezw. Verheiratung der Kinder maßgebend ist. Auch ist es bezeichnend, daß die Onkel mütterlicherseits mehr Einfluß und Autorität über die Kinder haben als der Vater.

fristete und wollte eben mit meinem Papuaknaben vorübergehen, als ein Geräusch aus der Hütte an meine Ohren drang. Das bewog mich, hineinzuschauen. Aber — welch ein Anblick, der sich meinen Augen bot! Auf hartem, holperigen Boden lag die Gestalt einer älteren Frau, mit unzähligen eiterigen Wunden bedeckt. Ihre Hände, ihre Füße waren abgefault, so daß sie völlig hülflos war. So lag sie da in Kot und Schmutz als ein Bild des äußersten Jammers und Elendes. Bewegt fragte ich den mich begleitenden Knaben, ob denn niemand sich dieses armen Weibes annehme? Er sagte: „Die Frau gehört zu dem Dorfe, das wir vorhin besucht haben; je und dann kommt ein kleines Kind hierher und bringt in Feuer geröstete Taro- und Yamsknollen. Mit diesen klettert es aufs Dach der Hütte, läßt sie oben durch die Löcher fallen, welche Du im Dache siehst, und die Frau fängt die Früchte auf, um sich davon zu nähren.“ Daß die ihrer Hände und Füße beraubte Frau nicht viel auffangen konnte, wird jeder begreifen; so war sie nicht nur in ihrem entsetzlichen Leiden ohne jede Wartung und Pflege, sondern auch noch einem langsamen Hungertode preisgegeben. Auf die Missionsstation zurückgekehrt, erzählte ich dort in bewegten Worten, was ich Trauriges gesehen hatte. Da beginnt mein Begleiter, der kleine Papuabursche, sonst ein sehr lieber Knabe, laut zu lachen, und als ich ihn nach dem Grund seines Lachens frage, sagt er: „Ach, darüber lache ich, daß Du die alte Frau so bedauerst.“

Etliche Wochen nach meiner Niederlassung auf Dampier geriet eines Nachts eine Papuahütte in Brand. Schon schlug das Feuer aus dem Dache, als noch ein junger Mann in die Hütte sprang, um einige „Schätze“, seine Holzschüsseln, Bogen und Pfeile, aus dem Brande zu retten. In demselben Augenblick fiel eine, wohl vom Feuer angebrannte Kokospalme um und schlug auf die Hütte, so daß sie krachend zusammenstürzte. Man zog den jungen Mann furchtbar verbrannt unter den Trümmern hervor und brachte ihn in die väterliche Hütte. Hier besuchte ich ihn. Er lag auf hartem Fußboden, nur eine Matte unter sich. Als einzige Bequemlichkeit war über ihm eine Schlinge angebracht, mittelst derer er sich aufrichten und seinen verbrannten Körper in eine andere Lage bringen konnte. Um ihn herum saßen die sämtlichen Bewohner des Dorfes, wimmernd und klagend, aber ohne etwas zur Linderung seiner Qual zu thun. Sie hatten nur eine Rede: „Er ist vom „Nawir“ gebunden; der Nawir hat die Kokospalme bezaubert, und so ist er zum Unglück gekommen; er muß sterben“. Ich mahnte die Leute, Kokosöl zu bereiten, um damit den verbrannten Körper des Mannes zu betupfen. Aber niemand rührte die Hand. Da lief ich selber hin, nahm aus einer Kiste ein wenig Oel und strich es auf seine Wunden. Schon am nächsten Tag starb der Mann, aber nie werde ich vergessen, mit welch einem warmen Blick er mich



Mehrstöckige im Bau begriffene Papuahütte.

ansah und wie dankbar er mich am Arm faßte. Ich konnte nur einzelne Worte mit ihm wechseln, weil ich noch so wenig von der Sprache kannte; aber ich merkte, die Sprache der Liebe — diese „Weltsprache“ hatte er verstanden.

Oh, wie kalt und finster ist das Heidentum, weil es keine wahre Liebe kennt! Wer aber unter den Christen denkt dem nach und dankt Gott, daß die warme Luft der Liebe sein und seines Volkes Herz umweht? Schafft die Predigt vom Kreuze ab, reißt das Evangelium aus Herz und Haus, entzieht euch dem Lebenshauch, der von Jesu ausgeht, und bald wird in unsere christlichen Lande eine Kälte einziehen, die der Kälte und Lieblosigkeit papuanischen Heidentums um nichts nachsteht!

Ein Volk, so ferne vom Licht und Leben des Evangeliums, wie die Papua, ist auch ein Volk ohne Hoffnung — ohne Hoffnung besonders im Hinblick auf den Tod. Man sehe nur die Trost- und Hoffnungslosigkeit, wie sie sich bei den Papua kundgiebt, wenn sie vor den Leichen und Gräbern der Ihrigen stehen!

Ist jemand gestorben, so werden ihm die Beine an den Oberkörper geschnürt, so daß sich die Leiche in hockender Stellung befindet. Sodann wird sie auf einer kleinen Leiter, die man aus einigen Hölzern schnell zusammenbindet, aufgebahrt und in Bast oder Mattengeflechte eingewickelt. Ist der Verstorbene ein angesehener Mann, so legt man ihm noch einmal allen seinen Schmuck an und verziert sein Gesicht mit roten Malereien. Durch Trommeln wird nun der Todesfall den anderen Dörfern verkündigt, und aus nah und fern stellen sich Verwandte, Freunde und Bekannte ein. Einer nach dem anderen werfen*) sie sich jammernd und klagend über den Leichnam und setzen sich darauf um den Toten her. Auch sitzen in der Nähe des Leichnams beständig die Frauen des Dorfes; sie weinen und schluchzen vom Morgen bis zum Abend, und Ströme von Thränen rinnen über ihre Wangen, so daß man kaum begreift, woher sie die Menge der Thränen nehmen. Dabei suchen etliche mit Blätterbüscheln die Fliegen von dem Leichnam zu scheuchen, während andere ein qualmendes Feuer unterhalten, wohl um durch dessen Rauch die baldige Verwesung des Leichnams etwas aufzuhalten. — An manchen Orten giebt sich der Schmerz auch dadurch kund, daß sich die Leute aus ihren hochgebauten Hütten auf die Erde stürzen, darnach auf Händen und Füßen zu dem Grabe kriechen und sich mit kläglichem Gestöhn und Gejammer solange in demselben herumwälzen, bis der Leichnam gebracht und beerdigt wird. Ist eine Frau durch den Tod ihres Mannes in besondere Trauer versetzt, so kommt es vor, daß sie

*) Daß dies bei ansteckenden Krankheiten sehr zu deren Verbreitung beiträgt, wird dabei nicht bedacht.

sich platt auf die Erde wirft und sich die Leichenbahre ihres Mannes auf den Rücken stellen läßt. Auch werden aus Schmerz über den verstorbenen Angehörigen Kokospalmen umgehauen oder die Lieblingsschweine getötet, ebenso unter Klagen und Jammern die Sachen des Verstorbenen: Töpfe, Bogen, Tragbeutel u. a. zerschlagen, zerbrochen und zerrissen. Bei dem Tode eines hochangesehenen Mannes wird da und dort nach Aussage der Papua auch die Witwe erdrosselt, damit sie ihren Gatten ins Jenseits begleite.

Gewöhnlich werden die Verstorbenen in wenig tiefen Gräbern unter ihren ehemaligen Hütten beerdigt. Der Papua hat nämlich die eigentümliche Vorstellung, die Seele eines Toten suche immer wieder den früheren Wohnort auf und irre ruhelos umher, wenn die Leiche nicht in der Nähe desselben bestattet werde. Damit dem Verstorbenen im Jenseits nichts fehle, werden ihm allerlei Dinge mit ins Grab gegeben: ein Topf, eine Holzschüssel, eine Trinkschale, auch Taro- oder Yamsknollen. Den Schatten dieser Dinge, meinen die Papua, nehme die Seele mit.

Ist der oder die Verstorbene eine besonders angesehene Person, so wird der Leichnam in wasser- und luftdichte Matten gepackt, in die ein trichterförmig erweitertes Bambusrohr eingeschnürt ist. In dieser Verpackung stellt man den Leichnam in der Hütte auf einem erhöhten Gestell auf, bis er ausgetrocknet und das Leichenwasser mittelst des Bambusrohres in ein Loch abgeleitet ist. Zuweilen reiben sich die Leute sogar mit demselben ein, in der Meinung, daß dies ein kräftiger Zauber sei, der sie vor allerlei Uebeln bewahren könne. Ist der Leichnam gründlich ausgetrocknet, so schält man das Fleisch ab, salbt das Knochengerüst mit roter Farbe ein und bestattet es. Ist eine gewisse Frist verflossen, so nimmt man wohl einzelne Knochen wieder aus der Erde; die nächsten Verwandten tragen sie dann eine bestimmte Zeit mit sich herum, bis sie wieder ins Grab zurückgelegt werden. Zuweilen behält man auch einzelne der Knochen (z. B. die Kinnlade, welche bei Zauberei sehr kräftig wirken soll) und betrachtet sie als Schutzmittel gegen Seuche und Gefahr. Aus längeren Knochen macht man sogar Spatel für Betelkalkbüchsen.

Eine bestimmte Zeit nach dem Todesfall färbt sich der zurückgebliebene Ehegatte oder die Ehegattin vollständig schwarz, so daß das Gesicht wie ein eben geschwärzter Ofen glänzt. Auch pflegt man dann einen großen Totenschmaus abzuhalten und Kawa zu trinken. Zugleich legen die nächsten Angehörigen des Verstorbenen schwarze, aus Bindfaden verfertigte Totenbänder um den Hals. In diese sind einige Haare des Verstorbenen geflochten, die einen schützenden Zauber ausüben sollen. Oft tragen Papua mehrere

solcher Totenbänder, und man ersieht an ihrer Zahl, wie viele Angehörige jemand betrauert.

Aberglaube und die Furcht vorm Tode sind die beständigen Begleiter des Papua. Weil er den lebendigen Gott nicht kennt, so sucht er nach allerhand Mitteln und Mittelchen, die ihm über die Todesfurcht hinweghelfen sollen. Erkennt man aber nicht daraus, wie selbst in der größten Erstorbenheit des Heidentums noch ein verborgenes Ringen sich kundgiebt, um aus der Nacht zum Licht, aus dem Tode ins Leben, aus dem Kerker in die Freiheit zu dringen? Klingt nicht alles dies wie ein Angstschrei aus der Brust des Papua: „ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ (Römer 7, 24).

Wahrlich, wer aus dem Tode zum Leben gedrungen ist, den wird es drängen, solchen von Todesfurcht geknechteten Heiden den zu verkündigen, der dem Tode die Macht genommen hat und spricht: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“

Mit welcher Mühe aus der Papuasprache eine Posaune des Evangeliums wird.

Ja, es ist Freude, große Freude, in solche heidnische Finsternis den Lichtglanz des Evangeliums tragen zu dürfen. Aber dazu ist vor allem eine genauere Kenntnis der Sprache nötig. Diese zu erlangen, ist keine einfache Sache; am wenigsten auf Neu-Guinea, wo nicht allein dem Missionar jegliche Lehrbücher fehlen, sondern auch fast jeder Papuastamm seine besondere Sprache hat. So herrscht z. B. zwischen der Bogadjim- und Siarsprache ein Unterschied*) wie etwa zwischen Deutsch und Italienisch und wiederum zwischen der Siar- und Dampiersprache ein Unterschied, wie zwischen dem Deutschen und Englischen. Die Folge ist, daß die Missionare fast bei Gründung jeder neuen Station wieder mit den Sprachstudien von vorne beginnen müssen.

Eine Hauptschwierigkeit ist das völlig Fremde und Ungewohnte einer solchen Sprache. Hörten wir die Leute zum ersten Mal reden, so war es nicht anders, als ob ein Gießbach an unsrem Ohr vorüberrauschte, und geraume Zeit verging, ehe wir imstande waren, einzelne Wörter aufzufassen und in unser Notizbuch einzutragen. Allein, auch damit war noch wenig gewonnen. Denn was bedeuteten die einzelnen erfaßten Wörter? Wie viel Sinnen und Grübeln kostete es manchmal, bis wir in etwa ihren Sinn er-

*) Dieser Unterschied gilt hinsichtlich des Wortschatzes. Die Grammatik (der Bau der Sprachen) ist, soweit die an der Küste gesprochenen Sprachen in Betracht kommen, ziemlich dieselbe.

rieten! Es schien uns manchmal, als müsse es leichter sein, an einer tausend Meter hohen Mauer hinanzuklimmen, als eine Papuasprache auszutüsteln. Wie froh und dankbar waren wir aber andererseits, wenn wir bald einige, bald mehrere Wörter nicht nur gehört, sondern auch in ihrer Bedeutung verstanden hatten! Jedes dieser Wörter war uns ebenso kostbar, wie ein Edelstein. Jedes derselben war ein Stück Metall zur Herstellung der Posaune, mit welcher wir das Evangelium ins Land ertönen lassen wollten.

Einen vorzüglichen Bundesgenossen bei Erlernung der Sprache hatten wir in der Neugierde der Papua.

Da sehen einige von ihnen eine unserer Kisten. Neugierig betrachten sie dieselbe; haben sie doch noch nie in ihrem Leben eine Kiste gesehen. Von allen Seiten wird sie beschaut. Dann sieht einer den andern fragend an. Ich merke es: ihre Neugierde ist aufs höchste gestiegen; im nächsten Augenblick muß sie explodieren. Gespannt horche ich hin. Jetzt macht sie sich Luft. Aus dem Munde eines Papua fällt der Satz: „Atau mell ägin?“ Schnell schreibe ich ihn in mein Notizbuch. „Was aber,“ sinne ich, „soll er sagen? — Sollte es wohl heißen: was für Sache solche?“ Ich schreibe diese Bedeutung daneben; setze aber, weil ich nicht gewiß bin, ein großes Fragezeichen dahinter. „Probieren geht über Studieren,“ denke ich nun, „ich will den gehörten Satz selbst einmal anwenden.“ Vor mir steht ein Papua; er hat einen Schmuck auf seiner Brust hangen; es sind zwei zusammengebundene Schweinezähne. Ich deute mit dem Finger darauf und sage: „Atau mell ägin?“ „Pramad!“ giebt er ohne viel Besinnen zurück. Ich sehe, der Mann hat meine Frage verstanden; die aufgeschriebene Bedeutung muß stimmen, und „so wird ja wohl,“ sinne ich weiter, „atau — was, mell — Sache, Ding, ägin — so, solches bedeuten.“ Zugleich habe ich wieder ein neues Wort erfaßt: „pramad“ schreibe ich in mein Notizbuch. Um die Bedeutung dieses Wortes bin ich nicht verlegen. Was kann es anders heißen, als „Zahn?“ — Doch wehe mir, wenn ich mit Hilfe dieses Wortes das Wort „Menschenzahn“ bilden wollte, etwa „tamol pramad“. Die Papua würden mich fürchterlich auslachen; denn es hieße: „ein Mensch mit einem Schweinezahn (Eberhauer).“ Welchen Unsinn würde es geben, wenn man bei Uebersetzung der Bibelstelle (Matth. 8, 12), wo von Heulen und Zähneklappen die Rede ist, das Wort pramad (Schweinezahn) anwenden würde!

Statt atau mell? (was ist das?) hörte ich die Leute manchmal „atau awang?“ fragen. Beides, awang und mell, muß „Ding, Sache“ bedeuten, soviel war mir klar; aber in welchem Falle wendet man das eine und in welchem Falle das andere an? Endlich nach langem Sinnen und Beobachten merkte ich, daß der Papua Dinge, wie Messer, Zeuge, Holzspähne, mell nennt, dagegen die Sonne,

die Sterne, die Morgenröte, auch Bäume und Steine mit awang bezeichnet. Mell ist also alles, was mit der Hand verfertigt ist, awang alles, was die Natur hervorbringt oder geschaffen ist, ebenso alles, was etwas Wunderbares, dem Papua Merkwürdiges an sich hat, als Uhr, Dampfschiff, Bild.

Eines Tages erhielt ich von Deutschland eine Feldschmiede. Als ich sie nach einiger Zeit in Bewegung setzte und der Wind hindurchpfiff, standen gerade einige Papua dabei. Die Sache kam ihnen sehr geheimnisvoll vor, und schließlich fragten sie: „Kunze, kannst Du auch Wind machen?“ Sie dachten wohl, meine Feldschmiede sei eine Art Zaubermaschine, die ich nur in Thätigkeit zu setzen brauchte, um diesen oder jenen Wind zu schaffen. Natürlich belehrte ich die Leute eines besseren; aber nichts destoweniger blieb ihnen die Feldschmiede so unbegreiflich, daß sie dieselbe nicht mell, sondern awang nannten.

Anfangs hielten wir es für einen besondern Vorzug, wenn uns die Leute durak, Freund, nannten. Allein mit der Zeit merkten wir, daß der Papua in seiner Sprache zwischen Freunden sehr genau unterscheidet. Er unterscheidet einen Freund, mit dem er einen Hund gegessen hat, einen Freund, mit dem er ein Schwein gegessen hat; er unterscheidet Handelsfreunde und auch Barakfreunde. Für jede dieser Gattungen hat er besondere Ausdrücke, und wir erfuhren schließlich, daß durak nichts anderes, als „mein Handelsfreund“ bedeutete. Natürlich war nun unsere anfängliche Freude sehr getrübt; merkten wir doch daraus, daß man uns nur um unserer Tauschwaren willen würdigte.

Ganz ähnlich ist es mit dem Worte „Vater“. Da hört man bald das Wort mamm, bald tama und bald wai. Wieder zerbricht man sich den Kopf: wann muß ich wai, wann tama und wann mamm sagen? Endlich hört man, daß ein Kind seinen eigenen Vater wai nennt; redet es hingegen von dem Vater eines anderen Kindes oder seinem Pflegevater, so sagt es tama; ist aber das Kind noch klein, oder will es besonders zärtlich sein, so redet es den Vater mit mamm an.*)

Schwieriger ist es mit der Erlernung von Wörtern, welche Dinge bezeichnen, die man nicht mit Augen schauen und mit Händen betasten kann. Da höre ich von einem Papua das Wort „miai.“ „Was heißt miai?“ sinne ich, „miai — miai?“ Frage ich den Papua, so antwortet

---

*) Ebenso ist es mit dem Wort „Mutter“. Für die Papua und die niedrige Stellung der Frau besonders bezeichnend ist es, daß niei Mutter dasselbe Wort ist wie niei Fuß. Die beiden Wörter werden nur dadurch unterschieden, daß das Wort, wenn es den Körperteil „Fuß“ ausdrücken soll, in Verbindung mit mein, dein, sein u. s. w. sich am Ende um einen oder etliche Buchstaben (das suffigierte Pronomen) verändert, was bei dem Wort, welches die Bedeutung „Mutter“ hat, nicht der Fall ist

er: „miai ist miai“, und ich bin ebenso klug wie zuvor. Doch das Wort steht in meinem Notizbuch, wenn ich auch noch nicht weiß, was es heißt. Ich schlage es alle Tage auf, besehe mir das Wort und denke darüber nach; aber was hilft es mir? Es vergehen mehrere Wochen, und noch immer kann ich den Sinn des Wortes nicht ergründen. Da, eines Tages kommt ein Papuajüngling zu mir und sagt von einem anderen, der mich bestohlen hat: „tamol igampe miai ifuni.“ „Ei,“ denke ich, „da ist ja das Wort miai wieder!“ Ich sinne: „Was hat doch der Papua gesagt: tamol igampe — tamol igampe — miai — miai ifuni?“ Zum Teil verstehe ich den Sinn des Satzes: einen Mann, welcher stiehlt, den schlägt — ja, was schlägt ihn denn nun? „Oh,“ denke ich, „sollte miai „Gewissen“ heißen? Das wäre ja köstlich! Dann hätten wir ein Wort, welches für die Predigt des Evangeliums einen ganz besonderen Wert hat; und hat der Papua ein Wort für Gewissen, so ist dies ein Beweis, daß sich in ihm noch ein Rest des Ebenbildes Gottes findet, und wir dürfen dann die gute Hoffnung haben, daß er über kurz oder lang der Stimme der Wahrheit, des Evangeliums, Gehör schenken wird!“ Mein Herz brennt vor Verlangen, der Bedeutung des Wortes gewiß zu werden. „Hast Du miai gesehen?“ forsche ich. Er antwortet: „Nein, mein Auge sieht das miai nicht.“ „Wo ist denn das miai?“ frage ich weiter, „ist es eine Sache zum Essen, ist es eine Sache im Dorfe?“ „Oh, Kunze,“ sagt der Papua, fast über meine Dummheit lachend, „weißt Du nicht, was miai ist?“ — „Nein, sage Du mir, was es ist! — Wo ist miai?“ Da holt er ungeduldig tief Atem und sagt: „Miai ist im Innern des Menschen.“ Aber wenn ich jetzt auch wußte, daß miai etwas im Innern des Menschen Befindliches bezeichnet, so war ich doch keineswegs gewiß, ob damit wirklich das Gewissen gemeint war. Im Innern des Menschen befindet sich bekanntlich vieles andere außer dem Gewissen. Es blieb also nichts übrig, als den Papua weiter auszufragen. „Sage an,“ sprach ich, „wenn jemand Gestohlenes zurückgiebt, schlägt ihn dann auch das miai?“ „Wenn er die Sache zurückgiebt,“ antwortete er, „dann „zerreißt“ *) das Gewissen, und es ist in Ruhe und Frieden.“ — Nun ist kein Zweifel mehr; das Wort miai, das so lange meine Gedanken beschäftigt und mein Herz bedrückt hat, ist in klares Licht gestellt: es kann nichts anderes, als Gewissen **) heißen. Zugleich aber weiß ich auch, daß der Papua recht wohl zwischen einem guten und bösen Gewissen zu unterscheiden vermag.

*) Der Ausdruck „das Gewissen zerreißt“ ist etwas seltsam, — er sagt soviel, wie die Redeweise: der Bann ist gebrochen.

**) Wörtlich heißt es wohl: das Verborgene; denn miai dürfte zweifellos verwandt sein mit miainuk: sich verbergen. Ebenfalls damit in Zusammenhang dürfte imiadai, Schmerz empfinden, stehen.

7*

Aber zur Erlernung einer Sprache gehört nicht nur, daß man Wörter sammelt und ihren Sinn verstehen lernt. Es gilt auch herauszubringen, wie die Leute ihre Wörter bilden. Ich habe die Bedeutung des Wortes kukodon erfahren; es heißt „Ohr". Wie mag es gebildet sein? „Offenbar hat es drei Silben: kuk-o-don? Vielleicht ist jede Silbe ein Wort für sich?" so denke und sinne ich, wo ich gehe und stehe, und schier geht mir das Wort wie ein Mühlenrad im Kopf herum, so daß ich nachts stundenlang nicht einschlafen kann. Da eines Tages nennt ein Papua seine Hand ein don, ein Glied. „Halt," geht es mir durch den Sinn, „sollte wohl die letzte Silbe des Wortes kukodon dasselbe heißen? Dann werden ohne Zweifel auch die beiden ersten Silben des Wortes (kuk und o) eine besondere Bedeutung haben. Schnell schlage ich mein Wörterbuch auf und sehe unter den mit „k" anlautenden Wörtern nach. Richtig, da finde ich das Wort kuk (Muschel). Nun wird mir klar, wie der Papua dazu kommt, sein Ohr kukodon zu nennen. Das Ohr sieht aus wie eine kleine Muschel. Aber es kann doch nicht blos den Namen kuk (Muschel) haben; es würde dann ja niemand daran denken, daß damit das Ohr gemeint sei. Allein der Papua weiß sich zu helfen: — er fügt an das Wörtchen kuk (Muschel) das Wort don (Glied) an; nun weiß jeder, daß er nicht von einer gewöhnlichen Muschel redet, sondern von einer Muschel, die ein Glied ist, das ist die Ohrmuschel. Aber es lautet nicht kukdon, sondern kukodon. Welche Bedeutung mag das „o" in der Mitte haben? Ich kann es mir nicht erklären, und frage ich die Papua, so sagen sie natürlich wieder: o heißt o. Endlich nach manchen Wochen bringe ich heraus, daß jenes „o" eine Art von Artikel (Geschlechtswort)*) ist wie unser: der, die, das. Kukodon heißt also wörtlich: Muschel, die Glied (ist). Damit ist mir nicht nur die Bildung dieses Wortes, sondern auch mancher anderer, ähnlich gebildeter Wörter klar geworden, und ich weiß nun auch, daß ein bloßes „o" in der Papuasprache mehr ist, als nur ein kleiner Buchstabe.

So ist die Papuasprache wie ein dunkler Erdteil, in dem der Missionar ganz allmählich Schritt für Schritt vorwärts dringt; jedes Wörtlein aber, das er verstehen lernt, leuchtet ihm in diesem Dunkel wieder etwas weiter, so daß ihm die Papuasprache immer verständlicher und durchsichtiger wird. Destomehr aber muß er zugleich über die herrliche Ordnung staunen, die selbst in dem Bau einer Papuasprache herrscht. Jede Silbe, jedes Wort, jeder Ausdruck gleicht den Steinen und Säulen eines großartigen Domes,

---

*) Richtiger Demonstrativpartikel genannt, die dazu dient, einen Gegenstand aus seiner Gattung hervorzuheben. Sie findet sich hauptsächlich bei Namen, die von anderen Dingen herübergenommen sind und einen neuen Sinn erhalten.

dessen kunstvoller Aufbau den Beschauer mit Bewunderung erfüllt. Ehre aber gebührt dem, der auch in dem Wirrwarr der Völkersprachen seine ordnende Hand im Spiele hat, und dessen Weisheit spricht: „Meine Lust ist bei den Menschenkindern.“ (Spr. 8, 31).

Was für Geschichten uns die Papua erzählen.

Klingende Steine.

Eine besondere Förderung beim Spracheerlernen empfängt der Missionar, wenn die Papua anfangen, ihm allerlei Fabeln und Geschichten in ihrer Sprache zu erzählen. Er hört hierbei eine solche Menge neuer, unbekannter Wörter, Wortformen und Wortgebilde, daß er sich vorkommt wie ein Fischer, der nun erst den rechten Fischplatz gefunden hat. Da die Papua einem Fremden nicht gerne einen Einblick in ihre Anschauungen und Denkweise gewähren, so dauert es gewöhnlich einige Jahre, ehe sie ihm eine ihrer Geschichten und Fabeln zum Besten geben.

Ich war ungefähr vier Jahre auf der Dampier-Insel, als endlich die Papua anfingen, uns dieses oder jenes zu erzählen. Was wir dabei zu hören bekamen, war allerdings wenig geistreich; oft war es geradezu recht schmutziges Zeug, so daß man sich scheut, es wieder zu erzählen.

Immerhin möge hier eine dieser Erzählungen mit Weglassung dessen, was nicht wohllautet, folgen. Hören wir:

Wie der Riese Kinnim ums Leben kommt und die Riesin Segagok sich rächt.

„Vor langer, langer Zeit“, so erzählte uns der Papua, „wohnte auf der Rich-Insel, nahe bei Dampier, der Riese Kinnim. Er war ein abscheulicher, sehr schlechter Geselle, der alle Leute um sich her auffraß. Die Bewohner der Rich-Insel fürchteten sich daher sehr vor ihm und beschlossen, nach einer anderen Insel auszuwandern. Sie bauten viele, sehr viele Kanoes, um damit nach der anderen Insel hinüberzufahren. Außer dem Riesen Kinnim lebte aber auch noch eine Riesin, die böse Segagok, auf der Rich-Insel. Sie fürchtete sich ebenfalls vor Kinnim und wäre deshalb gerne mit ausgewandert. Als die Leute nun ihre Kanoes ins Wasser schoben, um ihre Reise anzutreten, bat die Riesin Segagok, man möge sie doch mitfahren lassen. „Ach was!“, sagten die Leute, „Du bist ein böses Weib; dich nehmen wir nicht auf unsere Kanoes.“ So stießen die Kanoes vom Lande ab und kamen aufs Wasser. Segagok aber watete den Kanoes nach, und als sie eines derselben erreicht hatte, suchte sie hineinzuklettern. Allein die Männer auf dem Kanoe schlugen sie auf die Hände, so daß sie

das Kanoe loslassen mußte und ins Wasser zurückfiel. Jetzt erfaßte Segagok ein anderes Kanoe und machte es wie zuvor. Aber wieder ward ihr auf die Finger geklopft, und sie sank abermals ins Wasser. Ergrimmt watete sie nun ans Land zurück und ließ sich bei einem großen Baume nieder. Hier gebar sie nach einiger Zeit zwei Söhne; den älteren nannte sie Nas und den jüngeren Won. Als die Knaben zu Jünglingen herangewachsen waren, gab ihnen Segagok eine Reihe Aufgaben, damit sie daran ihre Gewandtheit und Körperkraft erprobten. Zuerst sollten sie ein Bagur (ein kleines, schnelles, mausähnliches Tier) erjagen. Als ihnen das gelungen war, sagte ihnen die Mutter: „Nun geht hin und erlegt eine sehr große Rieseneidechse!" Als die Jünglinge auch dieses vollbracht hatten, schickte sie Segagok aus, ein Wildschwein zu fangen, und nachdem dies ebenso zur Zufriedenheit der Mutter ausgeführt war, sagte sie: „So, jetzt gehet hin und erjagt ein Känguruh!" Auch das geschah, und die Mutter sprach: „Nun müßt ihr noch hingehen und die Riesenschlange fangen, die sich dort bei jener Baumwurzel aufhält!" Die beiden Söhne aber wollten dies nicht thun und blieben zu Hause. Da gab ihnen Segagok den Auftrag: „Holet Holz, damit ich euch Schilde mache!" Die Jünglinge thaten dies, und Segagok machte ihnen Schilde; auch fertigte sie einige Speere an. Dann sagte sie: „Schlagt mit euren Speeren den Erdboden!" Nas und Won hingen die Schilde auf den Arm, nahmen die Speere in die Hand und schleuderten sie wie wütende Papua in die Erde. „So ist es recht!" sagte Segagok, „jetzt gehet hin und ermordet Kinnim! Er sitzt aller Waffen ledig in seinem Dorfe und macht Holzschüsseln." Sofort machten sich die Söhne auf. Als sie zu Kinnim kamen, schleuderte Won, der Jüngere, seinen Speer und durchbohrte die Holzschüssel, welche Kinnim eben gemacht hatte. „Woher kommt ihr, ihr Nichtsnutze?" brüllte Kinnim die Burschen an. „Habe ich nicht eure Mütter und Väter (Vorfahren) erschlagen und aufgegessen, deren Gebeine noch in meinem Knochenkorb sind?" Alsbald sprang er auf und ergriff einen großen Korb und jagte den beiden nach. Diese eilten zu ihrer Mutter und meldeten, was sie erlebt hatten. „Wartet denn", sagte diese, „und dann gehet wieder hin und überfallt Kinnim!" „Mutter", antworteten da die Söhne, „Kinnim sieht uns, wenn wir kommen, und wo sollen wir bleiben, wenn er uns schlagen und vernichten will? — uns ist ganz ängstlich zu Mute!"

Nach einer Weile befahl Segagok ihren Söhnen: „Gehet in den Garten und holt mir von der „Hundebanane"*) zwei Blütenkolben." Die Söhne brachten sie. Da legte Segagok die Blütenkolben in einen Topf und rief dabei: „Ihr Blütenkolben sollt

*) So heißt eine Bananensorte.

Hunde werden, die den Kinnim töten!" Kaum hatte sie dies gesagt, so fingen die Blütenkolben im Topfe an zu wachsen, und endlich hörte man sie darin bellen. Da hob Segagok den Deckel auf und rief: „O, siehe da! Die Blütenkolben haben Hunde geboren!" Sie nahm dieselben aus dem Topfe und nannte den einen Sile und den anderen Damor. Als sie bald groß geworden waren, sagte Segagok zu ihren Söhnen: „Gehet und tötet Kinnim mit den Hunden!" Die Söhne gehorchten; der ältere, Nas, nahm den „Sile" und Won den „Damor" und zogen von dannen, um Kinnim zu töten. Nas schlug den Weg längs des Strandes ein; Won dagegen wählte den höher gelegenen Waldweg. Schließlich machten sie Halt, gruben tiefe Löcher und thaten die Hunde hinein. Darauf versteckte sich Won im Walde, während Nas nach Kinnims Wohnplatz ging. Als der Riese ihn bemerkte, erhob er sich, nahm wieder seinen Knochenkorb und stürmte auf Nas zu. Dieser ergriff die Flucht und holte seinen Bruder, der sich verborgen hielt. Beide laufen nun davon bis zu einem Fluß; sie werfen sich hinein und schwimmen ans andere Ufer.

Kaum aber sind sie drüben, so kommt auch schon Kinnim an den Fluß und will den beiden nach hinüberspringen. Inzwischen aber sind die in der Nähe versteckten beiden Hunde aus ihren Löchern hervorgesprungen; sie fallen den Kinnim an und beißen ihn, so daß er laut schreit. In demselben Augenblick nehmen Nas und Won ihre Speere und schleudern sie auf den Riesen; getroffen stürzt er zu Boden. Nun kommt Segagok mit einem großen Holzschwert und schlägt ihm den Kopf ab, darnach auch die Arme und Beine. Dann sagt sie: „So, Kinnim, dein Kopf soll mein Mörser und deine Arme die Stößel dafür sein; dein Leib aber soll meine Trommel werden, und deine Beine sollen die Schlägel sein, womit ich die Trommel schlage." Gesagt, gethan; Segagok trommelte auf Kinnims Leib, trommelte wieder und immer wieder. Das Trommeln war so laut, daß es sogar von den ausgewanderten Leuten auf der ferne gelegenen Kaurap-Insel*) gehört ward. „Weswegen," fragten sie, „trommelt es denn auf der Rich-Insel? Hat etwa Kinnim die Segagok erschlagen, daß er nun so trommelt?"

Nach beendigtem Trommeln nahm Segagok die Zöpfe, welche sie dem Kinnim abgeschnitten hatte, und band sie an ein notdürftig hergerichtetes Kanoe, schob dasselbe ins Wasser, und fort schwamm es — nach Kaurap. Als das Kanoe dort antrieb, ging eben eine Frau zum Strande, um Wasser zu schöpfen. Sie sieht das Kanoe und ruft: „Oh, Kinnim ist erschlagen; da sind seine Zöpfe angetrieben!" Sofort kommen alle Kaurapleute und besehen sich die

---

*) Kaurap wird die Crown-Insel in der Nähe von Longisland genannt.

Zöpfe des Kinnim. Dann besteigt einer der Männer sein Kanoe, um nach der Rich-Insel zu fahren und sich von dem Tode des Riesen zu überzeugen. Als er dort ankommt, eilt ihm Segagok mit ihren Söhnen entgegen und ruft ihm zu: „Oh, Du kommst! — wir haben Kinnim erschlagen!“

Der Mann kehrt darauf nach Kaurap zurück und meldet dort, was er gehört hat. Da beschließen alle Leute, wieder nach ihrem alten Wohnsitz überzusiedeln, weil jetzt der gefürchtete Riese tot ist. Als Segagok und ihre Söhne sie auf ihren Kanoes herbeikommen sehen, verhalten sie sich ganz ruhig: aber kaum haben die Ankömmlinge das Land betreten, so stürzen sie herbei und schlagen alle ihre Kanoes in Stücke.*)

Als das Zerstörungswerk geschehen war, forderten Nas und Won von den Ankömmlingen, ihnen Frauen zu geben (sie hatten unverheiratet bleiben müssen, weil außer ihnen nur Kinnim und Segagok auf der Insel wohnten). „Gut“, sagten die Leute, „wir wollen euch Frauen geben, denn ihr habt Kinnim überwunden, der alle eure Vorfahren erschlagen und aufgegessen hat. Für die Frauen aber schenkt ihr uns Kinnims Kopf und dazu Schweinezähne, Hundezähne und große Muschelringe“.

So erhielt Nas, der Aeltere, zwei, Won, der Jüngere, aber drei Frauen. Weil Won schon graue Haare bekam, sagten die Leute unter einander: „Seht, das ist der Aeltere!“ und gaben ihm drei Frauen. Segagok aber zankte sie aus und rief: „Was, dem Won, den ich zuletzt geboren habe, gebt ihr drei Weiber, und meinem Erstgeborenen nur zwei?!“ „Nun gut“, sagten die Leute, „mögen sie tauschen, laß Nas die Frauen des Won und Won die Frauen des Nas nehmen!“

Nas und Won bauten darauf eigene Hütten und wurden Familienväter; die Leute aber, welche ehedem nach Kaurap ausgewandert waren, blieben von nun an auf der Rich-Insel wohnen**).

„Ngüka! — zu Ende ist es!“ sagte der erzählende Papua und schloß seine Geschichte von Kinnim und Segagok.

Daß solche Riesen- und Kannibalen-Fabeln der Papua schön seien, kann man nicht sagen. Nichtsdestoweniger freut sich der Missionar, wenn er sie hört; bekommt er doch erst dadurch einen rechten Einblick in die Denkweise und in die sittlichen Anschauungen seines Volkes. Größer freilich ist seine Freude, wenn ihm aus einer Erzählung der Papua noch die Erinnerung an eine bessere Zeit, an ein seliges „Einst“ entgegenklingt.

*) Das war die Rache der Riesin dafür, daß die Leute sie bei ihrer Auswanderung in Stich gelassen hatten.

**) Offenbar stellen sich unsere Dampierleute so die Vorgeschichte der jetzigen Bevölkerung der benachbarten Rich-Insel vor. Da die Leute dort sehr groß und stark sind, hält man sie für Nachkommen eines Riesengeschlechts.

So ist es mit einer Sündenfallserzählung*) der Papua, welche ich hier folgen lassen will.

Die Menschen, erzählt man sich, lebten ehedem im Himmel, über den Wolken; unten auf Erden lebten damals nur die Tiere: Schweine, Hunde, Krokodile, Schlangen, Rieseneidechsen u. a. Zu jener Zeit bestand noch eine Verbindung zwischen Himmel und Erde. Ein langes, langes Bambusrohr (von der Dicke eines Ofenrohrs) war zwischen Himmel und Erde aufgerichtet. Im Himmel hatten es die Menschen gut; da war weder Krankheit noch Leid noch Tod. Eines Tages nun stellt sich am Fuße des Bambusrohres eine sehr große Rieseneidechse**) hin und sagt den Menschen im Himmel: „Wie seid ihr so thöricht, dort oben zu bleiben; auf diese Weise lernt ihr ja nie kennen, was hier unten auf Erden ist! Da giebt es Kokospalmen, Hunde und schöne Schweine, woraus ihr euch die herrlichsten Genüsse bereiten könnt."

Die Menschen hörten auf die Lockungen der Rieseneidechse und ließen sich an dem Bambus auf die Erde hinab. Auf der Erde gefiel es den Menschen anfänglich außerordentlich wohl, und sie gaben sich all den Genüssen hin, welche ihnen die Rieseneidechse in Aussicht gestellt hatte. Aber sie wurden durch die Genüsse nicht befriedigt. Die Speisen waren von der Erde und vergänglich; durch sie kam das Irdische auch in die Menschen, so daß sie ebenfalls irdisch und sterblich wurden. Nun wären sie wohl gerne in den Himmel zurückgekehrt und suchten deshalb wieder die Verbindung auf. Jedoch, als sie zu dem Bambusrohr kamen, sahen sie zu ihrem Schrecken, daß dasselbe am Fußende durchgehauen war. Dasselbe Tier, die Rieseneidechse, welche sie vom Himmel herabgelockt hatte, hatte sie nun auch um die Rückkehr in den Himmel betrogen.

* * *

Nahe am Bodensee liegt auf einem Bergkegel die zerstörte Burg Hohentwiel. Bei weiterem Aufstieg bemerkt man am Wege Steingeröll. Gar mancher geht gleichgiltig daran vorbei; mancher aber hebt einen solchen am Wege liegenden Stein auf, hält ihn leicht und schwebend zwischen den Fingern, nimmt darauf ein Hämmerchen aus der Tasche und beklopft den Stein. Horch, wie der Stein nun sanft und leise klingt! Es sind klingende Steine

*) Diese Sündenfallserzählung verdanke ich dem Missionar Vetter (von der bayrischen Mission zu Neuendettelsau); er hat sie den Papua auf seiner Missionsstation Simbang abgelauscht. Damit sie nicht in Vergessenheit gerät, nehme ich sie hier auf.

**) Die Rieseneidechse ist als ein Sinnbild des Drachen zu denken.

(Phonolithen.) Nie vergißt man sie, wenn man sie einmal gehört hat; ja, es klingt dann nicht nur in dem Stein, sondern auch im eigenen Herzen.

Siehe, so, wie diese Steine, sind auch gar oft die Menschen und nicht am wenigsten die Papua. Stumm, kalt, hart, tot liegen sie vor unsren Augen. Mancher hält sie nicht wert der christlichen Liebe und belächelt wohl gar die Mühe, welche sich die Missionsarbeit mit diesem Volke macht, als eine Thorheit. Aber man nehme sich mal eines solchen Papua recht an, halte ihn in einer barmherzigen Hand und berühre ihn mit dem Hämmerchen der Liebe Christi: wird das steinerne Herz, das so kalt und tot erschien, dann nicht auch klingen? Haben wir es nicht z. B. klingen hören, als wir die Sündenfallsgeschichte der Papua vernahmen? Ist sie nicht wie ein letzter Klang aus dem himmlischen Vaterhause, welcher dem verlorenen Sohn zuruft: „Komm heim; ach, komm heim!?"

Wie mit ehernem Griffel hat Gott dem Menschen die Ewigkeit ins Herz geschrieben, daß auch Tausende von Jahren diese Schrift nicht auszutilgen vermögen; und wahrlich, meisterhaft versteht es der Heiland, mit seiner Liebe an die Herzen der Menschen zu klopfen! Daß Sein Anklopfen auch bei den Papua nicht ganz vergeblich ist, werden wir, hoffe ich, aus dem folgenden vierten Schriftchen, dem Schlußheft, erkennen. Möge es nur unsere Sorge sein, daß Er uns nicht als tote Steine finde, sondern als solche, welche klingen nach den Worten:

> „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat: und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen!" (1. Joh. 3, 16.)



Inhaltsverzeichnis.

Drittes Heft.

Allerlei Bilder aus dem Leben der Papua.

Seite

Warum es gut ist, sich unter den Papua umzusehen . . . 3
Wie es in einem Papuadorfe aussieht 4
Der Papua häusliche Einrichtung und ein Blick in ihr Dorfleben 10
Wie die Papua für Lebensunterhalt sorgen 18
Mancherlei Kost und Liebhabereien der Papua 22
Gewerbthätigkeiten der Papua in den Dörfern. — Wie ein Papua den Tag verbringt 26
Märkte und Markttreiben der Papua 32
Wie sich die Papua gegen Handelskonkurrenz wehren. — Allerlei, — auch Missionshindernisse 37
Die Papua als Bürger, Krieger und Ehegatten 40
Warum Papuafrauen zu bedauern sind. — Wie Papuaeltern ihre Kinder erziehen und wie es bei Verlobung derselben zugeht 45
Wie die Papua der Eitelkeit und dem Stolz fröhnen. — Der Papua Leidenschaftlichkeit und Verstellungskunst, Lug und Betrug 50
Die Papua als Diebe und Bettler, Dichter und Rechenkünstler 56
Wie sich die Papua ihre Götter und die Weltschöpfung denken 64
Allerlei Geister und Nothelfer der Papua. — Wer der Nawir ist 67
Dunkle Nacht. — Eilend Blut zu vergießen 74
Der „Barak“ der Papua. — Ein eigentümlicher Sylvesterabend 78
Tänze der Papua. — Was „Tabu“ und „Kawa“ ist. — Greuel. — Ein Bild des Jammers. — Die Sprache der Liebe. — Wie die Papua ihre Toten bestatten . 89
Mit welcher Mühe aus der Papuasprache eine Posaune des Evangeliums wird 96
Was für Geschichten uns die Papua erzählen. — Klingende Steine 101



Druck von Ernst Siedhoff, Bielefeld.

Kleine Züge
aus dem Missionsleben auf Neu-Guinea.

Erste Predigtversuche unter den Papua. — Erfreuliches aus der Arbeit. — Gefahren zu Wasser und zu Lande.

Mitteilungen
von
G. Kunze, Rheinischem Missionar
(ehedem auf der Dampier-Insel).

Barmen 1897.
Im Verlage des Missionshauses.

Die Verkündigung des Evangeliums unter den Papua. — Eine Kanoe- und eine Wegpredigt.

Welch ein hohes Vorrecht ist es für uns zu wissen, daß die Verbindung zwischen Himmel und Erde, welche einst durch die Sünde zerrissen war, in Christo wiederhergestellt ist! Unser Heiland hat Himmel und Erde, Gott und die Menschheit einander wieder nahe gebracht. Ja, Er selbst ist die Verbindung; Er, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde, ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen. (1. Tim. 2, 5. 6.)

Diese frohe Botschaft hinauszutragen unter die Völker ist die herrliche Aufgabe der Missionare. Sie zu verkündigen ist aber keineswegs leicht, am allerwenigsten unter einem wilden Naturvolk, wie den Papua. Wie viel Zeit und Mühe erfordert es allein, bis der Missionar die Sprache den Lippen der Leute soweit abgelauscht hat, daß er ein Weniges vom Evangelium stammeln kann! Trotz jahrelangen Umgangs mit dem Volk sind uns bislang manche Ausdrücke völlig unbekannt geblieben. Wir wissen zum Beispiel nicht, wie die Wörter Liebe, Mitleid, Schmerz in der Papuasprache lauten, sondern kennen davon nur die Zeitwörter: lieben, bemitleiden, Schmerz empfinden. Es rührt dies daher, daß die Papua sich mehr in Zeitwörtern, als in Hauptwörtern ausdrücken. Infolgedessen kommen uns Hauptwörter äußerst selten zu Ohren, und dadurch wird es uns naturgemäß sehr erschwert, ihre Bildungsformen zu ermitteln. Zudem sind manche Begriffe, welche für die Verkündigung des Evangeliums kaum entbehrt werden können, dem Papua völlig fremd. Das Gleichnis von dem guten Hirten, welcher sein Leben läßt für seine Schafe, würde kein Papua verstehen, aus dem einfachen Grunde, weil es auf Neu-Guinea weder Hirten noch Schafe giebt. Ebenso verhält es sich mit dem Gleichnis vom Säemann und dem Gleichnis von dem Weinstock und den Reben; der Papua kennt weder Pflanzen, die man säet, noch Weinstöcke. Wie manchmal ist in der Schrift von Pferden und Eseln, von Fürstentümern und Reichen, von Kaisern und

Königen, von Lobgesängen der Engel, vom Gericht und Gefängnis rc. die Rede. All dieses sind dem Papua unbekannte Begriffe, von denen er sich keine Vorstellung zu machen weiß.

Auch seine Anschauungsweise weicht oftmals von der unsrigen ab, was sich gleichfalls als Hindernis bei geistlichen Unterredungen geltend macht. Ich hatte eines Tages auf der Dampierinsel, dem Ort meiner letzten Wirksamkeit, zu meiner Erbauung das Gleichnis von den guten und faulen Fischen (Matth. 13, 47 ff.) gelesen. Dies hatte mein Herz bewegt, und ich dachte, wenn ich es den Papua erzählte, so würden auch sie vielleicht einen Segen davon haben. Es währte nicht lange, so befand ich mich auf dem Wege zum Dorf. Dort setzte ich mich unter eine Anzahl Leute und erzählte ihnen jenes Gleichnis. Sie hörten aufmerksam zu, und ich versprach mir schon eine gute Wirkung. Da, als ich fertig bin, thut ein Papua seinen Mund auf und sagt bedächtig: „Kunze, wir essen die faulen Fische auch.“ Diese Auslegung des Papua offenbarte mir, daß das Gleichnis seinen Zweck verfehlt hatte; ich mußte darum zu einem andern greifen, welches der Anschauungsweise der Leute besser entsprach.

Hoffen wir nun auch, daß sich die erwähnten Hindernisse bei der Verkündigung des Evangeliums mit der Zeit durch den Anschauungsunterricht der Jugend und sonstige Belehrung, sowie durch Einführung mancher dem Papua bisher fremder Tiere und anderer Dinge je mehr und mehr beseitigen lassen, so gilt es doch vorerst, sich durchaus der Ausdrucksweise und dem Fassungsvermögen der Leute anzubequemen. Wir können, um verstanden zu werden, gar nicht einfach genug reden; auch ist es erforderlich, stets an etwas im Gesichtskreis der Leute Gelegenes anzuknüpfen. Einmal kam ich ins Nachbardorf und sah, wie etliche Männer ein Kanoe aufs Land zogen. Das bot mir eine willkommene Gelegenheit, ihnen von Jesu zu sagen. „Ihr Männer,“ rief ich, „laßt doch euer Kanoe im Wasser! Warum wollt ihr es auf den Strand ziehen? Morgen, wenn ihr darauf fahren wollt, müßt ihr es ja wieder ins Wasser schieben!“

Die Männer sahen mich spöttisch lächelnd an, als ob sie sagen wollten: „Kunze, welch ein Dummkopf bist du doch!“ Dann sagte einer von ihnen: „Weißt du denn nicht, Kunze, daß das Kanoe verfault, wenn wir es im Wasser liegen lassen? Ist nicht da, wo es jetzt liegt, viel Schlick (Seeschlamm)? Auch sind im Meerwasser ganz kleine sisse (Muscheltiere). Wenn wir das Kanoe nur ein wenig im Wasser liegen lassen, so hängen sich gleich viele, sehr viele dieser kleinen Muscheltiere daran und bohren sich in das Holz. Sie bohren viele, viele ganz kleine Löcher hinein, die man mit den Augen kaum sieht; dadurch verdirbt das Kanoe,



Ein auf den Strand gezogenes Kanoe.

und wenn wir dann damit aufs Wasser fahren, so zerbricht es, und wir gehen unter." Was die Leute mir sagten, war mir natürlich längst bekannt, es sollte mir nur dazu dienen, sie mittels ihrer eigenen Worte auf etwas Höheres hinzuleiten. „Ihr seid kluge Leute", sagte ich, „ihr wißt, daß euer Boot verdirbt, wenn es im schmutzigen, schlammigen Meerwasser bleibt; deshalb zieht ihr es auf den Strand. Ich will euch jetzt eine andere Rede sagen. Ihr sagt, ihr habt eine nutun (Seele), warum laßt ihr denn diese im Schmutz, im Bösen? Ihr wißt, daß das Stehlen und Lügen, die Zauberei und Blutrache eine sehr schlechte Sache ist. Ihr wißt auch, daß ihr euch fürchtet, weil ihr innerlich böse seid. Ebenso seht ihr, daß eure Dörfer immer kleiner und der Leute darin immer weniger werden, wenn ihr Böses thut. Warum seid ihr denn immer Freunde des Bösen? Warum werdet ihr nicht Freunde des Guten? Warum sagt ihr, wenn ich euch das Jesuswort verkündige: Wir wollen es nicht hören!? Immer bleibt eure Seele im Bösen, im Schmutz, worin sie verdirbt, wie ein Kanoe im Schlick! Die Leute hörten mir aufmerksam zu, und ich fuhr fort: In eurem Innern ist viel, sehr viel Böses. Wie die vielen sisse (Muscheltiere) sich in euer Kanoe hineinbohren, so bohrt sich all das Böse in euer Inneres. Ihr sagt: Man sieht kaum die Löcher, welche die Muscheltiere bohren; ebenso ist es mit dem Bösen. Auch das Böse, die Sünde, bohrt ganz kleine, kleine Löcher in die Seele, die man mit den Augen nicht sieht. Erst wenn Jesus einem Menschen die Augen aufthut, kann er das Böse sehen. Ihr sagt, wenn ihr mit einem Kanoe, in welches viele Muscheltiere Löcher gebohrt haben, über das Meer fahrt, zerbricht das Kanoe, und ihr gehet unter. Gleich so ist es mit eurer Seele. Eine Seele, darinnen das Böse bleibt, geht verloren."

Nachdenklich, den Kopf zu Boden neigend, umstanden mich die Leute, und der eine sagte zum andern: „Agado (so ist es)!" Dann sprach ich weiter: „Euer Boot kommt nicht von selbst aus dem Wasser und dem Schmutz. Andere müssen es anfassen, herausziehen und aufs Trockene schaffen, so, wie ihr Männer es jetzt gethan habt. Nicht anders verhält es sich mit einer Seele. Auch sie kommt nicht von selbst aus dem Bösen; da muß ein anderer zugreifen, der stark ist. „Wer ist der", fragten mich nun die Leute, „welcher die Seele aus dem Bösen zieht?" „Jesus ist es", antwortete ich. „Er allein ist stärker als das Böse. Er will eure Seelen aus dem Schmutz ziehen, damit sie nicht verderben. Ihr sagt: Wir wissen nichts von Jesus. Das ist wahr; aber eben deswegen hat uns Jesus zu euch gesandt, damit wir euch den Weg zu ihm zeigen. Wir sagen euch jetzt: Betet und sprecht zu ihm: Jesus, mache Du unsere Seelen rein und gut, ziehe Du sie aus dem

Bösen! Jesus thut dann, was ihr ihm sagt, und macht euch zu anderen Menschen. Auch eure Dörfer werden dann anders werden. Wenn Jesus in eurem Innern und in euren Dörfern wohnt, dann fürchtet ihr euch nicht mehr. Dann werdet ihr auch nicht mehr morden, stehlen und lügen; und wenn ihr sterbet, so freuet ihr euch, weil ihr wißt: „Jesusfreunde“ gehen in den Himmel.“

Noch eine Predigtprobe ähnlicher Art. Einst hatte ich mit Missionar Dassel an einem steilen Abhang einen Zickzackweg angelegt, welcher von unserer auf einem Hügel gelegenen Missionsstation zum Meeresstrand führte. Unseren Papua wäre es gewiß niemals in den Sinn gekommen einen solchen Weg zu machen. Wochenlang mit Schaufeln und Spitzhacken zu arbeiten, wie wir Missionare es thaten, würde ihnen doch der Mühe zu viel gewesen sein. Nichtsdestoweniger hatten sie, als der Weg endlich fertig war, große Freude daran. Manche kamen eigens auf unsere Missionsstation, um den neuen Weg zu betrachten. So stellten sich auch eines Tages etliche Männer ein und schauten verwundert den Abhang hinab. „O Kunze!“ sagte einer, „wie viele Wege hast du gemacht!“ (Er hielt jeden Zug des Zickzackweges für einen besonderen Weg.) Ein anderer rief: „O dal ujan! — o malan balbal!“ (O, welch hübscher Weg, — welch schöner Anblick!) Mir aber kam dabei das Wort des Heilandes in den Sinn: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ „Gut,“ dachte ich, „darüber läßt sich jetzt diesen Papua etwas sagen.“ — „Ihr wißt“, begann ich, „was früher hier an dem Abhang war, als Dassel und ich den Weg noch nicht gemacht hatten. Da war derselbe mit vielen Bäumen, mit viel Gesträuch und Unkraut bestanden. Dazwischen lag faulendes Holz, das sehr übel roch. Auch viele Eidechsen und Schlangen hielten sich unter den Bäumen und Gebüschen versteckt; und unten am Strande, wo die Bäume über dem Wasser hingen, lagen oft Krokodile. Was hat es jetzt gemacht, daß keine Bäume, kein faules Holz, keine Schlangen, Eidechsen und Krokodile mehr am Abhange sind?“ „O,“ antwortete einer der Papua, „ihr habt den Weg hergestellt, und der Weg hat gemacht, daß die Bäume und Sträucher wegkamen und die Schlangen, Eidechsen und Krokodile fortgingen.“ „Ei“, sagte ich, „was nicht alles der Weg vermag!“ „Seht“, fuhr ich fort, „so ist es auch mit dem Jesuswort, mit dem Evangelium; das will auch einen Weg machen, nicht auf dem Abhang dort, sondern in euerem Inneren. Dieser Weg, den das Jesuswort in euerem Inneren machen will, ist Jesus selbst. Er will in unser Herz hineinkommen.

Ihr wißt, Missionar Dassel und ich haben jeden Tag nur ein kleines Stück Weges machen können. Ebenso macht auch das Jesuswort alle Tage nur ein kleines Stück Weges in unserem

Inneren. Zugleich beseitigt es an jedem Tage ein wenig von dem Gebüsch und von den Bäumen; das ist aber kein Gebüsch und Holz, wie es im Walde steht, sondern das ist das Böse in uns, die Sünde; es nimmt alle Tage ein wenig Böses aus unserem Herzen hinweg. —

Ihr habt mir vorhin gesagt: „Die Schlangen, Eidechsen und Krokodile sind von dem Abhange fortgegangen, weil wir die Bäume und Sträucher beseitigt haben. Sie wollten da wohnen, wo es dunkel ist. nicht, wo es hell ist. Ebenso ist es, wenn das Jesuswort alle Tage ein wenig Böses aus unserem Herzen nimmt. Dann gehen auch daraus die Schlangen, Eidechsen und Krokodile fort, dann geht das Stehlen und Lügen fort, dann geht das Zaubern und Morden fort, weil es im Innern hell wird. Das alles will nur in einem Menschen wohnen, des Herz finster ist. „O malan balbal! o, welch ein schöner Anblick!“ habt ihr gerufen, als ihr unseren Weg sahet; „O malan balbal!“ werdet ihr auch rufen, wenn das Jesuswort in euch den Weg bereitet hat und Jesus in eurem Innern wohnt. Ihr wißt, Missionar Dassel und ich haben viele Wochen arbeiten müssen, bis der Weg fertig war. So wird auch der Weg, den das Jesuswort in euch machen will, nicht schnell fertig. Es braucht lange, sehr lange Zeit, bis das Gute ganz in eurem Innern ist und darin nichts anderes mehr wohnt, als Jesus. Erst, wenn ihr im Himmel sein werdet, wird alles Böse aus euch weggenommen sein und nur das Gute sich bei euch finden. Dann aber werdet ihr sprechen: „Gut ist es, daß jetzt das Böse aus uns fort ist, daß jetzt unser Inneres nicht mehr finster, sondern hell ist!“

Das war eine lange „Predigt“ für Papua-Ohren; aber die Leute hörten mir doch gerne dabei zu.

Daß die Predigt nicht ganz ohne Eindruck auf die Zuhörer geblieben war, sollte sich eines Tages zeigen. Ein gewaltiger Platzregen hatte nicht nur unsern schönen Weg, sondern auch das an einem Abhang gelegene Feld eines Papua weggeschwemmt. Der Mann kam auf unsere Station und beklagte sich Missionar Dassel gegenüber, daß wir beim Anlegen unseres Weges auch einige dem Götterriesen Kelibob heilige Bäume umgeschlagen hätten. Um uns zu strafen, meinte er, habe Kelibob den Platzregen geschickt, wobei denn auch sein eigenes Feld betroffen worden sei. Vergeblich versuchte Dassel, ihn eines Besseren zu belehren, und sagte schließlich zu ihm: „Warte, bis Kunze kommt, und rede dann mit ihm!“ Der Mann aber erwiderte: „Nein, nein, ich will nicht! Kunze redet eine starke Sprache; dann habe ich schlechte Eingeweide (dann bin ich unglücklich) — er redet die Jesussprache.“ Aus dieser seltsamen Bemerkung des Papua ging genugsam hervor, wie sehr das

Wort der Wahrheit trotz des schlichten Gewandes, in welches es gekleidet war, sein Herz erfaßt hatte.

Aus dem Angeführten wird klar, daß unser Verkündigen des Evangeliums unter den Papua nichts weniger als ein „predigen“ ist. Wir erzählen die biblischen Wahrheiten in möglichst einfachen, leicht verständlichen Worten; meist entwickelt sich dabei ein Zwiegespräch, wobei wir Missionare die Mitteilenden, die Papua die Fragenden sind. Je anschaulicher der Missionar spricht, desto besser ist es; sind doch die Papua Menschen, welche alles gleichsam mit Augen sehen und mit Händen betasten wollen.

Eine papuanische Weihnachtsfeier. Unser Harmonium, ein Gegenstand der Furcht für die Papuafrauen.

Groß war meine und Missionar Tassels Freude, als wir mit unseren Papua das erste Weihnachtsfest feiern konnten! Schon ein Jahr zuvor, als meine liebe Frau noch lebte, hätte ich es gerne mit den Leuten meines Nachbardorfes gefeiert; allein sie steckten damals in einem großen heidnischen Festrausch, der sie für andere Dinge ganz unzugänglich gemacht hatte. Diesmal jedoch sollte uns eine Weihnachtsfeier mit ihnen gelingen. Zwar ward unsere Freude wenige Tage vorher in etwa getrübt. Einer der Papuajungen, dem es nach dem Sprüchwort ging: Die Katze kann das Mausen nicht lassen, hatte uns ein wertvolles Betttuch gestohlen. Sofort fiel mein Verdacht auf einen Sohn des angesehensten Mannes im Nachbardorfe, der sich von jeher ganz besonders in Diebereien hervorgethan. Nach dem Diebstahl ließ sich der Junge einige Tage nicht bei uns sehen. Endlich erschien er wieder und zwar mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt; aber ich wußte, was darauf zu geben war. Zuerst sprach ich freundlich mit ihm und suchte auf diese Weise ein Geständnis aus ihm herauszulocken. Aber als ich dadurch nichts erreichte, schlug ich eine andere Lektion auf. Ich faßte den Strick beim Arm, drückte ihn gegen die Wand, nahm seinen Kopf zwischen meine Hände, öffnete ihm mit den gespreizten Fingern die Augen und sah ihn ernst und starr an. Seine Augen rollten wie zwei Quecksilbertropfen hin und her, und der unstete Blick machte es mir nur zu gewiß, daß er der Dieb des Leinentuches (Bettlakens) war. „Omat“, sagte ich zu ihm, „du hast mein Tuch gestohlen!“ Er leugnete;

aber wieder rief ich: „Omat, du hast gestohlen; ich weiß, du hast schlechte Finger!“ Indes verharrte er auch jetzt beim Leugnen. Da nahm ich ihm seine Schildpattohrringe aus den Ohren, zog ihm seinen Schmuck von Hundezähnen, den er an einer Schnur um den Hals hängen hatte, über den Kopf und sagte: „So, diese Dinge behalte ich jetzt in meinem Hause, bis du mir das Gestohlene zur Stelle bringst. Nun gehe hin in dein Dorf und sage deinem Vater, daß du mich bestohlen hast und ich dir deshalb deinen Schmuck abgenommen habe.“ Ohne Schmuck ins Dorf zurückzukehren, war für den Jungen eine große Schande; und siehe, es verging kaum eine Stunde, so kam ein kleiner Papuaknabe und brachte mir in seinem Auftrag — selber zu kommen schämte er sich — das gestohlene Leinentuch zurück, worauf ich selbstverständlich auch das Pfand wieder herausgab.

Diese Diebsgeschichte aber sollte mir für unser erstes papuanisches Weihnachtsfest zu statten kommen.

Zunächst wurde nun der Weihnachtsbaum hergerichtet. Tannenbäume giebt es leider auf Neu-Guinea nicht; wir bedienten uns deshalb eines künstlichen Bäumchens, das mir einige treue Freunde der Mission von Deutschland geschickt hatten. Da ich nun befürchtete, die Papua möchten das brennende Bäumchen für einen Götzen oder etwas Derartiges halten, so hielt ich es für gut, das Lichterbäumchen zuerst einem einzelnen Manne zu zeigen und ihm den Sinn der Feier zu erklären. Kamen dann später die übrigen Leute, so konnte er diesen sagen, was er von mir gehört hatte. In seiner Muttersprache vermochte er den Leuten die wahre Bedeutung des Weihnachtsbaumes viel besser zu erklären als ich; auch wußte ich, daß das, was einer der Ihrigen sprach, viel mehr Eindruck auf sie machen würde, als was ich selber sagte.

So ließ ich denn am Weihnachtsabend den angesehensten Mann unseres Nachbardorfes, eben den Vater jenes diebischen Jungen Omat, rufen. Er kam, die rechte Hand mit einem Holzschwert bewaffnet, auf die Veranda, blieb aber scheu und furchtsam draußen im Dunkeln stehen. Erst allmählich näherte er sich, dabei stets vorsichtig um sich blickend. Offenbar stand er in dem Wahn, wir hätten Böses mit ihm vor und wollten ihn den Diebstahl seines Sohnes büßen lassen. Um seine Furcht zu verscheuchen, bot ich ihm einen Stuhl an und forderte ihn mit freundlichen Worten auf, sich niederzulassen. Während ich nun mit ihm sprach, zündete Missionar Tassel im Nebenzimmer den Weihnachtsbaum an und stellte ihn, als er brannte, vor den Augen des Papua auf den Tisch. Natürlich war der Mann außerordentlich verwundert. Auf seine Frage, was der brennende Baum zu bedeuten habe, erklärte

ich ihm: „Siehe, vor langer, langer Zeit*) wurde Jesus geboren. Heute nun und so oft dieser Tag wiederkehrt**) erinnern wir uns daran. — Früher haben wir weißen Leute ebenso im Bösen gelebt, wie ihr Papua; damals waren wir innerlich blind, weil wir Jesus nicht kannten. — Der Herr Jesus ist jetzt im Himmel, schon lange, sehr lange. Wir weißen Leute haben ihn nicht gesehen, auch unsere Vorfahren nicht. Aber als Jesus auf der Erde war, hat er „gute Worte" geredet, die den Weg in den Himmel zeigen; die haben seine Freunde, die ihn gesehen haben, aufgeschrieben, und später sind diese Jesusworte auch zu uns gebracht worden. Das „Jesuswort" (Evangelium) sagte uns das Böse in unsrem Innern; aber es sagte uns auch: „Jesus ist gut, er hat Mitleid mit euch und will euch vom Bösen reinigen, wenn ihr nur zu ihm kommt." Als wir das vernahmen, ist unser Inneres froh geworden. Wir sind zu Jesus gegangen, — nicht in den Himmel, aber wir haben ihn angerufen und gesagt: „O Jesus, wir sind böse, sehr böse; unser Inneres ist schmutzig, darin ist viel Lüge, viel Stehlen, viel anderes Böse. Wir können uns nicht selbst innerlich gut machen: aber du bist stark; du, Jesus, kannst uns innerlich vom Bösen rein und zu deinen Freunden machen." — So haben wir zu Jesus gesprochen, und Jesus hat uns gehört. Viele Leute in unserem Lande sind jetzt Jesusfreunde, und weil nun das Jesuswort in unserem Lande ist, ist es dort hell geworden. Wenn Jesus die Menschen neu macht, dann werden auch die Dörfer anders. Dann werden die Dörfer rein, weil die Leute den Schmutz nicht mehr lieb haben: dann werden auch die Sitten neu und gut. Auch die Häuser werden anders und sehr schön, weil Jesusfreunde fleißig sind. In der Erinnerung daran, daß Jesus und das Jesuswort in unserem Lande alles neu und hell gemacht hat, zünden wir heute und so oft der Tag wiederkommt, viele Lichter an einem Baum an; und ich habe dich gerufen, daß du den Baum mit den Lichtern sähest und ich dir solches sagte." Als ich so dem Papua die Bedeutung des Weihnachtsfestes und des Weihnachtsbaumes erklärte, hatte ich schon einen Boten ins Dorf geschickt, um auch die übrigen Leute des Nachbardorfes herbeizurufen.

Es dauerte nicht lange, so füllte sich unser Zimmer, und alle, groß und klein, schauten mit Staunen nach dem seltsamen, brennenden Baum. Bald hatte jeder allerlei Fragen auf den

*) Da der Papua nicht weit zählen kann, seine Sprache also nur sehr niedrige Zahlwörter hat, so war es nicht möglich, die hohe Zahl von 1892 Jahren auszudrücken, und wir mußten uns vorläufig durch solche Umschreibung helfen. Vergl.: „Allerlei Bilder aus dem Leben der Papua", S. 16 (drittes Heft von: „Im Dienst des Kreuzes").

**) Die Papua kennen keine Geburtstage; deshalb diese Umschreibung.

Lippen, und ich war froh, daß ich jenen Papua erst allein genommen hatte; denn dieser, noch erfüllt von dem, was er gehört, säumte nicht, gleich all den übrigen zu sagen, was er nun wußte. Er hatte alles vortrefflich im Gedächtnis behalten und sprach in einer so packenden Weise, wie ich es ihm nimmer zugetraut hätte. Die Leute waren ganz Auge und Ohr, und Missionar Dassel und ich nahmen mit Freuden wahr, wie ihre Gesichter unter den Eindrücken, welche die „Jesusrede" ihres Dorfgenossen auf sie machte, immer ernster wurden.

Nicht fern, an der Wand, hing eine bildliche Darstellung von Jesu Geburt in Bethlehem. Auch diese zog die Aufmerksamkeit der Leute auf sich, und ihre mancherlei Fragen gaben mir Gelegenheit, dem schon Erzählten noch dieses und jenes hinzuzufügen, auch einiges von Jesu Tod und Himmelfahrt zu sagen, so daß an diesem Abend alle Anwesenden die Hauptsachen des Lebens unseres Heilandes erfuhren.

Doch der Dorfälteste, der Vater des diebischen Jungen, sollte noch eine besondere Ueberraschung erleben. Ich überreichte ihm eine unter Papier verhüllte Decke, die für ihn von Missionsfreundinnen in der deutschen Heimat aus bunten Lappen angefertigt und an mich geschickt worden war. Der Mann konnte sein Glück kaum fassen und fragte strahlenden Auges: „Das — meine Decke, meine Decke?" Er war sichtlich beschämt über das Geschenk. Nach dem Diebstahl seines Sohnes hatte er ja so etwas am wenigsten erwartet. Kein Wunder, wenn er bei sich dachte: wie sonderbar sind doch die weißen Leute! — erst werden sie bestohlen, und dann schenken sie einem noch eine so schöne Decke. „Das ist aber eine schöne Sache!" rief er aus. Ich sagte: „Du weißt, die Decke wird bald zerreißen und schmutzig werden, und dann ist sie häßlich." „Diese Sache," fragte er verwundert, „später schlecht?" „Jawohl," antwortete ich, „alles Irdische vergeht und wird schlecht. Wenn Du stirbst, hast Du nichts mehr davon. Nicht so ist das, was Jesus giebt. Giebt er Dir ein gutes Innere, so bleibt das; und hast Du das Jesuswort inwendig, in Deinem Herzen, dann fürchtest Du Dich nicht, wenn Du stirbst."

„Siehe," sagte ich darauf, „Dein Sohn Omat hat mich kürzlich bestohlen, und ich weiß, daß auch Du stiehlst. Ihr sagt zwar, ihr seiet meine Freunde, aber ihr seid es nicht; sonst würdet ihr nichts Böses gegen mich ausüben. Ich aber bin euer Freund, und deshalb gebe ich Dir die Decke. Weißt Du, so ist auch Jesus. Auch Jesus ist euer Freund, und er giebt mir und euch Gutes, obwohl er weiß, daß wir innerlich schlecht sind." — Weiter sagte ich: „Freunde in dem fernen Lande, woher ich gekommen bin, haben Dir diese Decke geschenkt. Du kennst sie nicht; aber dennoch

denken sie an Dich und haben Mitleid mit Dir. So ist es auch mit Jesus. Du kennst ihn nicht und kannst ihn nicht sehen; aber er siehet Dich und denkt an Dich. Du hast mir früher einmal gesagt: Es giebt keinen Jesus, weil Du ihn nicht siehst. Aber Du irrst. So wie die Freunde in meiner Heimat da sind, wenngleich Deine Augen sie nicht sehen, so ist auch Jesus da, obwohl Deine Augen ihn nicht schauen." — Da die Geber der Decke auch ein kleines Briefchen an den Papua gerichtet hatten, so zeigte ich ihm dasselbe und sagte: „Siehe, die Freunde haben Dir ein „Geschriebenes" geschickt. Du weißt nicht, was darin steht; denn Du kannst nicht lesen. Ich kann lesen und Dir darum sagen, was in dem Geschriebenen steht. Die Freunde schreiben, daß sie Dir die Decke schenken. — Ebenso ist es mit dem Jesuswort (der Bibel, die ich herbeiholte und ihm zeigte); darin sagt Jesus, daß er Dir viel Gutes geben will. Aber Du kennst das Jesuswort nicht. Wenn Du einmal weißt, was in dem Jesuswort steht, dann erkennst Du das viele Gute, das Jesus Dir geben will, und wirst ein Freund des Jesuswortes werden."

So sieht der freundliche Leser, wie wir auf der Dampierinsel Weihnachten feierten, und dünkt ihn diese Weihnachtspredigt zu dürftig, nun, so hat er nicht Unrecht. Doch hoffe ich, es kommt die Zeit, wo es uns die Papuasprache ermöglicht, besser das Heil in Christo anzupreisen.

Leider waren bei dieser Weihnachtsfeier nur männliche Papua vertreten. Wir hätten gerne gehabt, daß auch die Frauen und Mädchen daran teilgenommen hätten. Aber die Papuamänner hatten ihnen, als sie zur Missionsstation gingen, wieder allerlei vom Barak, einem Geist, den die Frauen nicht sehen dürften, vorgefabelt, und dies Schreckgespenst hatte letztere abgehalten, nach der Missionsstation zu kommen.

Es ging mit dem Weihnachtsbaum, wie mit unserem Harmonium. Auch das hatten die Papuamänner in den Ruf gebracht, daß in ihm der Barak wohne. Die Folge war, daß die Frauen und Mädchen die Flucht ergriffen, sobald sie die Töne des Harmoniums hörten. Ihre Väter, Ehegatten und Brüder hatten ihnen gesagt, wenn sie das Harmonium sähen, so müßten sie sterben.

Erst später ist es Missionar Dassel gelungen, den Papuamännern das Verdächtigmachen unseres Harmoniums zu verleiden. Er wandte dazu eine kleine List an. Als eines Tages Papua unseres Nachbarortes, welche auf der Missionsstation gearbeitet hatten, mit Perlen und Eisen bezahlt sein wollten, sagte er ihnen: „Ich bezahle euch nicht eher, als bis ihr eure Frauen herbeigeholt und ihnen gesagt habt, daß unser Harmonium kein Barak ist, sondern nur zum Singen von „Jesusliedern" dient." Den Männern

war das fatal; aber besorgt, daß ihnen ihr Lohn entginge, schickten sie schließlich jemand ins Dorf und ließen die Frauen holen. Als diese zugegen waren, flüsterten ihnen die Papua etwas ins Ohr; aber Missionar Dassel wußte, es war nicht das, was er ihnen zu sagen befohlen hatte, und gab sich nicht eher zufrieden, als bis die Männer mit lauter Stimme ihren Frauen zuriefen: „Das Harmonium ist kein Barak, sondern eine Sache zum Singen.“

Mancherlei Anschauungsunterricht.

Um den Papua eine Wahrheit des Evangeliums zum Verständnis zu bringen, muß der Missionar sich auch zuweilen sinnbildlicher Handlungsweisen bedienen, ähnlich, wie es die alttestamentlichen Propheten gethan haben. So nahm ich einst einen kleinen Taschenspiegel, den ich zuvor über einer schwalchenden Lampe geschwärzt hatte, zeigte ihn den Papua und fragte sie: „Was ist das?“ Sie antworteten: „dik! — ein Spiegel.“ „Seht ihr“ fragte ich weiter, „euer Bild in dem Spiegel?“ „Nein, wir sehen es nicht; der Spiegel ist sehr schmutzig.“ „Gut,“ sagte ich, „dort an der Wand hängt ein anderer Spiegel, sehet ihr darin euer Bild?“ Sie schauten neugierig hinein und antworteten schmunzelnd: „Ja, in diesem Spiegel ist unser Bild; — dieser Spiegel ist rein, daran ist kein Schmutz.“ „Seht,“ sagte ich nun, „Jehovah hat den Menschen, als er sie schuf, eine Seele gegeben. Diese Seele war ein Weniges, ein Hauch von ihm, und wenn er (Jehovah) in die Seele des Menschen schaute, so sah er darin sein Bild. Die Seele war damals rein und gut, wie Jehovah rein und gut ist. Aber später wollten die Menschen nicht thun, was ihnen Jehovah sagte. Es kam eine böse Stimme, die zu ihnen in ihrem Innern sprach: „Jehovah lügt; was er sagt, ist nicht wahr. Thut Böses! — Das Böse ist auch gut.“ — Die Menschen haben dieser Stimme gehorcht und sind Freunde des Bösen geworden. Das Böse ist auf die Seele des Menschen gefallen, wie Staub und Schmutz auf den Spiegel. Seht, wenn ich den Staub, der alle Tage ein klein wenig auf den reinen Spiegel an der Wand fällt, nicht abwische, dann ist bald viel, sehr viel Staub auf dem Spiegel, und niemand kann darin sein Bild sehen. So ist auch alle Tage und lange, lange Zeit der Schmutz des Bösen auf die Seele des Menschen gefallen. Nun ist die Menschenseele ganz schwarz, und Jehovah kann sein Bild nicht mehr darin sehen. Jehovah liebt jedoch die Menschen. Er will nicht, daß ihre Seelen schwarz bleiben. Darum hat er den Menschen Einen gesandt, der ihre Seelen rein machen

kann. Das ist Jesus." „Womit macht er die Seelen rein?" fragten die Papua neugierig. „Sein Blut," antwortete ich, „wäscht weg unser ganzes Böses."

„Schaut," fuhr ich fort, „da wische ich ein klein wenig Schmutz von dem Spiegel! — sehet ihr jetzt etwas von eurem Bilde darin?" „Kitäk mok! sehr wenig!", erwiderte ein Papua; ich wischte etwas mehr Schmutz von dem Spiegel und fragte: „Was seht ihr jetzt!" Der Papua sagte ungeduldig: „Wisch doch den ganzen Schmutz weg, daß ich mein ganzes Gesicht sehe!" — Ich that ihm den Gefallen, indem ich strichweise allmählich allen Ruß vom Spiegel wischte. Dabei sagte ich: „Seht, so macht es Jesus. Wenn ihr zu ihm sagt: Wisch doch den ganzen Schmutz weg, mache meine Seele rein! so thut er das! Er wischt dann jeden Tag ein klein wenig Böses von der Seele, bis endlich die Seele ganz rein ist und Jehovah wieder sein Bildnis darin sieht."

Auf diese Weise folgt der Missionar dem Beispiele Jesu, von dem es heißt (Marc. 4, 33): „Durch viele solche Gleichnisse sagte er ihnen das Wort, nach dem sie es hören konnten."

Eines Tages bemerkte ein Papua in meinem Hause eine Glasflasche und sagte: „Ihr weißen Leute seid doch klug; wir Papua können solche Flaschen nicht machen; oder werden sie nicht gemacht — wachsen sie vielleicht in eurem Lande?" Ich antwortete: „Nein, die Flaschen wachsen nicht; die machen die weißen Leute in unserem Lande." „Wie macht ihr sie denn?" fragte der Papua. Um ihm eine Vorstellung davon zu geben, bereitete ich etwas Seifenschaum, nahm eine kleine Tonpfeife und machte Seifenblasen. Dabei erklärte ich ihm die Arbeit des Glasbläsers. Natürlich war jetzt der Papua über die buntschillernden Seifenblasen noch mehr erstaunt, als über die Glasflasche; ich glaube, er hätte mir stundenlang zusehen können. Als er endlich ging, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als in seinem Dorfe zu erzählen, was für wunderbare Dinge er eben bei mir gesehen hätte. Bald wallfahrtete nun das ganze Dorf nach der Missionsstation. Einer nach dem andern wollte sehen, wie Flaschen alias Seifenblasen gemacht würden, und es blieb mir nichts anders übrig, als den Wünschen der Leute nachzugeben. Aber zugleich benutzte ich die Gelegenheit, ihre Gedanken auf etwas Besseres zu lenken. „Seht," sagte ich, als ich wieder eine große Seifenblase gemacht hatte, „welch schöner Anblick, solche Blase! — schnell, sehr schnell ist sie aber auf die Erde gefallen und geborsten, und dann ist sie awang lothia, ein Nichts." — „So," erklärte ich, „ist es auch mit den Menschen. Seht ihr einen, der sich schön geschmückt hat, so sagt ihr: „O, welch schöner Anblick, dieser Mann!" und wisset nicht, daß er ein Nichts ist, weil er ohne Jesus ist. Ihr sprecht von der Zauberei, ihr sprecht vom Barak, ihr sagt

wir sind gute Leute; aber alles, was ihr sagt und thut, ist eine leere Sache, weil ihr die Wahrheit, das Jesuswort, nicht kennt und Jesus nicht in euch ist. Wenn ihr sterbt, dann ist eure ganze Sache, euer Zaubern und Barak und euer Sprechen: „Wir sind gute Leute" wie eine Seifenblase, die berstet, und wovon nichts bleibt, als awang lothia — ein Nichts. Nicht so ist es mit Jesus. Jesus und das Jesuswort ist keine leere Sache. Was Jesus dem Menschen giebt, das bleibt. Kommt doch zu Jesus! Er giebt euch sein Wort ins Herz, er macht euer Inneres rein. Habt ihr Jesum, so habt ihr einen guten Inhalt; dann bleibt ihr auch, wenn ihr sterbet; ihr kommt zu ihm in den Himmel!"

Sehr hilfreich bei der Erzählung biblischer Geschichten sind natürlich biblische Bilder. Freilich muß der Missionar es sich dabei gefallen lassen, daß die Leute das Bild zunächst nach ihrer Weise betrachten. Da kann es passieren, daß ein Papua, der das Bild von David und Goliath sieht, zu seinem Nebenmann sagt: „Du, sieh doch, der da, Goliath, ist ein Mann gerade, wie der und der." Oder er ruft aus: „O, welch eine Nase der hat! — er hat eine Nase gerade, wie wir Papua!" Weil auf dem Bild Berge abgebildet sind, ähnlich denen der benachbarten Richinsel, und im Vordergrund ein Fluß zu sehen ist, so bemerkt der Papua schnell: „Sieh, das ist die Richinsel, und da, sieh mal, ist auch das Meer." In der Regel ließ ich die Leute erst ihre Ideen über ein Bild aussprechen und erklärte ihnen dann die biblische Bedeutung desselben. Auf diese Weise bekam ich zuerst die Namen all der verschiedenen Dinge, welche auf dem Bild zu sehen waren, in der Papuasprache zu hören und konnte diese dann bei der Erklärung mit Vorteil verwenden.

Manchmal unterbrachen mich meine braunen Zuhörer mit seltsamen Einwürfen. „Du, Kunze," sagte einer, „Du redest von Jesus, — wo ist denn Jesus?" Ein anderer sagte: „Ich bin traurig, daß ich Jesus nicht sehen kann; ihr weißen Leute wißt so viel von Jesus; — er ist wohl ein sehr guter Mann?" „Meine Eingeweide schmerzen," klagte ein Dritter, „daß Jesus zu euch weißen Leuten und nicht zu uns gekommen ist." Ein anderer bemerkte: „Du hast gesagt, daß nur ein Jesus im Himmel ist; wie kann der alle Menschen sehen?" „Sieh," erklärte ich ihm, „Du weißt, daß nur eine Sonne ist, und doch scheint die eine Sonne jetzt nicht nur hier bei euch, sondern noch bei vielen andern Menschen." „Ja," sagte nun der Papua befriedigt, „jetzt verstehe ich es. — Jesus ist wie die Sonne; wie die eine Sonne alles sieht, so sieht auch der eine Jesus alles." Später hat derselbe Papua eine andere Frage auf dem Herzen: „Kommt Jesus nicht vom Himmel herunter?" „Jawohl," antwortete ich, „später, wenn das Jesuswort (das Evangelium) in alle Lande gegangen ist und allen

Menschen den Weg in den Himmel gezeigt hat, dann wird Jesus wiederkommen! Er wird dann nachsehen, ob die Menschen Jehovahs Bild in ihrer Seele haben, und wenn er sieht, daß sie es nicht darin haben, werden sie nicht in den Himmel, sondern in das große Feuer kommen. Darum sage ich Dir, bete zu ihm: O Jesus, mache Du meine Seele rein! Denke nicht, ich will es ihm später sagen! Du weißt nicht, wann Du stirbst und wann Jesus kommt. Kommt er heute, kommt er morgen, stirbst Du heute, stirbst Du morgen, und Deine Seele ist nicht rein, so gehst Du verloren. Du kannst später nicht sagen: Ich habe es nicht gewußt. Jesus wird dir dann sagen: Du lügst, ich weiß, Kunze hat Dir den Weg des Himmels gezeigt: er hat Dir mein Wort gesagt." Doch wie ernst auch diese Worte den Papua stimmen, so kann er doch die Frage nicht unterdrücken: „Kunze, wird Jesus, wenn er kommt, auf dem großen Schiff der weißen Leute kommen?" „Nein," gebe ich zur Antwort, „nicht auf dem großen Schiff kommt er; er ist kein Mensch, wie wir; er kommt auf den Wolken des Himmels, so daß alle Menschen ihn sehen werden." Da der Papua gerade mit seinen letzten Gedanken bei dem großen Schiff weilt, so muß er noch eine andere Frage thun, die ihn eben sehr beschäftigt. „Höre Du, Kunze," sagt er, „Du bist doch schon weit gefahren auf dem großen Schiff; wenn Du nun da hinauf nach Norden fährst, immer weiter und weiter, stößest Du da nicht mit dem Schiff an die Himmelswurzel?" Ich weiß, unter „Himmelswurzel" versteht der Papua den Horizont, oder, wie er es sich denkt, die Enden des Himmelsgewölbes, das er sich wie eine große Glasglocke vorstellt, die auf der Erde wie auf einem Käseteller ruht. So muß ich dem Papua auch noch, obschon es keine leichte Sache ist, eine astronomische Erklärung geben, worauf er dann schließlich in sein Dorf zurückkehrt. —

Weil die Papua sich leicht daran stießen, daß Jesus ein weißer Mann gewesen sei, so zeigte ich ihnen gerne das Bild von Jesu Flucht nach Egypten, worauf einige Mohren abgebildet waren, und sagte ihnen: „Seht, als Jesus noch ganz klein war, da wohnte er auch einmal bei Leuten, die ähnlich aussahen, wie ihr." Meine Papua waren darüber so erfreut, daß ich das Bild auch ihren guten Freunden zeigen mußte, die sie bei einer anderen Gelegenheit mitbrachten.

Kehrten die Leute in ihre Dörfer zurück, so wurde alles, was der Missionar geredet hatte, eifrig besprochen und weiter erzählt, so daß den Papua gegenüber die Mahnung des Herrn Jesus fast unnötig zu sein scheint: „Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht, und was ihr höret in das Ohr, das predigt auf den Dächern."

Erfreuliche Anzeichen, daß das Evangelium nicht ohne Einfluß auf die Papua bleibt.

Noch läßt sich freilich nicht viel von Erfolgen des Evangeliums unter den Papua sagen; doch bleibe auch des Wenigen nicht ungedacht, was vielleicht zur Ermunterung dessen dient, der dem Missionswerke auf Neu-Guinea seine Teilnahme schenkt.

Da denke ich zunächst an einen jungen Mann, Namens Wadau, aus dem meiner Missionsstation nächstgelegenen Dorfe. Er kam eines Tages mit einer Reihe Männer, die eben in seinem Dorfe zu Besuch waren, zu mir ins Haus. Der junge Mann spielte die Rolle eines Fremdenführers und zeigte seinen Freunden aus der Ferne alles, was auf der Missionsstation zu sehen war. Zu den Sehenswürdigkeiten gehörte natürlich auch ich, der weiße Mann. So traten sie zu mir ins Zimmer, während ich — es war gerade Mittag vorüber — saß und schrieb. Als sie mich und alles, was sonst in meinem Zimmer ihre Aufmerksamkeit erregte, in Augenschein genommen hatten, blieben sie zuletzt vor den Bildern stehen, die an der Wand hingen. Wadau kannte die Bilder; ich hatte sie ihm schon wiederholt gezeigt und dabei manches aus dem Leben Jesu erzählt. Doch die Leute, welche er bei sich hatte, wußten nicht, was sie sich unter den Bildern vorstellen sollten. Verwundert betrachteten sie sie, und ihre Neugierde stieg von Sekunde zu Sekunde. Nichtsdestoweniger blieb ich an meinem Platze sitzen, ohne mich scheinbar um die Männer zu bekümmern. Ich wollte mal sehen, ob nicht Wadau selber die Bilder erklären würde. Aber dieser that ganz gleichgültig und ließ, ohne etwas zu sagen, die anderen die Bilder betrachten. Schließlich fragten sie ihn: „Du, sag doch, was für Bilder sind das?" Wadau zuckte abwehrend die Achseln und verzog nach Papuaart den linken Mundwinkel, was immer so viel heißt, als: ich will nicht — ich habe keine Lust. Jedoch die Leute ließen sich so leicht nicht abfertigen; sie fragten wieder und wieder. Da zog Wadau seine Stirn in düstere Falten und sagte: „Haltet doch den Mund! — Wenn Kunze hört, daß wir von den Bildern reden, so spricht er gleich von Jesus; und wenn ich von Jesus höre, dann bekomme ich Leibschmerzen," soll heißen: dann geht es mir durchs Herz, dann fühle ich mich getroffen.

Das ist nur ein kleiner Zug; aber er zeigt, daß der junge Mensch durch die früher gehörte Verkündigung des Evangeliums angefaßt worden war. Das Evangelium hatte ihn in seinem Sündenschlaf beunruhigt; wenn aber jemand nicht mehr schlafen kann, so darf man die Hoffnung haben, daß er einmal aufstehen wird.

Eines Nachmittags kam ich ins Dorf. Auf dem Dorfplatze war gerade eine Menge Männer, darunter auch wieder Gäste aus anderen Dörfern, versammelt. Ich hatte zwei kleine Bilder in der Tasche. Eins derselben stellte den Heiland inmitten von Kranken, Lahmen, Blinden, Gefangenen und mit Ketten Gefesselten dar. Ich begab mich unter die Leute. Als ich mein Notizbuch aus der Tasche nahm, bemerkte ein Mann jenes Bild. Sofort bat er mich, es ihn ansehen zu lassen, und nötigte mich dann durch allerlei Fragen, das Bild zu erklären. „Sehet," begann ich, während alle aufmerksam lauschten, „als Jesus auf der Erde war, machte er viele Kranke gesund. Er thut das, wenn er will und wir ihn darum bitten, auch heute noch. Jesus heilt aber nicht nur die Leiber, Er heilt auch die Seelen. Wir sind alle innerlich krank. Das Böse hat uns innerlich krank gemacht, und wenn Jesus uns nicht heilt, so verdirbt unsere Seele. Viele Leute sind innerlich blind. Sie sehen das Böse nicht, was in ihnen ist; — Jesus will ihnen die Augen öffnen, daß sie das Böse erkennen und ihn bitten, sie gut zu machen. Auch sind viele Leute taub. Wenn man ihnen sagt: der böse Weg führt ins Verderben, und nur der gute Weg, der Weg, den Jesus zeigt, in den Himmel, so hören sie nicht darauf. Viele Leute sind gebunden. Ihr sagt, der Nawir, Zauberer, binde euch, daß ihr sterben müßt. Ihr sagt das, weil ihr die Wahrheit nicht wißt. Jesus sagt, nicht der Zauberer bindet euch, sondern das Böse, der Satan. Leute, welche der Satan gebunden hat, müssen immer Böses thun. Sie wissen, daß Lügen und Stehlen, Zauberei und anderes böse ist; doch sie können es nicht lassen. Wer aber das Jesuswort in sein Inneres aufnimmt, den macht Jesus los vom Bösen und nimmt ihn zu sich in den Himmel." Nachdem ich solches und manches andere zu den Leuten geredet hatte, nahm ich von ihnen Abschied; da, auf dem Wege nach Hause, kommt mir der Gedanke, daß ich das andere Bild in den Händen der Leute zurückgelassen habe. Ich gehe zurück, um es zu holen. Als ich jedoch am Orte nachsehe, stellt sich heraus, daß ich es doch in meiner Tasche habe. Dabei bemerken nun aber die Leute auch dieses Bild, und kaum sieht es der Mann, welcher mir zu Anfang das erste Bild abgefordert hatte, so spricht er sehr eifrig zu mir: „Geh nicht weg! — setze Dich hier, sonst gehst Du fort! Laß uns das andere Bild auch sehen; sage uns mehr von Jesus!" Wie erfreut war ich, daß die Leute noch mehr „Jesuswort" hören wollten, nachdem sie mir bereits reichlich $1/2$ Stunde zugehört hatten!

Nicht selten geschah es, daß wir bei Tische oder bei unseren Morgen- und Abendandachten von Papua belauscht wurden; standen doch die Thüren unseres Hauses der großen Hitze wegen vom

Morgen bis zum Abend weit offen. Zuerst waren uns solche Lauschereien sehr unangenehm, zumal sich dabei die Papua in ihren Unterhaltungen und Scherzen keinerlei Schranken auferlegten. Mit der Zeit aber durfte ich die erfreuliche Wahrnehmung machen, daß sie sich während unserer Andachten immer ruhig und stille verhielten. Ja, zuweilen hörte ich, daß die braunen Gesellen, einer zum anderen, sagten: „Haltet den Mund! — Kunze liest das Jesusbuch", oder: „er betet zu Jesus." Manchmal war diese Bemerkung von einem Stirnrunzeln begleitet oder wurde nach Papuaweise durch ein Auf- und Abbewegen der rechten Faust bekräftigt. Häufig stellte sich auch, während wir lasen oder beteten, dieser und jener in unsere Nähe und zeigte eine große Andacht.

Gerne nahm ich solche Gelegenheit wahr, meine Papua auf die Bedeutung des Gebetes aufmerksam zu machen und sie ebenfalls zum Gebet zu ermutigen. Weil sie kein Wort für danken haben, so suchte ich ihnen dieses dadurch klar zu machen, daß ich sagte: „Sehet, wir sprechen, wenn wir essen: o Jesus, Du bist gütig; Du giebst uns Speise. Giebst Du uns keine Speise, so haben wir nichts!" — Zu meiner großen Freude geschah es später, daß Leute, welche krank waren und welche ich im Dorfe besuchte, zu mir sprachen: „Kunze, sage doch Jesus, daß er die Krankheit fortnimmt und ich wieder gesund werde!" Auch kamen sie zuweilen selbst auf die Missionsstation, um mich um meine Fürbitte anzugehen. Ich sah hieraus, daß die Papua allmählich anfingen, dem Herrn Jesus etwas zuzutrauen, und daß ihnen ihre heidnischen Nothelfer*) nicht mehr ganz vertrauenswürdig erschienen. Gewöhnlich erklärte ich dann den Leuten: „Ich will es Jesus sagen, daß Er euch gesund mache; aber ihr müßt es auch selber Jesus sagen. Wer nicht selbst zu Jesus redet, der ist kein Jesusfreund."

Manchmal gebrauchten junge Leute einen greulichen Fluch. Als ich die Bedeutung desselben verstand, sagte ich zu ihnen: „Solche Rede ist sehr böse; ein schlechter Mensch nur redet so. Jesus hat solches nicht gerne!" Die Folge war, daß der Fluch mit der Zeit unterblieb; wenigstens wurde er in meiner Gegenwart fast nie mehr ausgesprochen. Geschah es noch einmal von Leuten, die von weither zu der Missionsstation kamen, und es waren gerade Papua zugegen, welche meinen Abscheu davor kannten, so sagten sie wohl zu den anderen: „Schweigt doch! Kunze mag so etwas nicht hören; er sagt, solche Rede sei schlecht, sehr schlecht."

---

*) Vgl. „Im Dienst des Kreuzes," 3. Heft: „Allerlei Bilder aus dem Papualeben."

Gedanken eines Papua nach dem Besuch einer Sägemühle. — Eine Weihnachtspredigt, welche die Papua veranlaßt, unrecht Gut herauszugeben.

Daß die Eindrücke, welche die Papua von dem Evangelium empfangen, nicht nur oberflächlich sind, das möge unter anderem folgendes Erlebnis zeigen. Schon lange hatte ich einem Papua versprochen, er solle mich, wenn ich wieder einmal nach Siar fahre, dorthin begleiten; ich wolle ihm dann zeigen, wie die weißen Leute*) bei Siar aus dicken Baumstämmen Bretter schnitten. Der Mann war sehr gespannt darauf und darum hoch erfreut, als ich endlich mein Vorhaben ausführte. Als wir auf Siar angekommen waren, ließ ihm bald seine Neugierde keine Ruhe mehr. „Kunze," drängte er mich, „komm doch und zeige mir das Bretterschneiden." So begab ich mich mit ihm zur Brettschneide, begleitet von dem Missionsarzt Dr. Frobenius. Unterwegs begegnete uns der Herr Landeshauptmann (der oberste Beamte der Kolonie) und knüpfte ein Gespräch mit uns an. Dem Papua war es jedoch höchst gleichgültig, daß der Mann, der mit uns sprach, ein Landeshauptmann war; er wußte nichts von einer solchen Würde. Unsere Unterhaltung mit dem Herrn Landeshauptmann währte ihm bald zu lang. „Kunze," unterbrach er diesen, „was wartest Du hier? Komm schnell! — wir wollen das Bretterschneiden besehen!" Der Herr Landeshauptmann mochte wohl denken: „Was für ein unverschämter Papua ist das doch!" Indes wir Missionare konnten seine Ungeduld schon verstehen und nahmen es ihm auch nicht übel, daß er noch mit den Anstandssitten der Kulturmenschen auf Kriegsfuß stand. Bald befanden wir uns mit ihm in der Sägemühle. Seine Verwunderung über das Bretterschneiden der weißen Leute war schlechterdings unbeschreiblich. Am meisten staunte er über die Dampfmaschine. Als wir an dieselbe herantraten, flüsterte mir Dr. Frobenius ins Ohr, ich möchte doch dem Papua beim Anschauen der Maschine ein Wörtlein zum Nachdenken sagen. Der Maschinenwärter machte sich den Spaß, das Dampfventil zu öffnen, so daß der Wasserdampf in großen Wolken vor uns niederbrauste. Der Papua bekam keinen gelinden Schrecken und dachte wohl, es ginge dabei nicht mit rechten Dingen zu. Aengstlich trat er Schritt um Schritt zurück und kam erst wieder zur Ruhe, als das Dampfventil geschlossen wurde. Nun ließ Dr. Frobenius die Feuerung

*) Die Neu-Guinea-Compagnie hatte nahe bei Siar, in Friedrich-Wilhelmshafen, eine Sägemühle mit Dampfbetrieb.

öffnen. Voll Entsetzen sah der Papua hinein. Eine solche Glut hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Da sagte ich zu ihm: „Wisse, das ist kein großes Feuer, wie Du wohl denkst. Das ist ein ganz, ganz kleines. Aber ich habe Dir früher einmal von einem Feuer gesagt, in welches die Leute kommen, welche Freunde des Bösen sind und nichts von Jesus wissen wollen. Das Feuer ist groß, sehr groß."

Monate waren seit diesem Gespräch und unserer Rückkehr nach der Dampier-Insel vergangen; ich dachte gar nicht mehr daran, da komme ich gelegentlich ins Dorf. Fast sämtliche Bewohner sind abwesend; nur der Mann, dem ich die Sägemühle gezeigt hatte, ist zurückgeblieben. Er steht bei seiner Hütte und strickt aus Rohr ein Armband. Als er meiner ansichtig wird, winkt er mich zu sich. An seiner ernsten, nachdenklichen Miene erkenne ich, daß er etwas auf dem Herzen hat. „Sag, Kunze", redet er mich an, „Du hast mir früher einmal das Bretterschneiden der weißen Leute gezeigt, Du hast mich damals auch das Feuer sehen lassen. Dabei hast Du etwas von dem großen Feuer und von Jesus gesagt. Meine Eingeweide schmerzen mich, wenn ich daran denke; sage mir noch einmal, was Du früher gesagt hast." Natürlich that ich dies und führte das Gespräch von damals noch weiter aus. Sichtlich bewegt hörte der Mann zu, und ich freute mich, daß jenes unscheinbare Wort, das ich von dem Papua längst vergessen glaubte, doch nicht in den Wind geredet war, sondern in der Stille und Verborgenheit seiner Seele, wie ein Funke unter der Asche, nun schon wochenlang fortgeglommen hatte. Ich erblickte darin wieder eine Mahnung, doch auch bei dem geringsten Samenkörnlein, welches man ausstreut, etwas von Gott zu erwarten.

Noch ein weiteres Beispiel von dem Einfluß des Evangeliums auf Papuaherzen. Es war nach einem Weihnachtsfest, da hörten meine Frau und ich plötzlich in der Nacht lautes Weinen und Klagen der Frauen unseres Nachbardorfes. Im Laufe des folgenden Nachmittags sagte meine Frau zu mir: „Laßt uns doch einmal ins Dorf gehen und nachsehen, warum die Frauen so geklagt und gejammert haben; ich muß immer daran denken." So machten wir uns auf den Weg, nachdem wir noch zuvor Gott gebeten hatten, daß er unseren Gang segne. Im Dorf angekommen, erfuhren wir, daß in der Nacht ein Mann verstorben sei. Um die Hütte, wo der Leichnam sich befand, saßen die Frauen und weinten und klagten. Nun wußte ich, warum Gott meiner Frau jene Unruhe ins Herz gelegt hatte; offenbar wollte er, daß ich zu diesen Leuten ein Wörtlein sagen sollte. Der Mann, der verstorben war, hatte schon manches von Jesu gehört; aber er hatte gewöhnlich nur eine Antwort darauf gehabt, die lautete: „Jesus



Missionsarzt Dr. Frobenius mit Eingeborenen von Siar. (Rechts: ein Papua beim Kochen.)

ngaloksali: ich habe keinen Gefallen an Jesus." Nun war er gestorben, und ich fragte die Leute, ob sie mir wohl sagen könnten, wohin die Seele des Verstorbenen gegangen sei. Als alle schwiegen, erklärte ich: „Ich weiß es auch nicht, wohin sie gegangen ist. Ich weiß nur, daß Bihn (so hieß der Verstorbene) ein Mann war, der nichts von Jesu wissen wollte, und daß das Jesuswort sagt: „Leute, die nichts von Jesus wissen wollen, kommen nicht in den Himmel, sondern in das große Feuer." „Nun," fuhr ich fort, „sagt Bihn nicht mehr: Kunze hat gelogen, das Jesuswort ist nicht wahr. Er wird jetzt sagen: Alles, was das Jesuswort sagt, ist wahr. Jetzt sieht Bihn, daß die bösen Leute ins große Feuer gehen, und ebenso, daß die Jesusfreunde in den Himmel kommen." Ich beschrieb nun weiter den Weg des Lebens und den Weg, der zur Verdammnis führt, und da im Dorfe wenige Monate zuvor dem Barak, einem vermeintlichen Geiste, zu Ehren ein großes heidnisches Fest gefeiert worden war, so fragte ich die Leute: „Ihr seid Freunde des Barak; sagt, was hat er euch gegeben? Macht er euch gesund? Giebt er euch Speise? Nein, ihr wißt, wenn ihr krank seid, so macht Barak euch nicht gesund; auch giebt er euch nichts zu essen. Wenn ihr Barak feiert, so eßt ihr dabei alle euere Feldfrüchte auf, und dann klagt ihr, daß ihr nichts zu essen habt. So seht ihr, daß Barak euch nichts giebt, sondern euch vielmehr eure Sachen nimmt. Jesus aber nimmt nicht, — er giebt. Er nimmt das Böse aus eurem Innern und giebt das Gute hinein; und wenn ein Mensch stirbt, der ein Jesusfreund ist, so führt Jesus ihn in den Himmel." Dies und noch manches andere sagte ich den Leuten, und ich muß gestehen, ich habe nie so aufmerksame Zuhörer gesehen, wie hier. Das Schönste war, daß sich immer mehr Leute um mich scharten. Weil ich ziemlich laut sprach, hatten sie meine Stimme jenseits des Waldes gehört, und, von Neugier angelockt, traten sie — bald hier ein Häuflein, bald dort ein Häuflein — leise, auf den Zehen gehend, aus dem Dickicht hervor. Unter freiem Himmel, beschattet von den rauschenden Wipfeln der Kokospalmen, stand ich da, — um mich herum die Menge der Papua, — die einen auf ihren Füßen hockend, andere auf einem Stein oder Holzklotz sitzend, andere an Bäume oder an die Pfähle ihrer Hütten gelehnt. Das Herz ging mir auf, als ich in die vielen, weit geöffneten Augen blickte, welche unverwandt auf mich gerichtet waren Dabei hatten die Leute den Kopf steif im Nacken, und — was fast einen komischen Eindruck machte — viele bewegten die Lippen wie ein Fisch, der etwas aufschnappen will. Das letztere entsprach so ganz einer ihrer Redeweisen. Wenn nämlich die Papua ausdrücken,' daß sie den Worten jemandes aufmerksam zuhören, so pflegen sie zu sagen: „Ongane ru mani — wir

essen deine Sprache.“ In der That ein trefflicher Ausdruck, vornehmlich, wenn die Sprache, die man „ißt“, die Jesussprache (das Evangelium) ist. Erst wenn das Wort Gottes gegessen, d. h. innerlich als eine Seelenspeise aufgenommen wird, wirkt es Kraft und Leben. Nun, das Beste war, daß die Papua, die mir zuhörten, nicht bloß sagten: „Wir essen deine Sprache,“ sondern daß sie, wie ich folgenden Tages erfuhr, wirklich meine Worte zu Herzen nahmen. Meine Frau und ich merkten, Gott hatte Gnade zu unserem Gange gegeben, und gingen gegen Abend dankbaren Herzens heim. Daß uns Gott noch eine besondere Freude vorbehalten hatte, ahnten wir natürlich nicht; aber Gott thut oft mehr, als wir kleingläubige, kurzsichtige Menschenkinder erwarten und erbitten.

Folgenden Morgens, noch vor Sonnenaufgang, hörten wir laute Stimmen und Gepolter in der Nähe des Missionshauses. „Kunze, Kunze, Kunze!“ rufen einige Männer. Ich denke: „Was mögen die wollen? ich habe doch niemand bestellt,“ und weil die Papua oft müßigerweise jemandes Namen rufen, bleibe ich ruhig zu Bett. Da ruft's zum zweiten und bald zum dritten Mal. Jetzt erhebe ich mich, öffne die Hausthür und schaue ins Freie. Vor mir steht eine Anzahl Männer, die Tags zuvor meine Zuhörer gewesen waren. Auch bemerke ich eine Reihe Bretter, eines neben dem andern an ein Nebengebäude angelehnt. Alle haben ein rotes Zeichen, und sofort weiß ich, wer sie dahingestellt und was das Kommen der Leute zu bedeuten hat. Doch um die Leute zu einem freiwilligen Bekenntnis zu veranlassen, frage ich: „Warum kommt ihr? — sagt an!“ — Meine Frage macht sie sichtlich verlegen. Endlich aber hebt einer mit viel Umständlichkeit zu reden an.

„Kunze“, sagt er, „es ist lange Zeit, viele Monde her, daß Du zu uns auf die Dampierinsel kamst. Als Du wenige Monde hier warst, bautest Du Dein Haus, und eines Tages kam das ai-kas-wok, das „Feuerrauchschiff“ (Dampfschiff), an die Insel und brachte Dir zum Bau Bretter und Balken. Auf dem großen Schiff sind die Balken und Bretter in viele Bündel (Flöße) gebunden worden. Darauf hat man diese Bündel ins Meer geworfen; dann bist Du mit Deinem Boot gekommen, hast jedesmal ein Bündel (Floß) hinten ans Boot gebunden und ans Land gebracht. Während Du ein Bündel nach dem anderen ans Land brachtest, schwammen die übrigen auf dem Wasser, und als Du eben am Strande warst, geschah es, daß eines der auf dem Wasser schwimmenden Bündel zerriß und die Bretter desselben umherschwammen. Wir sahen das vom Dorf aus, und da sind wir mit unseren Kanoes hingefahren und haben hinter Deinem Rücken viele

Bretter aus dem Wasser genommen. Wir haben sie hinter unserem Dorfe ans Land gebracht und dort im Walde unter Blättern verborgen. Wir warteten, ob Du was sagen würdest; aber Du hast nichts gesagt, und so merkten wir, daß Du nichts wußtest. Da haben wir die Bretter ins Dorf gebracht und sie unter uns verteilt. Wir haben sie in unsere Hütten gelegt, dahin, wo es dunkel ist, und Du hast nichts gesehen, wenn Du in unsere Hütten schautest. So haben die Bretter bis jetzt in unsren Hütten gelegen. Nun aber bist Du gestern mit Deiner Frau in unser Dorf gekommen und hast uns das Jesuswort gesagt; Du hast von dem bösen Wege und von dem guten Wege gesprochen. Du hast dabei gesagt: „Jesus sieht alles, hört alles, weiß alles; Jesus sieht euch im Walde, auf dem Meer, er sieht auch in eure Hütten, wenn ihr schlaft." Als wir das hörten, schmerzten uns unsere Eingeweide.*) Wir haben uns, als Du sprachst, gegenseitig angesehen, und es sind uns Deine Bretter in den Sinn gekommen. Da haben wir, einer zum anderen, gesagt: Jesus weiß es, und er sieht auch die gestohlenen Bretter. Wir wollen nicht den schlechten Weg, wir wollen den guten Weg — den Himmelsweg. Darum bringen wir Dir Deine Bretter zurück; -- wir sind Jesusfreunde."

Wie hätten wir uns nicht über dieses Ereignis freuen sollen! Verstanden wir auch unter „Jesusfreunden" etwas mehr, als diese Papua, so war doch das, was sie soeben gethan hatten, ein Schritt, der sie dem Lichte und der Wahrheit näher führte. Wir sagten uns: Sind diese Leute imstande, auf die Verkündigung des Evangeliums hin gestohlenes Gut herauszugeben, so darf man wohl auch die Hoffnung haben, daß sie einmal ebenso gerne die Herzen dem geben werden, der sie mit seinem Blute teuer erkauft und allein ein Anrecht auf sie hat.

Gewiß könnten die Missionare auf den anderen Stationen unserer Neu-Guinea-Mission, Siar und Bogadjim, gleichfalls manches erzählen, was erkennen läßt, daß auch dort das eine und andere Samenkörnlein einen guten Boden gefunden hat. Noch kürzlich berichtete Missionar Hoffmann auf Bogadjim von einem Papua, der, so oft der Missionar in sein Dorf kommt, mit Vorliebe das Gespräch auf religiöse Dinge bringt. Wir lassen hier ein solches Gespräch dieses Papua mit dem Missionar folgen:

(Der Papua): Warum ist Jesus, als er vom Himmel kam, nicht zu uns, sondern zu den weißen Leuten gegangen?

(Miss. Hoffmann): Jehovah hat Jesus für alle Menschen vom Himmel auf die Erde gesandt; zu den Leuten, zu denen Jesus

---

*) „Tingaik imiadai = meine Eingeweide schmerzen, ich bin unglücklich."

nicht gekommen ist, schickt er seine Jünger, und wenn Jesus wiederkommen wird, werden ihn auch die schwarzen Leute sehen.

(Der Papua): Sage doch Jesus: daß er bald wiederkommt! Ich will meine Schweine schlachten, wenn er kommt.

(Miss. Hoffmann): Jesus will dein Herz lieber, als deine Schweine. Sperre die bösen Geister, den Assa (dasselbe wie Barak) und die Zauberei aus deinem Herzen und höre auf Jesu Rede, dann wirst du dich freuen, wenn Jesus kommt, sonst mußt du große Furcht leiden.

(Der Papua): Wird Jesus auch nicht zu lange bleiben? Ich werde sonst sterben, wie mein Vater, ohne ihn gesehen zu haben.

(Miss. Hoffmann): Auch die Toten werden Jesus sehen; denn Jesus wird, wenn er kommt, laut in die Gräber rufen, und dann werden die Toten heraus gehen.

(Der Papua): Jesus wird die Geister der Toten rufen, die Leiber werden nicht lebendig. Gehe hin in mein Haus, da habe ich meinen Vater und meine Mutter begraben. Frage nach; sie sind verwest und können nicht auferstehen.

(Miss. Hoffmann): Weißt du nicht, daß die Yams (eine Knollenfrucht), welche ihr in die Erde legt, auch alle verwesen, und daß dennoch hernach so schöne neue wieder hervorkommen?

(Der Papua): Deine Rede ist gut; ich will darüber nachdenken. Noch geht wenig davon in mein Herz, weil der Weg dahin sehr viele Windungen hat. Aber sag mir immer wieder Rede des Himmels, dann wird auch mein Herz davon erfüllt.

Wir sehen, die junge Saat des Evangeliums bricht hie und da durch die harte Decke der heidnischen Papuaherzen. Freilich die Erntezeit ist noch nicht angebrochen; das wäre auch zu früh. Die älteste rheinische Missionsstation auf Neu-Guinea besteht erst zehn Jahre, die zweite acht; und die dritte ist noch jünger. Berücksichtigt man dabei die häufigen Unterbrechungen, welche die Missionsarbeit zufolge der heftigen Fiebererkrankungen der Missionare erleidet, und erwägt man die großen Schwierigkeiten, womit insonderheit die Erlernung der Eingeborenensprache verbunden ist, so wird man verstehen, daß die christliche Erkenntnis der Papua kaum so weit gefördert sein kann, daß man jetzt schon wahre, zuverlässige Christen unter ihnen erwarten darf. Auf einem so dürren Ackerlande, wie es Neu-Guinea ist, bedarf der ausgestreute Same einer langen Entwicklung; wir müssen schon dem HErrn dankbar sein, wenn sich nur erst hier und da ein grünes Blättchen oder Hälmchen zeigt.

Wie die Papua ihr Vertrauen zu uns bekunden und durch die Missionsgräber zu friedlicher Besinnung gelangen.

Wichtig für den Missionar ist, daß das Volk, unter dem er arbeitet, Vertrauen zu ihm gewinnt; denn ohne Vertrauen darf er nicht auf Frucht seiner Arbeit rechnen. Gott Lob, sehen wir in dieser Hinsicht auf Neu-Guinea manches Erfreuliche.

Es ist schon ein Vertrauensbeweis gegen den Missionar, wenn die Leute in Krankheitsfällen seinen Beistand suchen und sich von ihm ihre Wunden verbinden lassen, noch mehr aber, wenn sie ihm ihre Herzensanliegen offenbaren.

So erinnere ich mich gerne jenes frischen, fröhlichen Papua-Jünglings, Namens Dallida, der häufig mit noch anderen seines Alters zu uns auf die Missionsstation kam. Eines Tages erschien er bei mir mit einem besonderen Anliegen. Er sagte, er wolle gern heiraten, könne aber das Mädchen, welches er wünsche, nicht erhalten, weil die Eltern es ihm nicht geben wollten. „Kunze," meinte er schließlich, „wenn Du mitgehst, so bekomme ich das Mädchen." — „Wie," fragte ich erstaunt, „ich soll mit Dir gehen? Was soll ich denn anfangen, um Dir das Mädchen zu verschaffen?" „Weißt Du," sagte er mit schlauer Miene, „das Mädchen wohnt in Biu (ein 2½ Stunde von der Missionsstation entferntes Dorf). Du nimmst Dein Boot und Deine Ruderer, und ich und Du fahren dahin. Du mußt aber auch Deine fui, Dein Gewehr, mitnehmen". Wenn dann die Leute das fremde Boot kommen sehen, werden sie sofort rufen: „Kunze ipallu! Kunze naht!" Da werden sich bald alle Biuleute, Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen, am Strande versammeln, um Dich zu sehen und mit Dir zu reden. Dann steigen wir ans Land, und Du sprichst mit den Leuten. Ich aber werde mit dem Mädchen sprechen und es bei der Hand fassen. Dann nimmst Du Dein Gewehr und schießt in die Luft. Wenn das Gewehr pang! — pang! — pang! macht, werden die Leute erschrecken und davon laufen. Dann nehme ich schnell das Mädchen und trage es in Dein Boot, und wir fahren eiligst davon." — Ich muß gestehen, ich war höchlichst erstaunt, so etwas zu hören, und hätte nie gedacht, daß ein Papuakopf einen solchen Roman ausdenken könnte. Selbstverständlich konnte ich auf diese Pläne des verliebten Papua nicht eingehen; denn eine veränderte Auflage von dem Raub der Sabinerinnen zu veranstalten, hätte mir als Missionar doch schlecht angestanden. Da ich aber den jungen Menschen um seines freien, offenen Wesens und Blickes willen lieb hatte, so wollte ich ihn doch nicht ganz hoffnungslos fortschicken: ich machte

ihm einen anderen Vorschlag und sagte: „Sieh, was Du gesagt hast, das thue ich nicht; denn das ist böse. So etwas will Jesus nicht haben. Ich will Dir aber zwei Beile und einige Eisenstücke schenken; wenn Du diese den Eltern des Mädchens giebst, so geben sie Dir vielleicht ihre Tochter." — Der Jüngling sagte nicht viel und ging fort. Ich sah ihn mehrere Wochen nicht. Als er sich endlich wieder einmal bei mir blicken ließ, fragte ich ihn: „Nun, hast Du jetzt eine Frau?" „Nein," antwortete er, „ich will keine Frau, ich will noch allein bleiben. Jetzt bin ich dick und rund; wenn ich aber eine Frau habe, dann ißt sie mit mir das, was ich jetzt allein esse, und dann werde ich mager, ganz mager."

Das war zwar kein schöner Grund, ledig zu bleiben; aber es war ehrlich gesprochen, und man sieht daraus, daß auch der Papua sich das Heiraten überlegt. — Wie seltsam übrigens die ganze Sache war, so konnte ich mich doch nur freuen, daß dieser Jüngling mich zum Mitwisser seines Anliegens machte; drei Jahre zuvor hätte mir niemand ein solches Vertrauen entgegengebracht.

Daß sich das Vertrauen der Papua oft in sehr sonderbarer Weise kund giebt, darf man ihnen nicht übel nehmen. Zuweilen ist es verbunden mit einem Stück Aberglauben, indem man den Missionar für ein besonderes Wesen hält. So erlebte es einmal Missionar Hoffmann, als er ein in der Nähe von Bogadjim gelegenes Bergdorf besuchte. Es war gerade zu einer Zeit, wo in fast allen Dörfern die Pocken (Blattern) herrschten. Missionar Hoffmann, von dem langen Gang unter heißer Tropensonne ermattet, nahm im Dorf einen Imbiß; dazu trank er etwas kalten Kaffee, den er sich in Flaschen von Hause mitgenommen hatte. Kaum bemerkten das die Leute, so schlugen sie ihre große Dorftrommel, und alles, was Beine hatte, eilte herbei. Ehe es sich Missionar Hoffmann versah, ließen die Aeltesten des Dorfes Männlein und Weiblein antreten. — Dann bat man Hoffmann, daß er doch jeden einen Schluck Kaffee trinken ließe. Um der Neugierde der Leute einen Gefallen zu erweisen, gab dieser ihren Wünschen nach. Ziemlich lange darnach kam Missionar Hoffmann wieder einmal in dasselbe Dorf. Die Leute waren sehr freundlich gegen ihn. Sie sagten zu ihm: „Oh Ochmann, (Hoffmann konnten sie nicht aussprechen) dein Wasser — sie meinten den Kaffee — ist gut; Du weißt, wir haben, als Du kürzlich hier warst, alle aus Deiner Flasche getrunken; — alle anderen Dörfer haben die Pocken; nur unser Dorf hat keine. Das macht, wir haben Dein „Wasser" getrunken."

Natürlich belehrte der Missionar sie eines besseren; aber auch dieses Beispiel zeigt, daß das Vertrauen der Papua zu den Mis-

sionaren gewachsen ist. Früher hätten sie nie und nimmer etwas genossen, was aus den Händen des weißen Mannes kam.

Etwas sehr Großes war es mir, daß ich mich auf meiner einsamen Dampierinsel, umwohnt von annähernd 2000 heidnischen Papua, je länger, desto sicherer fühlte. Wie leicht hätten diese wilden Eingeborenen mich in ihrer Leidenschaftlichkeit und aus Habsucht ermorden können! und wie manchmal mögen sie anfangs wirklich einen Anschlag gegen mich gefaßt haben, wenn mir auch wenig davon zu Ohren gekommen ist! Aber von Monat zu Monat stellten sie sich freundschaftlicher gegen mich, und immer sorgloser durfte ich mich unter ihnen zur Ruhe legen. In der Hauptsache schrieb ich dies dem stillen Einfluß des Evangeliums zu, der von der Missionsstation ausging.

Als ich wieder einmal wochenlang auf meiner Insel allein war, besuchte mich eines Tages ein junger Mann, Namens Tanggoi. Er war mit Speer und Schild bewaffnet. „Warum," fragte ich ihn, „kommst Du mit Schild und Speer; willst Du mich etwa töten?" Ich wußte, daß ihm dieser Gedanke fern lag; er kam in durchaus friedlicher Absicht; nur wünschte ich aus seinem eigenen Munde zu vernehmen, wie er gegen mich gesinnt sei. „Vor langer Zeit," erwiderte er, „als Du erst wenige Tage bei uns auf der Insel warst, da würde ich den Speer gegen Dich geschleudert haben, wenn die Männer unseres Dorfes gesagt hätten: „Laßt uns Kunze töten!" Aber heute könnte ich es nicht thun. Dort — und damit deutete er mit der Hand nach dem kleinen Missionsfriedhof — hast Du Missionar Klaus, Pilkuhn und Deine Frau begraben; wenn ich daran denke, dann werden mir meine Eingeweide schwach, und sehe ich Dich, so fühle ich Mitleid, so daß der Speer in meiner Hand zur Erde sinkt." — Ein Beweis, daß auch die Missionsgräber solchen Heiden predigen, und daß ihre stille Predigt nicht ohne Einfluß auf deren Herzen bleibt.

In mißlicher Lage. — Ein dankbares Papuaweib.

Etwa ein halbes Jahr nach unserer Ankunft auf der Dampier-Insel, als Missionar Scheidt und ich eben den Bau unseres Missionshauses vollendet hatten, kamen Leute aus den Bergen zu uns auf die Station, um Holz abzuliefern, das ich bei ihnen bestellt hatte. Das Holz war von den Leuten nicht sorgfältig genug bearbeitet, deshalb forderte ich, daß sie es noch besser behieben. Sie waren dazu bereit und machten sich, als ich ihnen die erforderlichen Werkzeuge, Beile und anderes, geliehen hatte, wacker an die Arbeit,



Papua im Kriegs- und Tanzschmuck.

so daß Missionar Scheidt und ich unbesorgt unseren Geschäften nachgingen. Plötzlich aber schauen wir auf und sehen die Papua mit unseren Werkzeugen durch Gebüsch und Wald auf und davonspringen. Was sollten wir thun? Der Verlust an Geld wäre noch zu verschmerzen gewesen: allein wir hatten die Werkzeuge sehr nötig, zumal sie sich auf unserer Insel nicht so bald durch neue ersetzen ließen. Schleunigst lief ich, von zwei Miokesen *) begleitet, den Dieben nach. Leider eilten die Miokesen mir weit vorauf und machten auf dem Wege durch den Urwald viel Lärm, so daß die Leute des Dorfes, aus welchem die Diebe stammten, dadurch beunruhigt wurden. Dazu kam, daß die Diebe, bevor sie ihr Dorf erreichten, die gestohlenen Werkzeuge versteckten und dann unter ihren Dorfgenossen das Gerücht verbreiteten, wir kämen in böser Absicht. Nicht lange dauerte es, so schlugen diese die Alarmtrommel, um auch die waffenfähige Mannschaft der umliegenden Bergdörfer zusammenzurufen.

Inzwischen hatten wir das Dorf erreicht und standen am Fuße eines mäßigen Hügels, auf welchem sich ein großer, freier Platz befand. Dort hatte sich eine Menge Papua aufgestellt, mit Pfeilen, Speeren und Schilden bewaffnet. Mit finsteren, herausfordernden Mienen und wüstem Geschrei blickten sie auf uns herab, während Zuzüge aus anderen Dörfern den wildtobenden Haufen zusehends vermehrten. An Flucht war unsererseits nicht zu denken; denn sicher wäre uns die Menge gefolgt und hätte uns ihre Speere nachgeschleudert. Das Beste war, ich blieb, wo ich stand. Nicht so dachten freilich meine anfangs so mutigen braunen Begleiter. Der wütende Papuahaufe hatte sie in Angst gesetzt, und ehe ich es mir versah, suchten sie das Weite. Dabei geschah dann freilich, was ich befürchtet hatte: einer von ihnen erhielt einen Speerwurf, der ihm die Wade durchbohrte.

Natürlich war mir, als ich so allein der aufgeregten Papuarotte gegenüberstand, nicht wohl zu Mute; doch hoffte ich noch, es würde mir gelingen, die Leute von der friedlichen Absicht meines Kommens zu überzeugen. „Seht doch," rief ich ihnen zu, „ich habe leere Hände und keine Waffen, ich bin nicht gekommen, euch zu schlagen! Ich will nichts, als daß ihr mir meine Beile und Aexte zurückgebt; dann gehe ich wieder nach Hause." Aber selbstverständlich begriff der größte Teil der Leute meine Rede nicht, da sie von dem Diebstahl keine Ahnung hatten, und sie fuhren fort mich zu bedrohen.

---

*) Leute aus dem Bismarck-Archipel, die bei uns als Arbeiter und Ruderer waren, Heiden wie die Papua und ebenso wie diese aussehend.

Meine Lage ward immer mißlicher. Auch war ich keinen Augenblick sicher, daß nicht aus dem nahen Urwald zur Rechten und Linken ein Speer auf mich geschleudert würde. Da entschloß ich mich zum äußersten. Vor mir auf dem Hügel, auf welchem die bewaffnete Papuaschar mit wütend grinsenden Gesichtern umhertanzte, hatte ich einen sehr dicken, alleinstehenden Baum bemerkt. Gelang es mir an diesen heranzukommen, so konnte ich wenigstens meinen Rücken decken und brauchte keinen Speerwurf aus dem Hinterhalt zu befürchten. Ich versuchte daher, während zwischen mir und den Leuten noch immer herüber- und hinübergesprochen wurde, unvermerkt Fuß für Fuß den Hügel hinan und in die Nähe des Baumes zu kommen, — in der That ein gefahrvolles Unternehmen; aber es gelang. Ich erreichte den dicken Baum und stellte mich schnell davor. Doch meine Lage hatte sich damit wenig gebessert. Nach wenigen Augenblicken hatte mich die wilde Papuahorde wütenden Blickes und unter höhnendem Geschrei umzingelt; und bald berührte dieser, bald jener mit seiner Speerspitze meine Brust. Die Beine zitterten mir wie Espenlaub, und ich konnte Gott nur bitten, daß er meinen Augen einen ruhigen Blick schenke; denn merkten die Leute, daß ich mich fürchtete, so schwoll ihnen der Kamm noch mehr. — Plötzlich schwirrte ein sechs bis acht Fuß langer Speer durch die Luft und riß mir meinen großen Basthut vom Kopf, den er zu meiner Seite in die Erde spießte. Der Speer hätte nur wenige Zoll tiefer zu treffen brauchen, so wäre es um mich geschehen gewesen. Ich dankte Gott im Stillen für seine gnädige Bewahrung. Allein schon hatte der Mann einen zweiten Speer zum Wurf bereit. Es war kein Zweifel, daß er jetzt sein Ziel besser als zuvor ins Auge fassen würde. Ich fühlte, Zeit und Ewigkeit lagen für mich nahe beisammen, und aus meinem geängsteten Herzen rang sich der Seufzer: HErr hilf!

Da — was sehe ich?! — wirft sich plötzlich dem Manne, welcher den Speer gegen mich gerichtet hat, eine Papuafrau entgegen, faßt den Speer und drückt ihn mit Gewalt zur Erde nieder. Der Mann, darüber noch aufgebrachter, sucht den Speer mit Ungestüm den Händen der Frau zu entwinden. Doch diese hält fest, und beide ringen miteinander. Dank dieses Zwischenfalls wird die Aufmerksamkeit der ganzen Menge von mir abgelenkt. Aller Blicke wenden sich den beiden Ringenden zu, und fast scheint es, als ob sich niemand mehr um mich kümmere. Diesen Augenblick benützend, begebe ich mich zu einer der naheliegenden Hütten und setze mich auf deren Gebälk, mit dem Rücken an die Giebelwand gelehnt. Nicht lange hatte ich so gesessen, da löste sich der Papuahaufe auf. Die meisten kehrten in ihre Hütten zurück; die anderen

blieben noch, sich in kleinen Gruppen lebhaft unterhaltend. Schließlich kamen auch einige ältere Männer zu mir; und was mir vorher dem großen Haufen gegenüber nicht möglich gewesen war, das gelang mir jetzt diesen gegenüber. Ich konnte mich ruhig aussprechen, so daß sie allmählich den Zusammenhang der Dinge und den Zweck meines Kommens begriffen. Nachdem ich ausgeredet, sagte einer der Männer zu mir: „Gehe ruhig nach Deinem Hause, — wir bringen Dir Deine Werkzeuge zurück." Inzwischen hatte auch Missionar Scheidt durch die davongeeilten Miokesen Kunde von meiner bedrohlichen Lage erhalten. Eilends kam er herbei, um, wenn möglich, mir Hilfe zu leisten. Gott Lob war, als er erschien, alle Gefahr vorüber. Wir kamen unbehelligt nach Hause und erhielten auch folgenden Tages die meisten gestohlenen Werkzeuge zurück.

So hatte mich der gnädige Gott wunderbar aus der Hand des wildtobenden Haufens errettet durch ein schlichtes Papuaweib. Vor einer Reihe von Wochen hatte ihr Missionar Scheidt eine Wunde verbunden. Niemand von uns dachte mehr daran; aber die Frau hatte die ihr erwiesene Wohlthat nicht vergessen. Als ich mich in der soeben beschriebenen Lebensgefahr befand, hörte sie, vom Felde heimkehrend, den Lärm der Männer und das Klappern ihrer Waffen. Neugierig eilt sie nach dem Ort des Tumultes, sieht die bewaffnete und erregte Schar und dort, an den Baum gelehnt, den bekannten weißen Mann, gegen den soeben die Speere der Männer gezückt sind. Im selbigen Augenblick ist ihr Entschluß gefaßt. Allen Widerstand verachtend, wirft sie sich auf jenen Mann und wird so meine unvergeßliche Lebensretterin.

Mögen immerhin die Papua die Worte „Dank" und „danken" nicht kennen, so beweist doch das Verhalten dieses Weibes, daß die Dankbarkeit selbst ihrem Herzen nicht fremd ist. Ein Volk aber, das noch solche Frauen aufweist, ist es wert, daß man ihm das Evangelium bringe, auch wenn es nur wenigen unter ihnen ein Geruch des Lebens zum Leben werden sollte.

In Gefahren zu Wasser und zu Lande.

Die soeben beschriebene Gefahr war nicht die einzige, in welcher mein Leben unter den Papua geschwebt hat.

Eines Tages kam ich ins Nachbardorf und bemerkte an einer der Hütten ein mir gehöriges Brett. Der Eigentümer der Hütte, welcher — nebenbei gesagt — die Gewohnheit hatte zu behaupten: „Ich bin ein Ehrenmann," stand in der Nähe und arbeitete. Ich



Papuadorf auf Siar.

trat zu ihm und sagte: „Du, sieh! da ist ein Brett, das mir gehört; bringe es auf die Missionsstation!" „Nein," gab er zur Antwort, „das Brett gehört Dir nicht; es gehört mir!" Da zog ich es hervor und wies ihn auf das rote Zeichen hin, womit jedes meiner Bretter versehen war. Kaum aber merkte er, was ich that, so geriet er außer sich vor Wut, griff nach seinem Speer und drang auf mich ein. Ich trat einige Schritte zurück, entblößte dann ruhig meine Brust und sagte: „Siehe, ich bleibe, du darfst mich speeren; aber wisse: Jesus sieht alles!" Da ließ der Mann seine Mordwaffe sinken, und ich konnte ungefährdet nach Hause gehen.

Ein anderes Mal war großer Lärm im Dorfe. Zwei der angesehensten Männer waren in Streit geraten, weil jeder behauptete, der größte und mächtigste zu sein. Schließlich sagte der eine zu dem anderen: „Du hast doch schon vor langem gesagt, daß Du Kunze ermorden wolltest; warum thust Du es nicht? Du sagst ja, Du hättest einen großen Anhang und seiest stark." — Es war mir seltsam zu Mut, als ich solches vernahm; ließ mich doch Gott damit wieder mal hinter den Vorhang sehen, damit ich inne würde, daß der Hüter Israels nicht schläft noch schlummert und den Rat der Heiden zunichte macht.

In große Lebensgefahren brachten mich häufig meine vielen Bootsfahrten, die ich nicht vermeiden konnte. Wollte ich auf meiner einsamen Dampier-Insel Lebensmittel haben, so blieb mir nichts übrig, als sie mit dem Boot weither zu holen; ebenso konnte ich ferner gelegene Dörfer der Dampier-Insel nur mit dem Boot erreichen.

Die schlimmste Fahrt, welche ich erlebt habe, war die im Januar 1891, von der ich schon im ersten Heftchen kurz erzählt habe. Ich habe diese Fahrt wohl den Ritt mit dem Tode genannt. Von furchtbarem Sturm, der das Meer zu haushohen Wellenbergen aufwühlte, überrascht, wurde ich tage- und nächtelang in meinem kaum 30 Fuß langen, schwerbeladenen Missionsboot umhergeworfen. Nebel und dichte Wolken verhüllten Sonne und Küste, so daß ich nicht wußte, wo ich mich befand und wohin mich der Sturm jagte. Dazu versagte auch mein einziger Wegweiser, mein kleiner Kompaß, seine Dienste. Sah ich aber in weiter Ferne je und dann die Rich-Insel (die Nachbarinsel von Dampier) aus den Wolken ragen, so erlangte ich dadurch nur die beängstigende Gewißheit, daß der Sturm — je nachdem er aus der einen oder andern Himmelsrichtung kam — mich bald 40 Seemeilen südöstlich, bald 50 Seemeilen nördlich von der Dampier-Insel in die offene See hinausgetrieben hatte. Nacht und Tag ergoß sich der Regen in Strömen, und die hochgehenden Wogen überschütteten uns bald von dieser, bald von jener Seite mit Seewasser, so daß wir keinen

trockenen Faden am Leibe behielten und des Nachts vor Frost zitterten. Dazu bekamen wir infolge des Salzwassers über den ganzen Körper Beulen, welche uns die furchtbarsten Qualen verursachten, namentlich mir, der ich, um das Boot sicher über die daherstürmenden Wogenberge hinwegzuführen, nie den Platz am Steuer verlassen durfte. Mit Aufbietung aller Kräfte mußte ich mit der einen Hand das Steuer, mit der anderen das dicke Leitseil des Segels halten; denn wenn der Sturm das zum Bersten geblähte Segel meinen Händen entriß, so schien unser Untergang gewiß. Unbegreiflich ist es mir, wie ich, ohne die Augen zum Schlaf zu schließen, Tage und Nächte hindurch diese Anstrengungen habe aushalten können. Auch war uns schon am ersten Tage Proviant und Trinkwasser ausgegangen. Einen Biskuitkuchen, den Missionar Bergmann für meinen auf der Dampier-Insel weilenden Gefährten Scheidt mitgegeben hatte, mochte ich nicht angreifen. Erst als er von Seewasser durchweicht war und der Hunger größer und größer ward, stand ich nicht mehr an, ihn zu verzehren. Ja, ich wagte es sogar als eine specielle Fürsorge Gottes anzusehen, daß mir der Kuchen mitgegeben worden war.

Wiederholt, aber immer vergeblich machte ich Versuche, die Rich-Insel zu erreichen; endlich, am Abend des dritten Tages, schien es, als ob es mir gelingen sollte. Der herrlichste Sternenhimmel blickte auf uns nieder, und die Hoffnung auf Rettung, welche mir schon fast gänzlich geschwunden war, wurde neu belebt. Aber welche Enttäuschung! Ueberraschend schnell sammelten sich schwere, dunkle Wolken am Himmel, und unheimliche Finsternis brach herein. Donner grollten. Blitze zuckten. Ein Gewitter furchtbarster Art entlud sich, und verstärktes Sturmesbrausen begann. Wie ein Spielball wurde das Boot hin- und hergeworfen. Wir jagten durch Nacht und Graus. Ich konnte die eigene Hand nicht vorm Auge erkennen — so dunkel war es; und dazu die beständige Gefahr, an den nahen Riffen und Klippen zu zerschellen! Ich schloß mit dem Leben ab; nichts schien mir gewisser, als unser Untergang. Doch die lange, bange Nacht verging; es grüßte der Morgen, und neue Hoffnung zog ins verzagte Herz. Gegen Mittag sehe ich den 4000 Fuß hohen Gipfel des Dampiergebirges weit hinter mir aus den Wolken ragen. Wir sind annähernd 50 Seemeilen nach Norden verschlagen; wie wird's enden? Da setzt plötzlich der Wind aus entgegengesetzter Himmelsrichtung ein, wir spannen das Segel auf, und fort eilt das Boot vom Mittag bis zum andern Morgen. Wir erleben einen schönen Sonnenaufgang — und welche Freude! wir sind in nächster Nähe der Rich-Insel. Noch immer aber droht uns Gefahr. Wir werden vom Wellengang mehr und mehr den die Insel umgebenden Riffen zugetrieben.

Zu abgemattet von den Strapazen, vermögen wir nicht mehr durch Rudern Widerstand zu leisten. Nur einen Augenblick, und das Fahrzeug muß in die tosende Brandung geraten, welche schäumend über das nahe Riff hinwegrollt! Da bemerke ich einige Papua am Strande. „Kommt herüber," rufe ich, „und helft uns!" Die Papua springen in die Flut, und eben, als das Boot in den Strudel der Brandung gerät, erfassen sie es und ziehen es glücklich über das gefährliche Riff.

Unmöglich ist die Freude zu beschreiben, womit wir nun unsere Füße auf den sicheren Boden stellten. Gern hätten wir jetzt von all den überstandenen Mühsalen ausgeruht; allein die Menge neugieriger Papua, welche uns bald umlagerte, ließ es nicht zu. Erst als sich diese zerstreut hatten, konnten wir in den beiden elenden Hütten, welche am Strande standen, unterkriechen. Es war kein angenehmes Obdach. Die Hütten waren kaum eineinhalb Meter hoch und standen ohne Fußboden direkt auf der Erde. So ward die nackte Erde unser Bett, ein Holzklotz und einige darum gewickelte Kleidungsstücke mein Kopfkissen. Den Körper mit eiterigen Geschwüren bedeckt, die Füße von dem beständigen Sitzen in Nässe und Kälte angeschwollen — konnte ich bei diesem unbequemen Lager an Schlaf kaum denken. Nichtsdestoweniger priesen wir uns glücklich, wenn wir all dessen gedachten, was hinter uns lag.

Wegen des noch immer herrschenden Sturmes mußten wir einige Tage auf der Rich = Insel verweilen. Um die Dörfer derselben und ihre Bewohner näher kennen zu lernen, beschloß ich folgenden Tages eines derselben zu besuchen. Eine Schar Papua, welche sich eben an unserm Lagerplatz aufhielt, sollte mich begleiten. Doch sie hatten keine Lust dazu und suchten mich durch allerlei Einwände von meinem Vorhaben abzuhalten. So brach ich denn allein mit einem meiner Ruderer auf. Kaum aber hatten wir uns erhoben, so eilten die Papua in auffälliger Weise auf einem Seitenwege ebenfalls davon. Nach kurzer Wanderung gelangte ich mit meinem Miokesen an einen Bach, und letzterer, welcher barfüßig war, nahm mich auf den Rücken, um mich durch das Wasser zu tragen. Im selbigen Augenblick aber erschienen die davongeeilten Papuamänner und nahmen bedrohlich am gegenüberliegenden Ufer Stellung, um uns am Ueberschreiten des Baches zu hindern. Einen Moment war ich zweifelhaft, was ich thun sollte. Da fühle ich in meiner Jacke die Taschenuhr. Mit Blitzesschnelle ziehe ich sie aus der Brusttasche und halte sie der speerbewaffneten Schar entgegen. Verdutzt sehen die Papua das sonderbare Ding mit dem weißen Zifferblatt, sie halten es für eine Mordwaffe und rufen: „Kunze, schlage uns nicht! Wir keine Feinde, wir Deine Freunde! — wir Speere nicht, wir Schilde nicht!" So konnte ich auf dem Rücken meines Ruderers ruhig



Ein speerwerfender Papua.

den Bach überschreiten, und die Papua, nun zu den freundlichsten Führern umgewandelt, geleiteten mich in ihr Dorf und bewirteten mich dort in liebenswürdiger Weise mit Kokosnüssen.

Eine andere böse Bootsfahrt war die im Juli 1892, als ich den Missionsgehilfen Pilkuhn, der wenige Wochen zuvor von Deutschland angekommen war, von der Missionsstation Siar abholte. Auch dabei mußten wir einige Nächte bei ärgstem Wetter auf dem Meere umhertreiben. Aber größer, als die Gefahr, welche wir auf dem Meere auszustehen hatten, war die, in welche wir bei unserer Rückkehr an der Küste der Dampier-Insel gerieten.

Als wir uns nämlich der Westseite unserer Insel näherten, geschah es, daß die besonders verwegene Bevölkerung dieser Gegend unser Boot bemerkte. In wenigen Minuten hatten sämtliche Männer aus den dortigen Dörfern ihre schnell beweglichen Kanoes bestiegen, und ehe wir es uns versahen, waren wir von der mit Pfeil und Bogen bewaffneten Schar umzingelt. Ihre Absicht war, uns entweder auszurauben oder zu töten. Schon streckte sich eine Menge Papuahände aus, um unser Boot festzuhalten und dann das Rauben und Plündern zu beginnen.

Meine vier braunen Ruderer waren in großer Angst, und auch mein Begleiter Pilkuhn, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal die Neu-Guinea-Nöte kennen lernte, wurde besorgt. Letzterer hatte ein zum Vogelschießen bestimmtes Schrotgewehr bei sich; aber der Gebrauch desselben würde uns jetzt nur Unheil gebracht haben. Denn hätten auch die damit abgegebenen Luft- und Schreckschüsse die Papua für eine Weile in Furcht gesetzt und sie vielleicht in die Flucht getrieben, so würden sie doch bald ihre Verfolgung fortgesetzt und aus einiger Entfernung mit Pfeilen auf uns geschossen haben. Ich brachte daher das Gewehr in meinen Gewahrsam und nahm einen kleinen Rohrstab zur Hand, der sich zufällig im Boot befand. Nun befahl ich meinen Miokesen, aus Leibeskräften die Ruder einzusetzen, und klopfte dann den Papua, welche das Boot an der Fortbewegung hindern wollten, bald links und rechts auf die Finger, so daß sie jedesmal schnell ihre Hand zurückzogen. Dabei glitt das Fahrzeug unter den kräftigen Ruderschlägen schneller und schneller über die Wasserfläche dahin und gewann allmählich einen kleinen Vorsprung vor den verfolgenden Kanoes. Die Papua wollten uns aber doch so leichten Kaufes nicht davon lassen und beschleunigten gleichfalls ihre Fahrt.

Inzwischen näherten wir uns einem anderen Dorf, und bald bemerkten wir, daß auch von diesem aus bemannte Kanoes uns entgegenfuhren. Bald umschwärmten sie uns ebenfalls, und ich befürchtete, es möchte uns jetzt schlimmer als zuvor ergehen. Da riefen mir die Leute, welche wohl bemerken mochten, daß ich ihnen

auszuweichen suchte, mit lauter Stimme zu: „Kunze, wir nicht Feind — wir Dein Freund! wir keine Schilde, keine Speere!" Ich war im Zweifel, ob ich dieser Bezeugung friedlicher Gesinnung trauen durfte, als plötzlich auf einem der nächsten Kanoes ein Mann, Taimal mit Namen, seinem Jungen den Befehl gab: „Hebs Bein hoch!" Der Junge that es; aber ich achtete nicht weiter darauf. Da kommandierte der Vater zum zweiten und dritten Mal: „Hebs Bein hoch!" und rief dann, sich an mich wendend: „Sieh doch, Kunze, das ist mein Junge; kennst Du ihn denn nicht mehr? Ich habe vor langer Zeit mit ihm den weiten Weg zu Dir (nach der Missionsstation) gemacht. Damals hatte er eine große Wunde am Bein; Du hast sie ihm verbunden, und jetzt ist das Bein heil, ganz heil!" Nun konnte ich getrost sein; ich wußte, jetzt hatten wir nichts mehr zu fürchten, und es währte gar nicht lange, so fuhren unsere Verfolger, die die Rede des Taimal mit angehört hatten, wieder davon. Ich aber dachte in meinem Sinn: wozu nicht das Wundenverbinden gut ist! Wahr bleibt das Wort des Heilandes: Wer einen tränket mit einem Becher Wassers in meinem Namen, dem wird es nicht unvergolten bleiben. (Mark. 9.41.)

Wohlgemut fuhren wir nun längs der Insel weiter, bis wir mitten in finsterer Nacht plötzlich in eine Brandung gerieten. Mit Wucht faßte sie das Boot und warf uns an das steinige Ufer. Glücklicherweise gelang es uns schnell, die im Boot befindliche Ladung aufs Land zu werfen; und nachdem noch einige Papua herzugekommen waren, konnten wir auch das Fahrzeug in Sicherheit bringen. Es folgte nun eine Nacht unter freiem Himmel bei Regen und Zähneklappern. Am anderen Morgen mußte das Boot dicht gemacht werden, — es hatte doch etwas gelitten, — und erst dann konnten wir an die Weiterfahrt denken.

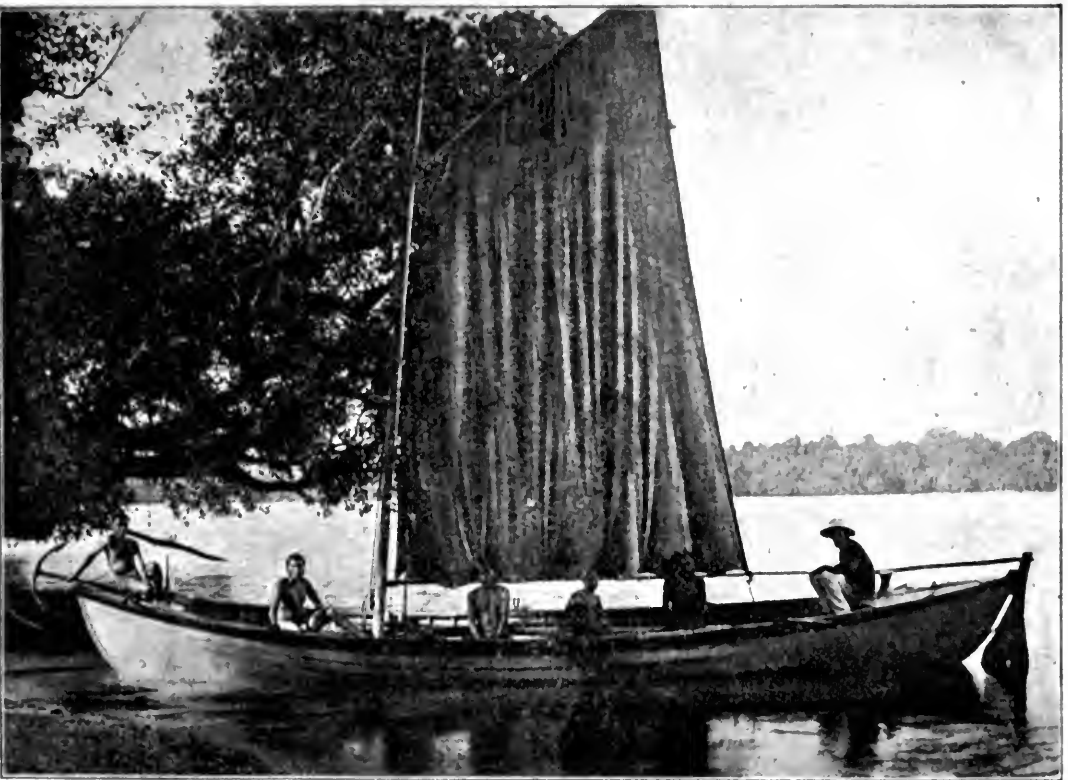
Was ich auf meiner Reise um die Dampier-Insel erlebte.

Daß solche Bootsfahrten kein Vergnügen sind, braucht nicht gesagt zu werden. Sie greifen nicht nur — namentlich in einem Klima, wie dem Neu-Guineas — die Gesundheit ganz besonders an, sondern sind auch häufig mit den größten seelischen Aufregungen verknüpft.

Um meine etwa 6 deutsche Quadratmeilen große Dampier-Insel genauer kennen zu lernen, machte ich mich im März 1893 an eine Umfahrt derselben. Ich wußte, ich würde dabei oft Not haben, um mich durch das Gewirr von Riffen und Klippen, welche die Insel umgeben, hindurchzudrängen. Deshalb benutzte ich das

kleinste, am wenigsten tiefgehende Boot, welches ich besaß. Außer zwei Ruderern (Miokesen) nahm ich noch zwei Papuaknaben als Begleiter mit, damit, wenn ich mit Leuten fremder Dörfer in Berührung käme, diese sofort sähen, daß ich ein Freund der Papua sei.

Am Vormittag des ersten Reisetages landeten wir in dem Dorfe Wassilonne. Merkwürdigerweise trafen wir das Dorf leer. Es war dies sehr bedenklich. Wenn sich in einem Papuadorfe keine Frau oder kein Kind zeigt, so darf man immer annehmen, daß die Leute feindlich gesinnt sind. Ich gebrauchte deswegen alle Vorsicht und ließ das Boot nur am Strande aufschurren, so daß wir es im Falle der Gefahr jeden Augenblick wieder besteigen und schnell in Fahrt bringen konnten. Dann trat ich mit meinen Begleitern in das menschenleere Dorf. Während wir bald dahin, bald dorthin schauten, bemerkte endlich einer meiner Jungen eine Papuafrau, welche sich im nahen Wald hinter einem Baum versteckt hielt. Mein Papuajunge redete sie freundlich an und erklärte ihr, wer ich sei. Nach einer Weile trat noch eine zweite Frau schüchtern aus dem Gebüsch hervor, mit welcher wir gleichfalls einige Worte wechselten. Dann ließen wir uns in einer der nahen Hütten nieder. Nicht lange hatten wir dort gesessen, so hörten wir eine Schar Papuamänner aus dem Walde heranstürmen, die unter lautem Geschrei mit den Schilden klapperten und ihre Speere schwangen. Sie rüttelten an der Hütte, darin wir saßen, schlugen mit ihren Schilden und Speeren daran, kurz, polterten und gebärdeten sich, daß einem bange werden konnte. Ich ließ mich jedoch nicht außer Fassung bringen, sondern blieb ruhig und freundlich gegen sie, und bald setzte sich die ganze lärmende Gesellschaft, lustig mit meinen Papuajungen schwatzend, zu uns. Auch die Frauen und Kinder erschienen jetzt. Alle wollten den tiwud, den weißen Mann sehen, der, um ihr Vertrauen zu gewinnen, jedem eine Kleinigkeit Tabak schenkte, wie dies unter den Papua Sitte ist. Am Nachmittag besuchte ich mit den Leuten ein ferner gelegenes Bergdorf. Anfangs drangen sie darauf, daß ich ihnen vorausginge; doch ich zog es vor, ihnen nachzufolgen, damit nicht jemand unvermerkt mir seinen langen Speer in den Rücken schleudere. Das Bergdorf, welches wir besuchten, war ziemlich groß und mit einer recht hohen Pfahlmauer umgeben. Ich sah daraus, daß es mit irgend einem anderen Dorfe auf Kriegsfuß stand. Das Thor, welches durch das Gehege führte, war nicht größer als ein kleines Dachfenster; einer nach dem anderen, auch ich, mußte auf Händen und Füßen hindurchkriechen. Die Leute nahmen mich sehr freundlich auf; ja, weil meine Papuaknaben inzwischen schon verraten hatten, daß ich ein „Jesusmann" (Missionar) sei, führte man mich



Das Missionsboot mit Missionar Kunze und seinen braunen Ruderern.

sogar zu einem Schwerkranken und sagte zu mir: „Kunze, thue einen Spruch, damit er gesund wird!“ Die Leute hielten mich augenscheinlich für einen großen Zauberer. Um sie von diesem Aberglauben zu heilen, sagte ich: „Ich bin ein Mensch, wie ihr; ich kann niemand gesund machen. Das kann nur Jesus: — zu ihm müßt ihr reden (beten).“ — Da forderten sie mich auf, daß ich es thun möchte. Ich sprach ein kurzes Gebet, um damit zugleich den Leuten zu zeigen, wie sie beten sollten; auch sagte ich ihnen manches andere von Jesu*), dessen Name ihnen noch ganz fremd war.

Ins Stranddorf zurückgekehrt, übernachteten wir in der Hütte, welche wir zuerst betreten hatten. Da die Leute hier eine andere Sprache redeten, so sammelte ich Worte, wo immer ich welche vernahm, und ließ mir von einem meiner Papuajungen das Gehörte erklären. Schließlich aber wurde er dessen überdrüssig und erklärte im ärgerlichen Ton: „Ach Kunze, was fragst Du immer Sprache? Mein Mund schmerzt vom vielen Antworten!“ Große Freude bereitete es mir, daß, während ich scheinbar schlafend auf dem harten Bretterboden der Hütte lag, meine beiden Papuajungen den um uns her lagernden fremden Leuten alles sagten, was sie früher auf der Missionsstation von Jesus gehört hatten, und zwar mit solcher Klarheit und Lebendigkeit, daß ihnen die Leute gleichsam das Wort vom Munde nahmen. Ich selbst konnte mich nicht genug darüber wundern, wie vortrefflich die beiden Knaben, obschon noch Heiden, es verstanden, vom Evangelium Zeugnis abzulegen, und im Stillen knüpfte ich daran die Hoffnung, daß sich zu seiner Zeit aus dem Papuavolke noch tüchtige Evangelisten gewinnen lassen würden.

Daß wir übrigens in diesem Dorfe Wassilonne in großer Gefahr geschwebt hatten, davon hatten wir keine Ahnung. Wir erfuhren es erst nach einigen Tagen. Kurz vor unserer Ankunft nämlich hatten die in Wassilonne wohnenden Papua zwei entlaufene Arbeiter der Neu-Guinea-Kompagnie (ebenfalls Miokesen, wie unsere beiden Ruderer) ermordet, um sich deren rote Lendentücher und Perlen anzueignen. Als sie nun das weiße Boot nahen sahen, darin wir die Insel umfahren wollten, glaubten sie, weiße Leute kämen, um wegen der Ermordung ihrer Arbeiter Rache zu nehmen. Sofort griffen die Männer zu den Waffen, und alles, was Beine hatte, flüchtete in den Wald, um die weißen Leute, wenn sie ans Land stiegen und sich dem Dorfe näherten, aus dem Hinterhalt

---

*) Ist der Name Jesus auch fremd, so ist es doch auffallend, wie er immer richtig ausgesprochen und sehr bald unter den Leuten heimisch wird, wie kein anderer fremder Name.

zu überfallen. Daß sie dies nicht gegen mich ausgeführt haben, verdanke ich hauptsächlich den beiden Papuaknaben, welche, als wir ahnungslos das leere Dorf betraten, die Frauen im Walde bemerkten und, der Sprache dieser Gegend kundig, ihnen Aufklärung über den Zweck meines Kommens gaben.

Im weiteren Verlauf unserer Inselumfahrt kamen wir an einen Strand, wo nur wenige Leute wohnten. Als ich mir dort unter einem Baume etwas Essen kochte, schaute mir ein treuherziger Papua sehr vertraulich zu und konnte den weißen Mann und das, was dieser an sich trug und bei sich hatte, nicht genug anstaunen. Ehe wir aufbrachen, teilte ich ihm mit, daß ich auf einem kleinen, unbewohnten Inselchen, der sogen. Giebachtinsel*), nördlich von der Dampierinsel, zu übernachten gedächte. Der Mann warnte mich davor. In der Nähe desselben, sagte er, sei ein Dampierdorf, dessen Bewohner mich ermorden würden.

Am Spätnachmittage kamen wir in die Nähe dieses Dorfes. Ringsumher befanden sich viele Riffe. Es war eine gefährliche Fahrt, zumal mit dem kleinen Boot. Links und rechts von uns das Rauschen und Zischen der sich überschlagenden Brandungswogen, die uns jeden Augenblick mit dem Fahrzeug auf die Felsen zu werfen drohten!

Einige Male schien es, als ob wir durch das Wogengewühl nicht lebend hindurchkommen sollten. Selbst der beiden Papuaknaben bemächtigte sich große Angst. „O Kunze," riefen sie, „sage es Jesus! — das Meer ist schlecht; die Brandung zerschlägt uns!" Oft bäumte sich das Fahrzeug wie ein wildes Pferd; und unsere Angst ward noch vergrößert, als wir an dem hohen, steinigen Ufer eine ganze Menge Papua, Angehörige eben jenes berüchtigten Dorfes, stehen sahen, die unter Lärm und Jubelgeschrei darauf warteten, daß die tosende Brandung unser Boot auf den Riffen zerschmettern werde. Doch diese Freude sollte ihnen nicht zuteil werden. Gott half uns wunderbar; bald gewannen wir sicheres Fahrwasser und atmeten erleichtert auf. Aber kaum waren wir dieser Gefahr entronnen, so bedrohte uns eine zweite. Zwei mit Papua bemannte Kanoes setzten uns nach. Meine Ruderer, von den vorhergegangenen Anstrengungen ermattet, konnten nur mühsam einen Vorsprung behalten. Zum Glück hatte ich mein Schrotgewehr bei mir, das mir auf der Reise, wenn nötig, je und dann eine Taube für den Kochtopf verschaffen sollte. Schnell nahm ich es zur Hand und gab zwei Luftschüsse ab. Erschreckt sahen sich unsere

---

*) So genannt wegen der Riffe und Klippen, die sich dort ziemlich weit hinaus ins Meer ausdehnen, so daß die Schiffahrt daselbst besonders gefährdet ist.

Verfolger um, hielten mit Rudern inne und machten, des Verfolgens müde, kehrt.

Natürlich wagten wir es unter diesen Umständen nicht, auf dem nahen Inselchen zu übernachten, sondern setzten die Fahrt fort. Bald brach die Dunkelheit herein, und wir waren ratlos, wo wir die Nacht zubringen sollten. Ziemlich lange*) fuhren wir dahin — da, gegen 8 Uhr, sahen wir in der Ferne eine Menge Lichter auf dem Meer. Es nahm sich aus, wie die erleuchteten Weichen der Schienengeleise eines großen Bahnhofes. Der Anblick der Lichter gab meinen Ruderern einen Ansporn, den Lauf des Bootes zu beschleunigen. Endlich, gegen 10 Uhr, waren wir den Lichtern nahe gekommen. Wir sahen etwa 10 bis 14 Kanoes, auf welchen Papua aus den nächstgelegenen Dörfern beim Fackelschein Fischfang trieben. Großer Jubel und lautes Hin- und Herrufen klang zu uns herüber; sind doch die Papua so passionierte Fischer, daß sie schon beim Anblick eines Fisches in die größte Aufregung geraten und „Leibweh" bekommen, wenn ein Fisch aus dem Wasser taucht**), den sie nicht erlangen können. Sehr bezeichnend pflegen sie in solchem Falle mit der hohlen Hand längs des Mundes hinzufahren, was so viel heißt, als: Der Fisch ging am Mund vorbei.

Meine beiden Papuajungen kannten die Fischer. Sie riefen dieselben an und gaben ihnen Aufklärung über mein Kommen. Nach kurzem war unser Boot von ihren Kanoes umringt und die ganze, vom Rauch der Fackeln geschwärzte Gesellschaft begrüßte mich mit lautem Hallo. Noch lauter aber wurde der Jubel, als ich den Leuten erklärte, daß ich in ihrem Dorfe einige Zeit zu bleiben gedächte. Zwar machten mich die vielen Riffe, welche die Küste umgaben, hinsichtlich des Landens sehr besorgt; allein die Papua nahmen bald unser Boot in ihre Mitte, und einige fuhren auf ihren Kanoes voran, indem sie mir mit ihren Fackeln leuchteten, so daß ich ihnen sicher folgen konnte. Als sie glücklich das Land erreicht hatten, brachen sie abermals in ein Freudengeschrei aus, und ehe ich es mir versah, zog eine Menge kräftiger Papuahände mich mit Sack und Pack im Boot den steilen Strand hinauf. Vor allen ließ es sich der Angesehenste des Dorfes, ein baumlanger Papua, Daddu mit Namen, sehr angelegen sein, mir alle Freundlichkeit und Ehre zu erweisen.

Aengstlich sorgte er dafür, daß alle meine Sachen in seine eigene Hütte an einen sicheren Platz gebracht wurden, und, was

---

*) Auf Neu-Guinea wird es um ½6 Uhr Abend.

**) Die Papua sagen dabei häufig: „tingaik sajak — meine Eingeweide sind schlecht" (d. h. ich bin unglücklich).

noch mehr wert war, er gab seinen Leuten die Weisung, nichts von dem Meinen zu stehlen. Mit großer Würde betrat er dann mit mir das Dorf, führte mich nach dem padim, einem großen tischartigen Gestell, auf das der Papua seine Gäste zunächst zu führen pflegt; und unter allerlei vornehmen Verbeugungen und Handbewegungen, wie man sie einem Papua kaum zutrauen sollte, lud er mich zum Sitzen ein. Obgleich es schon spät war, versammelte sich doch noch das ganze Dorf; wie hätte es auch unter diesen Papua anders sein können! Der weiße Mann war ja in seinem Aussehen und Auftreten eine so seltsame Erscheinung, daß Männer, Weiber und Kinder ihn sich genau besehen mußten und gerne darüber das Schlafen vergaßen. Doch merkte ich bald, daß ich den Leuten nicht mehr so fremd war, wie ich es vermutet. So sah ich unter anderem, wie eine der nächststehenden Frauen, die Frau des Daddu, mit freundlichem, teilnehmendem Blick zu einer anderen sprach: „Das ist Kunze; — ihm ist die Frau gestorben!“ Dann richtete sie ihren Blick auf mich und sagte unter wehmütigem Lächeln einmal ums andere: „Oh Kunze! — oh Kunze! — — —“ Schließlich, als doch die Müdigkeit zu groß ward, führte Daddu mich mit meinen Begleitern in das Männerhaus. Das Liegen auf dem Fußboden von welligem Palmenholz war freilich nicht angenehm, und da ich außerdem von der Bootsfahrt noch ziemlich aufgeregt war, so kam ich zu keinem rechten Schlaf. Ebensowenig meine Papuajungen; nicht weil auch ihnen das Lager zu hart gewesen wäre, denn daran waren sie gewöhnt; sondern Daddu und seine Männer hatten soviel zu fragen, daß die beiden Jungen nicht aus dem Erzählen herauskamen. Mir aber machte es ein großes Vergnügen zu hören, wie sie alles, was wir unterwegs erlebt, und was ich da und dort gesprochen hatte, treulich berichteten und ebenso alles, was sie vom Evangelium wußten.

Als die Jungen, die, wenn einer von ihnen etwas nicht mehr genau wußte oder zu erzählen vergaß, sich gegenseitig ergänzten, ausgeredet hatten, merkte man den Leuten an, daß die Rede von Jesu sie innerlich ergriffen hatte. Bewegten Herzens legten sie nach Papuaweise ihre rechte Hand auf den Unterleib und sagten: „Wenn wir das Jesuswort hören, schmerzen unsere Eingeweide.“ Ich hatte den Eindruck, die Jungen hatten ihre Sache vortrefflich gemacht. Besser, als sie, hätte ich gewiß nicht sprechen können; auch würden mir die Leute schwerlich die Aufmerksamkeit geschenkt haben, deren sich die Jungen erfreuten, welche mit Papualippen zu ihnen redeten.

Am folgenden Tag hielt ich, unter den Leuten sitzend, meine Morgenandacht. Als sie bei dieser Gelegenheit meine Bibel sahen, fragten sie, was dieses Buch zu bedeuten habe, und gaben mir dadurch Anlaß, ihnen noch weitere Aufklärung über das Eine, was

not ist, zu geben. Besonders schien es sie zu freuen, daß ich ihnen sagte, zu dem Herrn Jesus dürften alle Leute kommen, und jeder könne mit ihm in seiner Sprache reden. Andererseits freilich bemerkte ich auch, daß ihnen ein karmesinrotes Lendentuch, welches einer meiner Ruderer um seine Hüften trug, sehr in die Augen stach und schließlich einer sagte: „Wenn ich das rote Zeug sehe, so bin ich unglücklich.“ Sehr interessierte sie mein Schrotgewehr. Was ihnen meine Papuaknaben davon erzählt hatten, schien ihnen fast unglaublich. Sie drängten sich um mich und baten, ich möchte doch mal eine Taube schießen, damit sie sehen könnten, wie mein Gewehr „mache“. Dazu bot sich denn auch bald Gelegenheit, und ihre Verwunderung kannte keine Grenze, als eine Taube hoch oben aus dem Baume getroffen herabfiel. Ich schenkte sie der Frau des Taddu, welche sie gerne annahm.

Meine Begegnung mit den Malalaleuten. Papuanische Friedensverhandlungen.

Diente diese Bootsfahrt dem Zwecke einer Untersuchungsreise und der Anknüpfung freundlicher Beziehungen zu den übrigen Dörfern der Insel, so gab es noch mancherlei andere Umstände, die mich je und dann zu einer Bootsfahrt veranlaßten.

So erhielt ich eines Abends die Nachricht, im Westen der Dampier-Insel, wo Freund Taddu wohnte, seien Leute aus Malala, einer Gegend am Festlande Neu-Guineas, eingetroffen. Dort waren vor einigen Jahren zwei unserer Missionare ermordet worden;*) und schon lange hatte ich den Wunsch, einmal mit Leuten aus dieser Gegend zusammenzutreffen, um freundschaftliche Beziehungen zu ihnen anzuknüpfen. Weil zu erwarten war, daß die Leute bald wieder in ihre Heimat zurückkehrten, ließ ich gleich abends, gegen 10 Uhr, mein kleines Ruderboot reisefertig machen. Gegen 2 Uhr, in dunkler Nacht, kamen wir in die Nähe des Dorfes Kurum, wo ich einen Teil der Malalaleute treffen sollte. Ich ließ leise rudern, um zu verhüten, daß das Nahen meines Bootes am Strande und im Dorf gehört würde; denn bemerkten die Malalaleute meine Ankunft, so war es nicht unwahrscheinlich, daß sie aus Furcht, ich möchte mich vielleicht noch nachträglich wegen der Ermordung meiner Freunde an ihnen rächen, Reißaus nahmen. Aber trotz unserer Vorsicht hatten die scharfen Papuaohren nur zu bald das Kommen des fremden Bootes bemerkt.

*) Vergl.: „Im Dienst des Kreuzes“, zweites Heft, S. 24.

Sofort riefen sie uns zu: „Wer da?“ „Kunzes Boot“, gaben wir zurück. Dann legten wir am Ufer an, wo sich die Männer um mehrere Feuer gruppiert hatten. Als ich mich näherte, gerieten sie in die größte Angst, so daß ihnen die Beine zitterten, aber ein Kurummann beruhigte sie und sagte: „Kunze hat kein Gewehr bei sich; er hat nur einen Stock, und den hat er im Boot liegen lassen“.

Die Malalaleute, dadurch von meiner wohlwollenden Gesinnung überzeugt, brachten mir nun sofort als Friedensgeschenk einige Yamsknollen und etwas Tabak, worauf auch ich ihnen etwas von meinem Tabak schenkte. Dann faßte jeder nach Papuasitte mein Handgelenk, zum Zeichen, daß er mir freundlich gesinnt sei. Da ich müde war, so suchte ich ein Nachtlager; es fand sich nichts andres, als ein ausgehöhlter Baumstamm, dessen Oeffnung so breit war, daß ich eben darauf liegen konnte. Natürlich schlief ich nur, wie Hasen zu schlafen pflegen; denn so ganz traute ich den Malalaleuten doch nicht. Haben sie einmal, dachte ich, Missionare ermordet, so scheuen sie sich vielleicht nicht, es noch ein zweites Mal zu thun. Ebenso mißtrauisch waren aber auch die Malalaleute. Auf ihren Wunsch mußte sich ein Kurummann dicht neben meinem ausgehöhlten Baumstamm ein Feuer anzünden und bei mir als Wachtposten verharren. Als endlich der Morgen anbrach, ging ich ans Meer um mich zu waschen und mir von meinen Ruderern etwas Kaffee kochen zu lassen, der freilich wegen des dazu verwendeten salzigen Wassers gar nicht mundete. Ein Stück Brot, das ich mir von Hause mitgenommen hatte, diente als Morgenimbiß.

Inzwischen suchte ich auch wieder mit den Malalaleuten anzuknüpfen; ich sagte ihnen, ich wüßte, daß ihre Dörfer meine Freunde, die Missionare Scheidt und Bösch, ermordet hätten; aber ich sei nicht als Bluträcher, sondern als Freund zu ihnen gekommen und möchte, daß sie dies auch den Leuten daheim in ihren Dörfern sagten. Ich wüßte, sie hätten die Mordthat nur begangen, weil sie noch nicht den Weg des Friedens kennten; sie möchten aber Jesus bitten, daß er das Böse, was sie gethan, von ihren Seelen nehme und sie rein mache.

Als ich ausgeredet, holten die Malalaleute bunte Sträucher, welche in der Nähe der Hütten standen, pflanzten sie vor meinen Augen in die Erde, und während wir im Kreise um dieselben hockten, faßten wir uns gegenseitig um die Armknöchel. Dann brach ich von den gepflanzten Sträuchern einige Zweiglein ab nach der Zahl der Dörfer, aus denen die Malalaleute stammten, und händigte sie diesen ein, damit sie, in ihre Heimat zurückgekehrt, sie zur Besiegelung unseres Friedensbundes nach Papuasitte in die

Erde pflanzten. Endlich nahm ich Abschied und bestieg mein Boot, um nach Freund Daddus Dorf zu fahren, wo ebenfalls Malalaleute waren. Unterwegs kam mir eins der Malalakanoes entgegen; kaum waren die Insassen meiner ansichtig geworden, so machten sie schleunigst kehrt, wiederum aus Furcht, daß ich der Bluträcher der ermordeten Missionare sei. Als man mich in Daddus Dorf auf dem Boote nahen sah, entstand auch dort die größte Aufregung. Ein am Strande liegendes Malalakanoe, hoch bepackt mit allerlei Handelsartikeln, welche eben ein darauf stehender Malalamann zum Verkauf ausbot, wurde mit Blitzesschnelle ins Wasser geschoben. Die Malalahändler meinten ihres Lebens nicht mehr sicher zu sein und wären gewiß eiligst auf und davon gegangen, wenn nicht gerade zur rechten Stunde Daddu, eines Hauptes länger als alle, erschienen wäre. Mein Boot bemerkend, watete er mir ein Stück Wegs im Wasser entgegen und fragte: „Kunze, kommst du als Bluträcher, willst du die Malalaleute töten, oder kommst du als Freund?" Ich winkte ihm zu, näher zu kommen. Als er neben meinem Boot stand, händigte ich ihm einen zugebundenen Sack ein, den ich von der Missionsstation mitgenommen hatte. Der Sack enthielt ein sonderbares Geschenk, das, wie ich wußte, Freund Daddu am besten den friedlichen Zweck meines Kommens beweisen würde. Verwundert faßte er den Sack mit seinen Händen und fragte: „Kunze, was ist darin?" Ich brauchte ihm keine Antwort zu geben; denn schon hatten zwei junge Kätzchen*) ihre Krallen durch den Sack gesteckt und sie Freund Daddu fühlen lassen. Mit vergnügtem Lächeln fragte er: „Ist das eine junge Katze — meine Katze?" „Jawohl, es sind zwei Kätzchen, ich gebe sie dir als Geschenk; du bist mein Freund." Nun war Daddu außer sich vor Freude; auch winkte er jetzt den Malalaleuten zu, doch nicht zu fliehen, ich sei als Freund gekommen. Die Malalaleute glaubten seinem Wort, und nun kam auch hier zwischen ihnen und mir ein Friedensbund zustande, wesentlich in derselben Weise, wie der zuvor geschlossene, nur daß diese Malalaleute noch eine alte Kokosnuß nahmen, deren harten Kern in kleine Stücke zerbrachen und sie so in einer Schale herumreichten. Als jeder, auch ich, ein Stück davon gegessen hatte, nahm der Angesehenste der Malalamänner den Rest der Nuß und beschrieb damit etliche Male um eines jeden Kopf einen Kreis. Wahrscheinlich wollte man dadurch ausdrücken, daß sich der eben geschlossene Friedensbund unvergeßlich in aller Gedächtnis einprägen sollte.

---

*) Katzen sind auf Neu-Guinea nicht einheimisch; sie mußten eingeführt werden.

Eine mißglückte Reise und eine erbauliche Abendunterhaltung im Prinz Adalberthafen. Der Missionar als Gast in den Hütten der Papua.

Nachdem wieder freundschaftliche Beziehungen zu Malala angeknüpft waren, entschloß ich mich im März 1894 zu einer Reise dahin. Meine Hoffnung war, daß es mir gelingen möchte, das Grab des einen oder des anderen der dort ermordeten Missionare, über deren Verbleib wir noch völlig im Unklaren waren, aufzufinden.

Zunächst fuhr ich wieder zu Daddu, um ihn, wenn möglich, zur Mitreise zu bewegen. Gelang mir das, so hatte ich in ihm nicht nur einen guten Dolmetscher, ohne den es mir unmöglich war, mit den Malalaleuten zu verkehren, sondern ich war auch in seiner Gegenwart meines Lebens sicherer. Daddu kannte mich hinlänglich und konnte bezeugen, daß ich wirklich ein Freund der Papua sei.

Als ich aber zu Daddu kam, hatte derselbe gerade eine große Wunde am Bein, so daß er meinte, nicht mit mir reisen zu können. Zum Glück hatte ich meinen Verbandkasten mitgebracht; ich machte mich sofort daran, die Wunde zu reinigen und zu verbinden. Doch auch jetzt hatte Daddu noch allerlei Bedenken, und es kostete mich viele Mühe, sie ihm auszureden. Endlich war er reisefertig. Seine Frau bereitete ihm eine Tasche mit gekochten Yams, auch nahm er einige Blätter Tabak mit, um sich auf der Reise die Zeit mit Rauchen vertreiben zu können, dazu etliche Betelnüsse und die unvermeidliche Kalkbüchse.

So fuhren wir in nordwestlicher Richtung auf Malala zu, bis wir uns am Nachmittag ziemlich auf der Höhe von Cap Dove befanden. Da erhob sich ein sehr heftiger Gegenwind mit starkem Seegang; statt vorwärts wurden wir rückwärts getrieben, und von Segeln konnte keine Rede mehr sein. Ich ließ es noch mit Rudern versuchen; aber der widrige Wind hielt an, die See wurde immer wilder, und wohl oder übel mußte ich meinen Reiseplan aufgeben. Statt bei Malala landeten wir folgenden Tages im sogenannten Prinz Adalberthafen. Die dort wohnenden Papua hatten das fremde Boot schon sehr früh bemerkt und waren in der Meinung, es käme vielleicht in böser Absicht, aus ihren Dörfern gewichen. Da war es gut, daß Daddu bei mir war, der die hier wohnenden Papua kannte. Er brüllte vom Boot aus in den nahen Wald hinein, um den Leuten zu melden, daß keinerlei Gefahr für sie vorhanden sei. Die Folge war, daß bald einige Männer des

nächstliegenden Dorfes zum Vorschein kamen und darauf auch die übrigen Dorfbewohner sich herbeiwagten und unser Boot am Strande verankern halfen.

Die Begleitung Daddus war für mich eine gute Empfehlung, die Leute nahmen mich sehr freundlich auf. Bald saß ich mit Daddu mitten unter ihnen, und das Austauschen von Freundschafts-Tabak begann. Zur Freundschaft eines Papua gehört aber auch, daß man mit ihm Betel kaut. Weil ich keine Betelnüsse hatte, brachte mir jeder der Leute etliche von den seinen, und wollte ich meine Freundschaft nicht in ein zweifelhaftes Licht stellen, so blieb mir nichts übrig, als die Betelnüsse zu kauen, so sehr auch deren Gerbsäure meinen Mund zusammenzog. Die Leute waren nun sehr befriedigt, und der Angesehenste des Dorfes sorgte sogar dafür, daß meine Sachen ins Männerhaus gebracht wurden und niemand sich daran vergriff. — Am Nachmittag kamen aus den umliegenden Bergdörfern größere Trupps von Leuten durch das Dorf. Der Dorfangesehenste stellte mich ihnen vor und vermittelte zwischen ihnen und mir einen Ausdruck freundschaftlicher Gesinnung. Die Leute hatten in ihren Tragnetzen gekochte Yamsknollen; jeder reichte mir eine, und ich mußte abbeißen, worauf sie ebenfalls abbissen und dann die Yamsknollen wieder zu sich nahmen. Ebenso reichten sie mir Betelnüsse. Die von mir angebissenen Yamsknollen und Betelnüsse betrachteten sie als Friedens- und Freundschafts-andenken.

Am folgenden Tage hatten die Frauen des Dorfes große Fische gefangen. Da machten plötzlich die Männer bekannt, der Barak*) sei von Dampier gekommen und wolle große Fische essen. Es wurde mit einem Bambusrohr geblasen, und die Frauen mußten, nachdem sie die Fische, sowie Yams und Taro gekocht hatten, das Dorf verlassen; denn wenn der Barak im Dorf ist, sagen die Papuamänner ihren Frauen, dürfe kein weibliches Wesen zugegen sein, — es müsse sonst sterben. Kaum waren nun die Frauen aus dem Dorf gegangen, so holten die Männer die mit Fisch und gekochten Feldfrüchten gefüllten Schüsseln auf das padim (tischartiges Gestell im Dorf), setzten sich mit Daddu um dieselben und begannen den großen Schmaus. Beim Essen wollte einer der Männer noch einmal das Geisterrohr (das Bambusrohr) blasen, um die Frauen zu überzeugen, daß der Barak da sei; wird denselben doch das Märchen aufgebunden, daß der Barak aus dem Bambusrohr rede. Aber das Rohr versagte seinen Dienst, und der Mann kam in

*) Ein bestimmter Geist, dem mit Vorliebe die Papuamänner huldigen, vgl. „Allerlei Bilder aus dem Leben der Papua", S. 78 (drittes Heft von „Im Dienst des Kreuzes").

Verlegenheit. Als er das Rohr klopfte, stellte sich heraus, daß eine Wespe Erde hineingetragen hatte, so daß es keinen Ton von sich geben konnte.

Dies bemerkend, nahm ich Anlaß, den Leuten die Thorheit und Verwerflichkeit ihres Baraktreibens begreiflich zu machen und sie auf Jesum und die Wahrheit des Evangeliums hinzuweisen. Es entging mir auch nicht, wie das, was ich sagte, den versammelten Männern und nicht am wenigsten meinem Freund Daddu zu denken gab. — Als ich am Abend dieses Tages mit meinen Ruderern in der Nähe der Hütte, in welcher ich einquartiert war, um ein kleines Feuerchen saß, gesellten sich bald wieder einige Papuamänner aus dem Dorfe zu mir. Ich sah es ihnen an, daß allerlei Fragen sie bewegten. „Kunze", redete mich der eine an, „du hast heute, als wir Barak aßen, von Jesus gesprochen; sage, wer ist Jesus?" Ich erklärte ihnen nun, daß Jesus im Himmel wohne und alle Menschen sehe, alles höre und wisse; daß er die Menschen bemitleide, wenn sie böse Wege gingen und Böses thäten, weil er wisse, daß solche Menschen in das große Feuer kämen und nicht in den Himmel. Darum schicke er auch in alle Lande und nach allen Inseln seine Freunde, damit sie den Leuten das Jesuswort (Evangelium) sagten und ihnen den guten Weg zeigten, der in den Himmel führt. Kaum hatte ich ausgesprochen, so fragte ein anderer der Männer: „Sieht denn Jesus alles, sieht er auch mich?" Ein Dritter fragte: „Sieht denn Jesus auch ins Innere? Sieht er auch das Böse im Innern?" Noch ein anderer fragte: „Ist das wahr, kommt der, den Jesus innerlich gut macht, in sein Reich?" Alle diese Fragen mußte ich beantworten; aber damit waren die Leute noch keineswegs zufrieden. Nun wollten sie noch wissen, wie es im Himmel aussehe. „Giebt es im Himmel auch ein Meer?" fragte einer. Ich antwortete: „Ja" und erzählte ihnen von dem gläsernen Meer (Offenb. Joh. 4, 6 und 15, 2). „Aber auf diesem Meer", sagte ich, „giebt es keine Stürme und Unglücksfälle mehr, wie auf dem Meer vor eurem Dorfe, sondern im Himmel ist alles viel schöner und herrlicher, und man braucht sich dort vor nichts zu fürchten." Ein anderer wollte wissen, ob es im Himmel auch Bäume und Kokospalmen gebe. Auch darauf antwortete ich ihnen: zwar wisse ich nicht, ob es in Jesu Reich gerade Kokospalmen gebe; aber es wüchsen dort Bäume mit Früchten und Blättern, bei deren Genuß niemand mehr sterben werde. (Offenb. 22, 2.)

So ward ich durch das geistliche Interesse der Leute im Prinz Adalberthafen reichlich entschädigt für die mißglückte Fahrt nach Malala; durfte ich doch sehen, wie schon ein geringes Körnlein Wahrheit imstande ist, die Herzen solcher Heiden zu bewegen.

Derartige Erfahrungen lassen denn auch leicht die Unbequemlichkeiten vergessen, die das Reisen und das Herbergen in Eingeborenenhütten mit sich bringt. Denn daß es gerade angenehm wäre, mit den Papua unter einem Dach zu hausen und Nacht für Nacht, so lange das Reisen dauert, auf dem harten, holperigen Fußboden einer Papuahütte zu liegen, könnte ich wahrlich nicht behaupten. Zuweilen nahm ich mir auf solchen Reisen eine Hängematte mit; aber weil sie keine gerade Lage des Körpers gestattete, schlief ich darin gewöhnlich schlechter, als auf dem bloßen Fußboden. Die Papua freilich interessierte allemal meine Hängematte sehr. Hatte ich sie in der Hütte angebracht, so waren Jung und Alt meist schnell beisammen um zu sehen, wie der weiße Mann in der Luft schwebte. „O dob ulä! — o dob ulä! oh sieh doch das Schweinenetz! — oh sieh doch das Schweinenetz*)!" ging es von Mund zu Mund.

Das Schlimmste ist, wenn man mit einer ganzen Reihe Papua in der Hütte zusammenschlafen muß und man, wie es häufig vorkommt, gleich Heringen in der Tonne nebeneinander liegt. Der Papua ist nichts weniger als ein ruhiger Schläfer; er schlägt nicht selten mit den Armen um sich, legt seinem Nebenmann den Kopf mit den rotgefärbten Haaren auf die Brust oder wirft ihm sein linkes oder rechtes Bein über den Leib, daß dieser aus dem Schlaf auffährt und nicht weiß, was los ist. Besieht man sich nach solchem Nachtquartier am anderen Morgen, so hat man oft genug ein getreues Konterfei von dem mit roter Ockerfarbe eingesalbten Papua auf den Kleidern. Dazu kommt, daß in der Hütte beständig ein Feuer brennt, dessen Rauch und Qualm einen fortwährend zu Thränen rührt.

Fast lustig hingegen ist in einem Papuaquartier manchmal die Zeit unmittelbar vor dem Einschlafen. Da kommt, während man halbschlafend, halbwachend daliegt, so ein Papua herein und fragt einen andern: „Du, schläft der tiwud (der weiße Mann)?" „Ja", erhält er zur Antwort und sagt dann für sich hin: „Es ist gut!" Bald darauf fragt er wiederum: „Du, hat der weiße Mann ein Gewehr?" „Ja".

„Was schießt er denn? Schießt er Menschen?"

„Nein, er sagt, er schieße nur Tauben und Kakadus".

„Es ist doch eine schlechte kui (Waffe), diese kui der weißen Leute, — der weiße Mann schießt, und dann kommt Blut. — Hat er wohl Eisen und Perlen bei sich? — Verschenkt er wohl Tabak?

*) Die Papua machen sich Fangnetze für Wildschweine, die einige Aehnlichkeit mit Hängematten haben.



Eine Eingeborenenhütte mit ihren Bewohnern.

Wird er wohl Taro, Yams und Kokosnüsse kaufen und uns Perlen und Eisen dafür geben?"

„Ja, er hat viel Eisen und Perlen; er hat eine große Kiste bei sich." — Alles ist im Flüsterton gesprochen; meinen doch die miteinander schwatzenden Papua, der weiße Mann, der so ruhig daliegt, sei in tiefen Schlaf gesunken. Schließlich aber kommt einem von ihnen der Gedanke, der weiße Mann könnte am Ende doch etwas von der Unterhaltung gehört haben. Leise tritt er an das Kopfende des Missionars und fragt im Flüsterton: „Kunze, schläfst du?" und weil ich keine Antwort gebe, abermals: „Kunze, schläfst du?"

„Ja."

„Es ist gut! dann schlaf! morgen, wenn die Sonne kommt, sprichst du wieder; dann bringen wir dir Taro, Yams, Kokosnüsse, und du gibst uns Messer, Eisen und Perlen."

Eine aufregende Kunde. — Kleidermißbrauch der Papua.

Ende Dezember 1892 befand ich mich mit meiner damals noch lebenden Frau in banger Sorge wegen unseres Bootes, das wir nach unserer Missionsstation Siar geschickt hatten. Seit Wochen schon hatten wir auf seine Rückkehr gewartet, und immer mehr drängte sich uns der Gedanke auf, daß es mit seinen Insassen, unseren Miokesen, verloren gegangen sei. Da — es war am Abend vor Sylvester — blicken meine Frau und ich eben von unserer Arbeit auf und sehen eine Gestalt daherschleichen. Sofort erkennen wir unseren Miokesen Tuktukum. Woher kommt er so plötzlich und so ganz allein? — wo sind die anderen? Bewegt tritt er an uns heran und berichtet folgendes: er und die übrigen Miokesen seien auf der Fahrt von bösem Winde überrascht und nach der Westseite von Dampier verschlagen worden. Dort hätten feindselige Eingeborene sie bemerkt und sie alsbald mit ihren Kanoes umschwärmt und festgehalten. Das Boot sei von ihnen beraubt und einige der Miokesen vielleicht ermordet, andere gefangen genommen; er selbst aber habe sich durch einen Sprung ins Wasser gerettet, sei dann, von den Papua unbemerkt, eine Strecke unter dem Wasser hergeschwommen und endlich glücklich an den Strand gelangt. Von dort sei er zu Fuß über die Berge, durch Wälder und Schluchten geeilt, um uns von dem Vorgefallenen Kunde zu bringen.

Das war nun freilich, wenn die Aussage des Miokesen auf Wahrheit beruhte, eine traurige Hiobspost. Immerhin hoffte ich noch, daß nicht alles verloren sei, und schickte schnell ins Nachbardorf, um von dort den angesehensten und einflußreichsten

Mann zu holen. Bald war dieser zur Stelle, verwundert, daß ich ihn zu so später Abendstunde hatte rufen lassen. „Du weißt," redete ich ihn an, „daß ich dein Freund bin und ich und meine Frau es gut mit euch im Dorfe meinen. Wir sind hier, um euch das Jesuswort zu sagen und den Weg in den Himmel zu zeigen, und um in Krankheiten euere Freunde zu sein. Aber wie ist es — bist auch du mein Freund, sehen mich auch die anderen Männer im Dorf als ihren Freund an?" Er antwortete: „Kunze, du bist unser Freund, du bist auch der Freund der anderen; — wir wissen, du thust uns Gutes." Auf seine Erklärung hin teilte ich ihm mit, was unserem Boot und den Miokesen widerfahren sei, und richtete dann an ihn die ernste Frage: „Was wird nun dein Dorf machen? Werden du und deine Leute nun nicht kommen und uns töten?" Ergriffen faßte er meine Hand, wir sahen uns Auge in Auge, und er gab die entschiedene Antwort: „Kunze, du bist unser Freund, — wir werden dich nicht töten!" Nun rief ich den Miokesen Tuktukum, damit der Papua ihn selbst sehe und spreche. Als er kam, umarmte ihn der Papua, betastete ihn von oben bis unten, ob ihm nicht ein Leid geschehen sei, kurz, er zeigte für das Ergehen meines Miokesen die innigste Teilnahme. Dann wandte er sich an mich und sagte: „Kunze, die Papua, welche dein Boot und die Miokesen überfallen haben, sind schlechte Leute; — sage dem großen Schiff, daß es komme und ihr Dorf vernichte!" Ich entgegnete: „Das thue ich nicht, denn Jesus will es nicht haben. Jesus will die Menschen nicht verderben, sondern retten. Ich bin nicht nur euer Freund, sondern auch der Freund derer, die mein Boot überfallen haben."

Schließlich bat ich den Mann, er möge doch mit seinem Kanoe nach dem feindlichen Dorf fahren und sich daselbst um die Herausgabe des Bootes und der Miokesen bemühen.

Er versprach dies zu thun und wollte eben von dannen gehen; — da — was ist das!? — höre ich plötzlich auf dem Meere Ruderschläge. Auch der Papua spitzt seine Ohren und ruft mit einem Mal freudig aus: „Kunze, dein Boot kehrt zurück!" Schnell eilt er nach dem Strande, und ich folge ihm. Welche Freude nach dieser beängstigenden Kunde! Da landete das Boot und mit ihm die Miokesen, — alle wohl. Doch nicht nur diese kamen, sondern auch Leute eines entfernteren Dorfes, welche auf ihren Kanoes unser Boot geleiteten. Bald war nun am Strande ein Feuer angezündet, und während ich nach Papuaweise mit den Leuten um dasselbe saß, erfuhr ich, wie alles gekommen war. Die Leute des entfernten Dorfes, welche mein Boot begleitet hatten, berichteten, wie sie von ihrem Dorf aus das Boot gesehen hätten, als es eben von den Leuten des feindlichen Dorfes umringt worden sei. Da hätten sie alsbald ihre Kanoes bestiegen, seien damit auf

die feindlichen Kanoes zugerudert und hätten den Leuten zugerufen: „Haltet Kunzes Boot nicht an, schlagt seine Miokesen nicht; sonst kommt das große Schiff und schlägt euch!“ Darauf hätten jene das Boot losgelassen.

So hatten wir denn wieder, wie schon so oft, ganz besondere Ursache Gott für seine wunderbare Güte und Hilfe zu danken.

Doch die Leute, welche das Boot hatten befreien helfen, wußten, weshalb sie es gethan. „Kunze“, sagten sie, nachdem sie ihren Bericht beendet hatten, „gieb uns nun auch etwas dafür, daß wir dein Boot und die Miokesen wiederbringen.“ Nun, gewiß war solcher Dienst auch seines Lohnes wert. „Was willst du von mir haben?“ fragte ich einen dieser dienstbaren Geister. Er antwortete: „Dein Zeug“, und deutete auf meine Jacke. Zum Glück war es nicht die beste, die ich trug. Noch einen Abschiedsblick widmete ich ihr und sagte dann: „Gut, du sollst die Jacke haben.“ Der Papua hatte nicht erwartet, daß ich wirklich auf seine Bitte eingehen würde; erstaunt fragte er: „Ist es wahr, willst du mir diese Jacke geben? Wirst du mir statt ihrer keine andere, schlechtere geben?“ „Nein“, sagte ich, „sieh dir die Knöpfe an und zähle sie! Morgen sollst du diese Jacke haben“.

Zwar gab ich den Papua nicht gerne Kleidungsstücke; denn nicht nur ließen sie sie bald im Schmutz verkommen, sondern sie pflegten sie auch auf so widerliche Weise anzulegen, daß sie die lächerlichsten Zerrbilder darstellten. Außer bei der hier erwähnten Gelegenheit habe ich nur noch einmal Kleidungsstücke verschenkt. Dies war nach dem Tode meiner Gattin, als ich einigen Frauen unseres Nachbardorfes, welche die Heimgegangene besonders lieb gehabt hatten, ein Andenken an dieselbe hinterlassen wollte. Doch was geschah? Als ich mehrere Wochen später in ein Dorf komme, wo eben Markt ist, bemerke ich einen Trupp Männer, an deren Spitze eine ganz sonderbare Figur würdevoll einherschreitet. Es ist ein alter, graubärtiger Papua im Kleide meiner Frau; in der linken Hand trägt er die Kalkbüchse und in der rechten etwas Betelpfeffer samt dem Spatel, womit er den Kalk aus der Büchse holt und ihn zusammen mit dem Betelpfeffer zum Munde führt. Er hatte das seiner Frau geschenkte Kleid gesehen und dieser nicht eher Ruhe gelassen, als bis sie es ihm gegeben hatte, und nun stolzierte er damit auf dem Markte und ließ sich von jedermann bewundern.

Seit diesem Anblick ist mir wahrlich alle Lust vergangen, den Papua Dinge zu geben, deren Gebrauch in ihren Händen ein Mißbrauch wird.

Wozu Riffe gut sind.

Der Seemann fürchtet sie mehr als Sturm und Hochsee. Wehe, wenn er mit seinem Schiffe den Riffen zu nahe kommt. Gar mancher Dampfer ist darauf festgerannt, und niemand kann ihn wieder flott machen. So liegt nur wenige Tagereisen nördlich von Dampier ein kleiner hübscher Dampfer schon seit Jahren verlassen auf einem Riff. Als er dort festrannte, konnten sich zum Glück die Insassen auf eine nahe Insel retten. Und fährt man von Australien nach Neu-Guinea, so bekommt man gar bald ein stattliches Segelschiff zu sehen, dessen Masten und Rahen stolz gen Himmel ragen. Man freut sich seines Anblicks, bis man verwundert fragt: „Warum liegt doch das Schiff so still, und warum fehlen den Masten und Rahen die Segel?" Da hört man dann, daß das einst so herrliche Schiff von widrigen Winden auf das große „Barrière-Riff" getrieben und dort zum Wrack geworden sei. Da ist die Freude vorbei, und man denkt mit Schmerz an die, welche vielleicht ihr Leben in den Fluten haben lassen müssen.

Was Wunder daher, daß der Seemann, sobald die Rede auf Riffe kommt, anfängt zu donnern und zu wettern und behauptet, sie lauerten heimtückisch im Meer auf seines Schiffes Untergang!

Sollte aber der liebe Gott etwas ins Dasein gerufen haben, was zu gar nichts nütze wäre?

Im November 1893 kam ich einmal mit dem Dampfer „Ysabel" der Neu-Guinea-Compagnie vor der Dampierinsel an. In meiner Begleitung befand sich der eben von Deutschland eingetroffene Br. Barkemeyer, und auf dem Dampfer hatte ich etwas Ladung. Das Schiff hatte es wieder mal sehr eilig; der Kapitän wäre die Ladung am liebsten mit einem Male losgeworden. Flugs wurden das eine der Missionsboote und ein anderes, dem Dampfer gehöriges, zu einem Floß verbunden und auf dieses der größte Teil der Ladung gepackt. Als dies geschehen war, spannte ich das andere, kleinere Missionsboot mittelst eines starken Taues vor das Floß und zog es so hinter mir her. Bald aber verhinderte mich das nachschleppende schwere Floß am Steuern. Ich spannte es deshalb wieder ab, und der Steuermann des Dampfers, welcher sich auf dem Floß befand, suchte dasselbe durch Rudern vorwärts zu bringen, wobei ich mich auf meinem kleinen Missionsboot möglichst in seiner Nähe hielt. Dabei bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß die beiden Boote des Floßes so schwer beladen waren, daß sie nur 2 bis 3 Zoll über Wasser liefen. Doch ging noch alles trefflich von statten, weil die See spiegelglatt war.

Bald aber kam etwas Wind, kleine Wellen erhoben sich und überschütteten den niedrigen Rand der Boote. Sofort bedeutete ich der Bemannung des Floßes, das eindringende Wasser auszuschöpfen. Man folgte meiner Weisung, aber nur zu bald rief man mir zu, man könne des Wassers nicht mehr Herr werden. In der Stille des Herzens seufzte ich zu Gott, daß Er doch auf irgend eine Weise helfen und alles zum besten führen möge. Da siehe, neigt sich plötzlich das Floß zur Seite. Das eine seiner Boote hat sich bis an den Rand mit Wasser gefüllt, es sinkt, und in einem Augenblick ist das Floß in der Tiefe verschwunden. Einige Kisten und Holz treiben auf dem Wasser umher. Den wackeren Steuermann, der in voller Kleidung schwamm, konnte ich in das kleine Missionsboot aufnehmen. Der übrige Teil der Floßbemannung, welcher aus farbigen Arbeitern bestand, die zu dem Dampfer gehörten, zog es vor, sich durch Schwimmen in Sicherheit zu bringen.

Wie groß war der Verlust! Wir waren nicht nur der Ladung, sondern auch der Boote beraubt worden; doch mußten wir dankbar dafür sein, daß kein Menschenleben verloren gegangen war. Da schaue ich in die Tiefe und sehe das Floß nur einige Meter unter Wasser auf dem Riffe liegen, welches sich gerade an der Stelle erhob, wo die Boote gesunken waren. Bis hierher hatte des großen Gottes allwaltende Hand das Floß gebracht, und ich bekannte beschämt: Herr, wie gnädig wendest Du Dich zu dem Rufen der Deinen! Das Riff hatte die Boote mit ihrer Ladung aufgefangen, daß sie nicht ins Unerreichbare versinken konnten. Eine Bootslänge weiter wäre das Wasser so tief gewesen, daß nichts zu retten gewesen wäre.

Sofort trafen wir nun Vorkehrungen die untergegangenen Boote zu heben. Das sahen die Eingeborenen unseres Nachbardorfes Kulobob und fingen alsbald an, unablässig zu tauchen. Sie zeigten dabei eine staunenswerte Freiwilligkeit und Freudigkeit zu helfen. Kamen ihre Köpfe wieder an der Oberfläche zum Vorschein, so hatten sie bald dieses, bald jenes aus der Tiefe heraufgeholt, und groß war der Jubel, womit sie es uns ablieferten. Waren es schwere Gegenstände, die gehoben werden mußten, so tauchten drei, vier und mehr zugleich, faßten den Gegenstand und zogen ihn in die Höhe, oder sie legten ihn in die Schlinge eines Taues, das wir vom Boot hinabgelassen hatten, so daß wir ihn ohne große Mühe in Sicherheit bringen konnten. So arbeiteten die Leute unermüdlich einige Stunden lang, unbeschadet, daß ihre Augen von dem scharfen Seewasser fast ganz entzündet und mit Blut unterlaufen waren. Sie fragten nicht: was wird uns dafür, waren aber vergnügt, als ich ihnen eine Belohnung in Aussicht stellte. Doch nun kam für uns und die wackeren Eingeborenen noch eine

größere Freude. Das dem Dampfer gehörige Boot war bereits gehoben worden. Die Eingeborenen sahen es jetzt als eine Ehrenaufgabe an, auch noch das größere Missionsboot aus der Tiefe hervorzuholen. Ihre Mühe war mit Erfolg gekrönt. Wir bekamen das für uns auf Dampier unentbehrliche, kostbare Boot zurück und freuten uns seines abermaligen Besitzes, um so mehr, als wir an ihm, wie auch an dem Dampferboot, keine Schäden bemerkten. Das war mehr, als wir zu hoffen gewagt hatten, und wie gnädig war der Herr gegen mich selbst gewesen! War es nicht seine Fügung, daß ich das schwere Floß nicht an meinem kleinen Boot im Schlepptau hatte behalten können? Gewiß wäre ich sonst in die Tiefe gerissen worden und hätte als Nichtschwimmer vielleicht den Tod in den Wellen gefunden.

So haben mir in jener Stunde auch die so verschrieenen Riffe Gottes Weisheit und Güte verkündigt. Unsere Eingeborenen auf Dampier aber, insbesondere die von Kulobob, meine ich, haben vor einem Examen gestanden. Oder sollte das eben Erzählte kein Examen gewesen sein, darin der liebe Gott die Leute hat prüfen wollen, ob sie in der Schule des Evangeliums etwas gelernt? Dieselben Leute, die jetzt so wacker und freudig halfen, hatten uns vor drei Jahren, als uns ein ähnlicher, nicht so umfangreicher Unfall zugestoßen war, mit Spott und Schadenfreude gegenübergestanden und auf unsere Bitten, sie möchten uns doch zu Hilfe eilen, nur die Frage gehabt: „Was gebt ihr uns dafür?" Der Leser mag also daraus selbst abnehmen, ob die Dampierleute in jenem Examen Fortschritte gezeigt haben oder nicht.

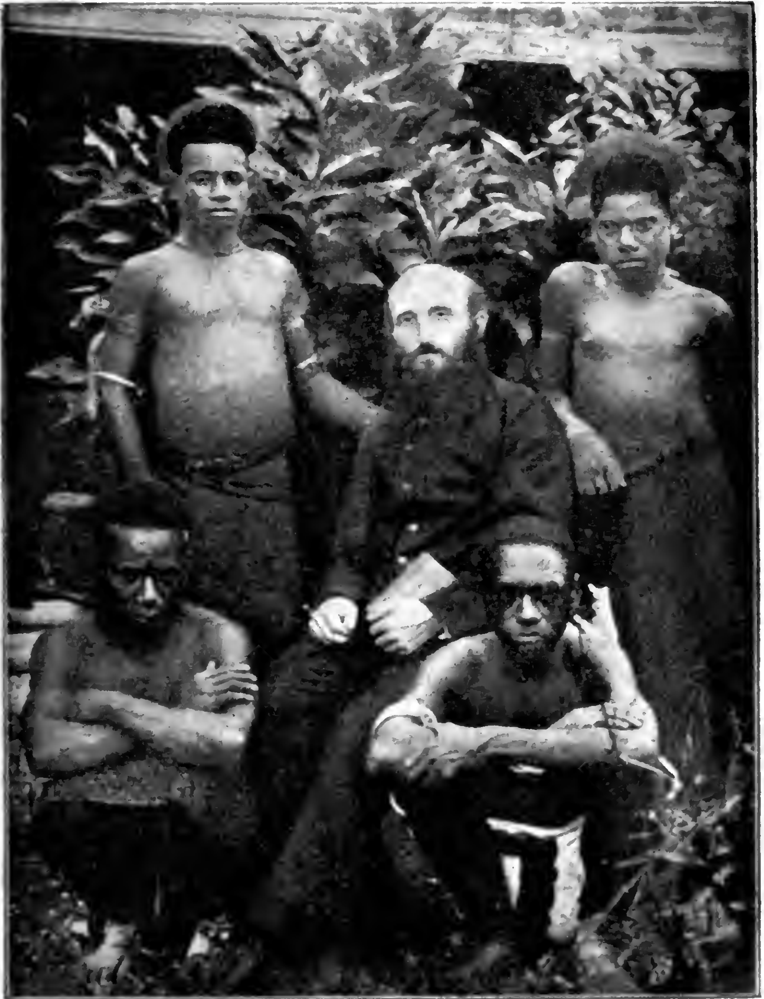
Ein Blatt des Andenkens. — Abschied von der Dampier-Insel. — Missionsleute als Brunnengräber.

Zu all diesen Nöten, Schwierigkeiten und Aufregungen kommen auf Neu-Guinea für den Missionar noch die vielen Fieber, welchen er in diesem besonders ungesunden Lande ausgesetzt ist. Da ist es denn nicht verwunderlich, wenn die Kraft des Neu-Guinea-Missionars früher als die eines anderen gebrochen ist, und er schon nach wenigen Jahren in der deutschen Heimat Erholung zu suchen genötigt ist. — So ist es auch mir ergangen. Wiederholt hatten mich, besonders im letzten Jahre, starke Fieber an Grabesrand gebracht. Dadurch und durch die vielen Mühen, Strapazen und Trübsale elend und matt geworden, mußte ich nach sechsjährigem, ununterbrochenem Aufenthalt auf Neu-Guinea heimwärts eilen, um

dann, wenn es Gottes Wille war, nach einer kürzeren oder längeren Erholungszeit zu meinen Papua zurückzukehren.

Neu-Guinea ist das Land meiner ersten Liebe; es ist das Land, wo ich verstehen gelernt, was es heißt: wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen.

Gleich, nachdem ich mit Missionar Wackernagel, der mit mir 1888 ausgesandt worden war, Neu-Guinea betreten hatte, traf mich die schwere Hand des HErrn und riß mir meinen Mitbruder und Reisegefährten plötzlich von der Seite. Es war am 17. Dezember 1888, Bruder Wackernagel und ich weilten gerade zusammen mit Frau Missionar Eich und der jetzigen Frau Missionar Bergmann in Simbang (einer Station der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft auf Neu-Guinea); da fordert mich Wackernagel auf, mit ihm im nahen Flusse zu baden. Ich riet davon ab, weil mir der Fluß als gefährlich beschrieben worden war. Doch Missionar Wackernagel, von einem längeren Gange erhitzt und sehr nach Erfrischung verlangend, bat mich zum zweiten und dritten Mal, und ich erklärte mich endlich bereit, mit ihm zu gehen. Des Schwimmens unkundig, badete ich an einer sehr seichten Stelle; aber ich weiß nicht, wie es kam, — plötzlich geriet ich in tieferes Wasser und sank unter. Noch zweimal tauchte ich auf; jetzt mußte ich gerettet werden, wenn mich nicht die Fluten für immer verschlingen sollten. Es war ein ernster Augenblick; bei völligem Bewußtsein nahm ich Abschied von allem, was mir lieb war, und befahl mich im Gebet der Gnade Gottes an. Als ich zum dritten Mal untersank, streifte ich unter Wasser einen menschlichen Körper, doch wagte ich nicht denselben zu fassen, um ihn nicht mit mir in die Tiefe hinabzuziehen. Dann stieß wunderbarerweise mein rechter Fuß auf Sandgrund. Ich gab meinem Körper nach dieser Seite das Uebergewicht und war gerettet. Mich umschauend, sah ich Missionar Wackernagel nicht sehr fern vom Ufer über tiefem Wasser schwimmen, die Arme unthätig über Wasser, den Kopf etwas zur Seite geneigt. Ich rief ihn an, erhielt aber keine Antwort, was mich das Schlimmste befürchten ließ. Da die Missionsstation nahe war, schrie ich sofort um Hilfe; allein nur zu bald sank der liebe Gefährte unter, und eine aufsteigende Bläse deutete an, daß er nicht mehr auftauchen würde. Gleich darauf eilten die Missionare von Simbang herbei und zogen mit Hilfe einiger Papua den Leichnam aus dem Wasser. Alle angestellten Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. In der Nähe von Simbang, unter einem mächtigen, schattenspendenden Baume befindet sich sein einsames Grab, das mit einem einfachen Holzkreuz geschmückt ist. Es war das erste Grab der kaum ein Jahr zuvor begonnenen Missionsarbeit der Rheinischen Mission auf Neu-Guinea, und als ich im Dezember



Missionar Pfalzer (von Simbang) mit seinen Missionsschülern.

1894 Neu-Guinea verließ, betrug die Zahl der Gräber schon zehn, denen nur zu bald das elfte folgen sollte.

Wie reich mein Anteil an dieser Thränensaat gewesen ist, — daran erinnerten mich noch meine Papua, als sie hörten, ich sei im Begriff, ihre Insel zu verlassen. Da sagten sie in der ihnen angeborenen Offenheit: „Kunze, was willst Du fortgehen!? Du bekommst schon graue Haare hinter den Ohren. — Du hast Deine Frau, Klaus und Pilkuhn (einen Missionar und einen Missionsgehilfen) hier begraben; — bleibe da! Wir wollen Dir, wenn Du stirbst, auch ein schönes, großes Loch machen und auch Deine Kleider dazu legen; und wenn wir sterben, dann begräbst Du uns.“ Manchem mag diese Rede der Papua kalt und teilnahmlos erscheinen; aber ich verstand die Leute wohl und wußte, daß sie nichts anderes ausdrücken wollten, als: Kunze, wir gehören zusammen. Ein anderer Papua sagte mir: „Falls Du nicht wieder kommst, wird vielleicht Dein Haus abgebrochen. — Mich schmerzen meine Eingeweide, wenn ich daran denke, daß dann das Grab Deiner Frau verlassen liegt; aber ich will dann eine Hütte darüber bauen, damit ihre Seele, wenn sie den Leichnam aufsucht, in derselben einkehren kann.“ Das war heidnisch gedacht; aber auch dies zeigte, daß ich in den Herzen dieser Papua ein Plätzchen gefunden hatte und sie mir nicht mehr wie ehedem fremd und gleichgültig gegenüber standen. —

Missionar Dassel, der mit unendlicher Liebe und Geduld und nicht ohne Erfolg etliche Papuaknaben im Lesen und Schreiben unterwies und während der letzten beiden Jahre Freud und Leid mit mir geteilt hatte, übernahm nun allein die Weiterarbeit. Leider sollten nach meinem Weggange auf der Dampier-Insel bald Ereignisse eintreten, die der hoffnungsvollen Missionsarbeit daselbst ein plötzliches Ende bereiteten.

Nicht lange nach meinem Weggang erfolgte auf der Dampier-Insel der Ausbruch des längst als erloschen betrachteten Vulkans.*) Missionar Dassel schrieb darüber folgendes:

„Seit dem 17. Juni hält uns der Ausbruch des Kraters, an dessen Fuß unsere Station liegt, fast ständig in Aufregung. Bei Tage entsteigen dicke Rauchwolken von oft geradezu grausigem Aussehen dem Feuerschlunde und ziehen den ganzen nordwestlichen Himmel, während bei Nacht zuweilen der ganze obere Kegel des Berges von einem Feuerschein umgeben ist. Ein anhaltendes Donnern und Rollen mahnt uns beständig an die große Gefahr, in der wir schweben. Bisher hat der HErr noch gnädig uns be-

*) Vgl. „Im Dienst des Kreuzes“ (1. Heft), S. 45.

wahrt. An einem Tage, als die Luft voller Asche war, befürchteten wir schon das Schlimmste."

Aber nicht genug, es brachen auch noch unter den Papua die Pocken aus, so daß Missionar Dassel von ihnen keine Lebensmittel mehr erhalten konnte. Seine Vorräte gingen zu Ende, und schon stand Not und Verlegenheit vor der Thür, — da kommt Missionar Barkemeyer von der Missionsstation Siar und bringt nicht nur Vorräte für den Lebensunterhalt, sondern auch Trost und Ermunterung in dieser Drangsalszeit. Aber schon steht neue Trübsal vor der Thür. Eines Tages begiebt sich Missionar Barkemeyer auf die Jagd, um für den Kochtopf der Missionsfrau eine Taube zu schießen. Mit geladenem Gewehr steht er bald hier, bald dort unter einem Baum, auf dem er eine Taube erblickt. Sein Bemühen ist umsonst. Endlich kehrt er nach Hause zurück, vergißt aber dabei, daß sein Gewehrhahn noch gespannt ist. Von der Hitze ermüdet, zieht er das Gewehr hinter sich her, so daß der Kolben den Erdboden berührt. Da fällt plötzlich ein Schuß; das Gewehr hat sich entladen, und das Schrot ist dem Bruder in den Körper gedrungen. Offenbar hatte sich der Riemen des Gewehrs mit dem gespannten Hahn verfangen und diesen zum Einschnappen gebracht. Unter vielen Schmerzen, aber selig ging Missionar Barkemeyer wenige Stunden später heim. Noch am selbigen Tage erhob sich der vierte Grabhügel neben den bereits vorhandenen dreien. — Am anderen Tage kam der Dampfer, um Missionar Dassel und seine Frau von Dampier abzuholen, damit sie nicht länger den Gefahren des feuerspeienden Berges ausgesetzt seien.

* * *

Es hat nun das vorliegende Büchlein, welches zusammen mit drei vorhergegangenen Schriftchen gleicher Art einen Einblick in die kurze Lebensgeschichte der Missionsstation auf einsamer Südseeinsel giebt, seinen Abschluß gefunden. Diese vier Schriften, die den gemeinsamen Titel: „Im Dienst des Kreuzes" tragen, wollen dem Leser die großen Schwierigkeiten vor Augen stellen, womit die Anfänge einer Missionsarbeit verbunden sind. Zugleich aber wollen sie auch allen, die dem Kommen des Reiches Gottes mit Verlangen entgegensehen, die Bitte ans Herz legen, im Dienst des Kreuzes nicht müde zu werden und vor allem mit treuem Gebet derer zu gedenken, die in großer Schwachheit des Leibes und der Seele an ihrer statt und in Jesu Namen unter viel Gefahr, Not und Trübsal den Heiden des HErrn Tod verkünden.

„Im Dienste des Kreuzes," das ist die Ueberschrift jedes Christenlebens; insbesondere aber ist es die Ueberschrift der Neu-

Guinea-Mission. Nichtsdestoweniger wollen wir unter thätiger Beteiligung der heimatlichen Missionsfreunde fortfahren, in diesem Thränen- und Trübsalslande Brunnen zu graben; denn „wohl den Menschen, die Dich für ihre Stärke halten und von Herzen Dir nachwandeln, die durch das Jammerthal gehen und machen daselbst Brunnen!“ (Ps. 84, 6.) Geht es dabei, wie mit der Missionsstation auf der Dampier-Insel, so wollen wir daran denken, daß Christen und Missionsleute dem Erzvater Isaak gleichen sollen, der, als die von ihm gegrabenen Brunnen verschüttet wurden, sein Werk nicht aufgab, sondern frisch und mutig an anderer Stelle einen Brunnen grub. (1. Mose 26, 15 ff.)

Gott Lob! ist statt der Station auf der Dampier-Insel schon eine neue, dritte Missionsstation auf Neu-Guinea errichtet und damit ein neuer Brunnen gegraben worden. Möge der HErr — wie dort zu Sichar — bei den Brunnen weilen, welche unsere Rheinische Mission, sei es auf Neu-Guinea, sei es andernorts gräbt, und mögen sich viele finden, die gleich dem samaritischen Weibe sprechen: „HErr, gieb mir dasselbige Wasser, auf daß mich nicht dürste.“ (Joh. 4, 6. 15.)

Möge aber auch jeder Christ Sorge tragen, daß, wenn er einmal die Augen schließt, er ein Brünnlein hinterlasse zur Erquickung und Genesung der Heiden.



Inhaltsverzeichnis.

Viertes Heft.

Kleine Züge aus dem Missionsleben auf Neu-Guinea.

Seite

Die Verkündigung des Evangeliums unter den Papua. — Eine Kanoe- und eine Wegpredigt 3
Eine papuanische Weihnachtsfeier. — Unser Harmonium, ein Gegenstand der Furcht für die Papuafrauen 9
Mancherlei Anschauungsunterricht 14
Erfreuliche Anzeichen, daß das Evangelium nicht ohne Einfluß auf die Papua bleibt 18
Gedanken eines Papua nach dem Besuch einer Sägemühle. — Eine Weihnachtspredigt, welche die Papua veranlaßt, unrecht Gut herauszugeben 21
Wie die Papua ihr Vertrauen zu uns bekunden und durch die Missionsgräber zu friedlicher Gesinnung gelangen . . 28
In mißlicher Lage. — Ein dankbares Papuaweib 30
In Gefahren zu Wasser und zu Lande 34
Was ich auf meiner Reise um die Dampier-Insel erlebte . 41
Meine Begegnung mit den Malalaleuten. — Papuanische Friedensverhandlungen 48
Eine mißglückte Reise und eine erbauliche Abendunterhaltung im Prinz Adalberthafen. Der Missionar als Gast in den Hütten der Papua 51
Eine aufregende Kunde. — Kleidermißbrauch der Papua . 56
Wozu Riffe gut sind 59
Ein Blatt des Andenkens. — Abschied von der Dampier-Insel. — Missionsleute als Brunnengräber 61



Druck von Ernst Siedhoff. Bielefeld.

